Kenntniß der verschiedenen Gattungen

Poesie und Prosa

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

das weibliche Geschlecht

Lehrbuch

der

deutschen Literatur

für

das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt,

Prof. in Breslau.

Erster Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

65.D

Lehrbuch

zur

Kenntniß der verschiedenen Gattungen

der

Poesie und Prosa

für

das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt,

Prof. in Breslau.

Zweite verbesserte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort
zur ersten Ausgabe.

Es haben immer diejenigen Lehrstunden zu meinen angenehmsten gehört, in welchen ich in der obersten Klasse der von mir seit mehr als 25 Jahren geleiteten höheren Töchterschule die Schülerinnen mit den Klassikern unsrer Literatur bekannt machte, und dadurch ihren Sinn für das Gute und Schöne zu bilden suchte. Kaum kann ich glauben, daß, wer über die Ausbildung des weiblichen Geschlechts nachgedacht und einen richtigen Begriff von der Bestimmung desselben hat, einen solchen Lehrcursus für überflüssig, oder gar für schädlich halten sollte, und ich halte es daher für unnöthig, die Nützlichkeit dieses Unterrichts für Verstand und Herz hier auseinander zu setzen. Seit mehr als 10 Jahren bediente ich mich dabei des Handbuchs der Dichtungsarten von Heyse und Sickel, welches, wie mir scheint, weniger bekannt und verbreitet ist, als es verdient. Indeß bewogen mich, ungeachtet der sehr passenden Auswahl der Musterstellen, mehrere Umstände, mich an die Ausarbeitung eines eigenen Lehrbuchs zu diesem Zwecke zu machen; denn theils sind

die biographischen Notizen zu kurz und mangelhaft, und zum Theil selbst unrichtig, theils enthält jenes Werk nur die Dichtungsarten, nicht aber zugleich die verschiedenen Arten des prosaischen Ausdrucks, und endlich schien mir nöthig, den Schülerinnen zu zeigen, wie sich mit der Zeit die Poesie und Prosa in Deutschland ausgebildet habe.

Ich habe also bei diesem meinem Buche zwei Zwecke zu erreichen gesucht: 1. die verschiedenen Arten des poetischen und prosaischen Ausdrucks auseinander zu setzen, und durch passende Musterstellen zu erläutern; 2. die Schülerinnen mit dem Gange unsrer Literatur und mit den berühmtesten Schriftstellern, deren Kenntniß ihnen nöthig ist, bekannt zu machen. Ueber die Nützlichkeit des Unternehmens werden, hoffe ich, die Stimmen nicht getheilt seyn; es fragt sich nur, ob der von mir eingeschlagene Weg der richtige sey? ob ich nicht vielleicht zu wenig oder zu viel gegeben habe? Und da ich weiß, wie wenig zwei Augen sehen können, wie leicht man sich in seinen Ansichten irrt, und wie befangen unser Urtheil über unsre eigenen Arbeiten ist, so lasse ich allerdings mit Bangigkeit mein Buch ins Leben treten. Nur einigermaßen kann mich dabei der Umstand beruhigen, daß ich eine vieljährige Erfahrung für mich habe, durch die man zuletzt einen richtigeren Tact in der Auswahl dessen erhält, was sich für den Unterricht eignet.

Das nachstehende Buch zerfällt in zwei Hauptabtheilungen. Die erste handelt von den verschiedenen Gattungen und Arten der Poesie und Prosa, so weit nach meiner Ansicht deren Kenntniß für das weibliche Geschlecht nöthig ist. Zur Erläuterung sind bei jeder einige Musterstellen aus deutschen Klassikern hinzugefügt. Die zweite, die des größeren Umfangs wegen in zwei Bände vertheilt werden mußte, enthält eine Geschichte unsrer Literatur, immer in Bezug auf das Bedürfniß des weiblichen Geschlechts. Die früheren Perioden sind möglichst kurz behandelt, umständlicher die neuere Literatur. Fast von jedem angeführten Schriftsteller sind einige Musterstellen angeführt, um einen Begriff von seiner Eigenthümlichkeit zu geben. Das Buch ist zunächst für die Schülerinnen bestimmt; sie müssen es selbst besitzen, in den Lehrstunden die Musterstellen vorlesen, und sich das Geschichtliche genau merken. Für die Lehrer dagegen lasse ich zugleich einen vierten Theil erscheinen, in welchem theils das, was im Hauptwerke nur kurz angedeutet ist, ausführlicher behandelt, theils umständlichere Nachrichten von dem Leben der angeführten Schriftsteller gegeben wird. Die Lehrer können diesen Theil, wenn sie mit Nutzen unterrichten wollen, nicht wohl entbehren. Um die Anschaffung des größeren Buches den Schülerinnen zu erleichtern, ist der Herr Verleger bereit, jeden Band nicht nur einzeln zu verkau-

fen; sondern er hat auch den Preis möglichst wohlfeil gestellt.

Ungeachtet des Fleißes, den ich auf das Werk gewendet zu haben mir bewußt bin, zweifle ich doch keineswegs an seiner Unvollkommenheit, und werde mit Dank jede freundliche Zurechtweisung competenter Richter aufnehmen und bei etwaigen neuen Auflagen benutzen.

Ich habe das Glück gehabt, daß meine Lehrbücher, die ich für den weiblichen Unterricht ausgearbeitet habe, günstig aufgenommen worden sind; möchte sich auch dieses Buch derselben freundlichen Aufnahme erfreuen dürfen!

Breslau, im Mai 1832.

Zur zweiten Auflage.

Die meisten der mir zu Gesichte gekommenen Beurtheilungen dieses Werks haben sich zwar günstig darüber ausgesprochen, aber einige derselben Manches daran auszusetzen gehabt. In einigen Stücken habe ich die mir gegebenen Winke gern benutzt, weil ich sie als brauchbar erkannte; dagegen zeigen namentlich die Rügen des Recensenten in der hallischen Litt. Zeitung, daß derselbe wohl nicht wisse, was sich für den Unterricht des weiblichen Geschlechts gehört. Er ist mit den gegebenen metrischen Regeln unzufrieden, weil sie nicht vollständig wären; namentlich wirft er mir vor, daß ich die Anapästen und Amphibrachen nicht erwähnt

hätte. Aber es wäre wahrlich sehr zweckwidrig, wenn ich heranwachsenden Mädchen eine vollständige Metrik vortragen, und ihnen die seltener vorkommenden Versarten einprägen wollte. Hätte ich es gethan, so verdiente ich mit Recht den Tadel aller vernünftigen Pädagogen. Ebenso weiß ich recht gut, was Cäsur ist; aber für Mädchen war die beim Alexandriner gegebene Erklärung hinlänglich; von der Cäsur des Hexameters u. s. w. brauchen sie nichts zu wissen. Von der Richtigkeit der Behauptung des Recensenten, daß die Ergänzungsklasse der Dichtungsarten unhaltbar sey, kann ich mich nicht überzeugen. Wenn Recensent sagt, die beiden ersten Abschnitte der Geschichte der Literatur wären sehr kurz und leer, so hat er wohl nicht an den Zweck des Werks gedacht. Er verlangt, ich hätte von Otfried, von Hildebrand und Hadubrand, vom Georgs- und Hannoliede Proben mittheilen sollen (!!), und doch tadelt er den Umfang des Werks! Des Hans Sachs Drama: von den ungleichen Kindern, nennt Recensent naiv; gut! aber er spricht ihm Geschmacklosigkeit ab. Nun wohl, der Geschmack ist verschieden. — Ferner wird gerügt, daß ich Wieland in Osmannstädt sterben ließe. Allerdings ist er da gestorben, ob er gleich das Gut früher verkauft hatte. — Die Redner, so wie die Geschichte der Beredtsamkeit habe ich absichtlich übergangen, weil sie für den weiblichen Unterricht nicht gehören. Sollte der Recensent erst 30

Jahre lang Lehrer des weiblichen Geschlechts gewesen seyn, so würde er gewiß Manches am Buche loben, was er getadelt hat.

Eine andere Recension im Gesellschafter kann ich nur mit Stillschweigen übergehen, da der wahrscheinlich sehr junge Recensent von den Bedürfnissen des weiblichen Geschlechts keine klaren Begriffe zu haben scheint.

Breslau, im März 1835.

Fr. Nösselt.

Inhalt.

Von der Poesie.

Erster Abschnitt.

Lyrische Poesie.

Seite.

1. Das Lied. Mit Beispielen von Niemeyer und Schubart. . . 2
2. Die Ode. Mit einem Beispiel von Klopstock. 8
3. Die Hymne. Mit Beispielen von Klopstock und Bouterweck. . 10
4. Die Dithyrambe. Mit einem Beispiel von Joh. Heinr. Voß. . 13
5. Die Elegie. Mit Beispielen von Eschenburg und Hölty. . . 14
6. Die Heroide. Mit einem Beispiel von Wieland. . . . 18
7. Die Cantate. Mit einem Beispiel von Kudraß. . . . 21
8. Das Sonett. Mit Beispielen von A. W. v. Schlegel und Bürger. 25
9. Das Madrigal. Mit Beispielen von Hagedorn u. Joh. Georg Jakobi. 27
10. Das Rondeau. Mit einem Beispiele von Hagedorn . . . 28
11. Das Triolett. Mit Beispielen von Klamer Schmidt und Götz. 29
12. Die Canzone. Mit einem Beispiele von Kannegießer. . . 30
13. Die Sestine. Mit einem Beispiele von Kannegießer. . . 32

Zweiter Abschnitt.

Didaktische Poesie.

1. Das eigentliche Lehrgedicht. Mit Beisp. von Manso u. Christ. Schreiber 34
2. Die Gnome. Mit Beispielen von Wieland, Blumauer, v. Herder, v. Haller, Streckfuß. 36
3. Die Fabel. Mit einem Beispiele von Gleim. 37
4. Die Parabel und Paramythie. Mit Beispielen von Agnes Franz und Herder. 39
5. Die Satyre. Mit Beispielen von Lichtenberg und Pfeffel. . . 45

Dritter Abschnitt.

Epische Poesie.

Seite.

1. Das ernste Heldengedicht. Mit Beispielen von Klopstock, Wieland und Kosegarten. 46
2. Das komische Epos. Mit einem Beispiele von Zachariä. . . 58
3. Die Romanze und Ballade. Mit einem Beispiele von Schiller und Th. Hell. 61
4. Die Legende. Mit Beispielen von Uhland und Langbein. . . 68
5. Die poetische Erzählung. Mit Beispielen von Prätzel und v. Göckingk. 73
6. Der Roman, die Novelle und das Mährchen. Mit Beispielen von Steffens und Fr. Jacobs. 77
7. Das beschreibende Gedicht. Mit einem Beispiele von Matthisson. 91

Vierter Abschnitt.

Dramatische Poesie.

1. Das Trauerspiel. Mit einem Beispiele von Müllner. . . . 98
2. Das Lustspiel. Mit Beispielen von Engel und Kotzebue. . . 102
3. Das Schauspiel. Mit einem Beispiele von Engel. . . . 111
4. Das Singspiel. 116
   a. Das Melodrama. 116
   b. Die Oper. 117
   c. Die Operette. Mit einem Beispiele von Weiße. . . 117

Fünfter Abschnitt.

Gemischte Dichtungsarten.

1. Die Idylle. Mit einem Beispiele von Sal. Geßner. . . . 121
2. Die Epistel. Mit einem Beispiele von Göckingk. . . . 125
3. Der Dialog und Monolog. Mit Beispielen von Schiller u. Langbein. 128
4. Die Parodie und Travestie. Mit Beispielen von Göthe, Bretschneider, Cl. Harms, Hölty, Kosegarten und Blumauer. . . 132
5. Das Sinngedicht und das Epigramm. 138
   a. Das Sinngedicht. Mit Beispielen von v. Zinkgreff, Opitz, Olearius, v. Logau, Tscherning, Chr. Gryph, v. Canitz, Wernike, Brockes, Triller, v. Hagedorn, Dreyer, Gleim, Götz, Joh. Charlotte Unzer, Klopstock, Fr. v. Gemmingen, Kuh, Pfeffel, v. Nicolay, v. Köpken, Kretschmann, Heydenreich, v. Schiller, Joh. Georg Jacobi und Klamer Schmidt. . . 138

Seite.

b. Das Epigramm. Mit Beispielen von Weckherlin, Opitz, v. Logau, Paul Flemming, Andr. Gryph, v. Hofmannswaldau, Wernike, Drollinger, Triller, v. Hagedorn, v. Kleist, Gellert, Dreyer, Gleim, Kästner, Götz, Unzer, Karsch, Klopstock, Ramler, Weiße, Löwen, Lessing, Ewald, Frh. v. Cronegk, Pfeffel, v. Nicolay, Kretschmann, Küttner, Joh. G. Jacobi, v. Schiebeler, Claudius, Haug, J. H. Voß, Müchler und Weißer. . . 146

6. Die Allegorie. Mit einem Beispiele von Pfeffel. . . . 154

7. Die Vision. Mit einem Beispiele von Schiller. 164

8. Das Räthsel, die Charade, der Logogryph, das Anagramm und das Akrostichon. Mit Beispielen von v. Houwald, v. C. B., v. Carol. Kl. u. a. 166

9. Die Endreime. Mit Beispielen von Aloys Schreiber, J. G. Jacobi. 170

Von der Prosa.

Erster Abschnitt.

Der Lehrstyl.

Mit Beispielen von Gräfin v. Wallenburg und Glatz. 173

Zweiter Abschnitt.

Der geschichtliche Styl.

I. Der erzählende geschichtliche Styl. 182

1. Die Naturgeschichte. Mit einem Beispiele von Sommer. . 182

2. Die Menschengeschichte. 184

a. Die Biographie und Charakteristik. Mit Beispielen von Matthisson, Jung-Stilling und Engel . . . 184

(Die Anekdote und der Lapidarstyl.) . . . 197

b. Die besondere Geschichte. Mit Beispielen von Luden, Rößelt und Joh. v. Müller. 199

c. Die allgemeine Geschichte. Mit Beispielen von Joh. v. Müller und Venturini. 205

II. Der beschreibende geschichtliche Styl. 211

1. Die Naturbeschreibung. Mit einem Beispiele von Vollmer. . 211

2. Die Erdbeschreibung. 213

a. Die physikalische. Mit Beispielen von Vollmer. . 214

b. Die politische. Mit einem Beispiele von Stein. . 222

Dritter Abschnitt.

Briefstyl.

Seite.

1. Vertrauliche Briefe. Mit Beispielen von Garve, Zollikofer und Wieland. 228
2. Conventionelle (Höflichkeits-) Briefe. Mit Beispielen von Gellert und Wieland. 241
3. Witzige und launige Briefe. Mit Beispielen von Gellert u. Rabener. 245
4. Belehrende Briefe. Mit einem Beispiele von Dinter. . . 251

Vierter Abschnitt.

Der Geschäftsstyl.

1. Der höhere Geschäftsstyl. 257
2. Der niedere Geschäftsstyl. 258

Verzeichniß der Schriftsteller,

die zu Musterstellen benutzt, oder die sonst erwähnt worden sind.

	Seite
Abraham von Sancta Clara	245
Basedow	253
Blumauer	37. 136
v. Bouterweck	11. 29
Brandes	252
Bretschneider	133
Brockes	141
Bürger	26
v. Canitz	141
Claudius	153
v. Cronegk	152
Dinter	252
Dreyer	142. 149
Drollinger	147
Dusch	252
Engel	103. 112. 196
Eschenburg	15
Ewald	151
Flemming	146
Agnes Franz	39
Garve	230. 235
Gellert	148. 242. 246
v. Gemmingen	144
Sal. Geßner	122
Glatz	177
Gleim	36. 143. 149. 238
v. Göckingk	76. 126
v. Göthe	133
Götz	30. 143. 149
Andr. Gryph	147
Christ. Gryph	141
v. Hagedorn	27. 28. 142. 148
v. Haller	37
Harms	134
Haug	154
Th. Hell	66
Heidenreich	145
v. Herder	37. 42
Hölty	16. 134
v. Hoffmannswaldau	147
v. Houwald	167
J. G. Jacobi	27. 145. 153
Jakobs	84
Jung-Stilling	190
Kästner	149
Kannegießer	30. 32
Karsch	150. 238
Kerner	70
v. Kleist	148
Klopstock	9. 47. 143. 150
v. Köpken	145
Kosegarten	56. 135
v. Kotzebue	109
Kretschmann	145. 155
Küttner	153
Kudraß	23
Kuh	144. 152
Kuhn	131
Langbein	71
Lessing	151
Lichtenberg	43
Löwen	151
v. Logau	140. 146
Luden	199

	Seite.		Seite.
Manso	34	Sommer	182
Matthisson	91. 185	Steffens	79
Müchler	154	Stein	222
Joh. v. Müller	202. 206	Sterne	246
Müllner	99	Streckfuß	37
Niemeyer	3	Triller	142. 147
v. Nicolai	144. 152	Tscherning	140
Olearius	139	Uhland	68
Opitz v. Boberfeld	139. 146	Unzer	143. 150
Pfeffel	45. 144. 152. 161	Uz	240
Prätzel	74	Venturini	208
Rabener	249	Vollmer	211. 214
Ramler	150	Voß	154
Rotteck	201	v. Wallenburg	175
Schiebeler	153	Weckherlin	146
v. Schiller	62. 128. 145. 165	Weiße	118. 150
A. W. v. Schlegel	26	Weißer	154
K. Schmidt	29. 146	Wieland	18. 37. 51. 238. 243
Al. Schreiber	170	Wernicke	141. 147
Chr. Schreiber	35	Zachariä	59
Schubart	5	Zollikofer	230. 233. 237

Einleitung.

Alles, was wir sprechen und schreiben, ist entweder Poesie oder Prosa. Aber nicht alles, was in Versen geschrieben ist oder sich reimt, ist deshalb Poesie. Eben so wenig ist alles, was nicht in Versen ausgedrückt ist, darum Prosa; es kann auch Poesie seyn. Der Inhalt also und die Art des Ausdrucks muß entscheiden, ob etwas Poesie oder Prosa sey.

Das, was in Versen geschrieben ist, nennen wir gebundene Rede, gleichviel ob es Poesie oder Prosa ist; denn es giebt auch gereimte Prosa. Das, was nicht in Versen geschrieben ist, heißt ungebundene Rede, und diese kann sowohl Poesie als Prosa seyn. Jedoch besteht die meiste Poesie in gebundener, und die meiste Prosa in ungebundener Rede; nur darf dies nicht als Regel angenommen werden.

Wodurch unterscheiden sich nun Poesie und Prosa? —

Die Prosa drückt das aus, was wir gedacht, die Poesie das, was wir empfunden oder was wir durch die Einbildungskraft erzeugt haben. In jener herrscht also der ruhig betrachtende Verstand, in dieser das aufgeregte, begeisterte Gefühl. Jene soll Andere von der Wahrheit dessen, was ich sage, überzeugen; sie sollen meinen deutlich ausgedrückten Gedanken folgen; es sollen dieselben Gedanken in ihnen erzeugt werden, damit sie die Richtigkeit meiner Aussprüche einsehen. Der Hauptzweck der Prosa ist also Wahrheit. — Die Poesie dagegen geht von der Begeisterung des Gefühls und von einer lebhaften Einbildungskraft aus. Der Dichter läßt seinen Gefühlen freien Lauf, drückt sie in einer edeln Sprache, in einer ansprechenden Form aus, und findet in dem Gefühle jedes fühlenden Menschen einen Anklang. Er bringt also bei seinen Zuhörern ähnliche Gefühle hervor. Er will nicht den Verstand überzeugen, sondern auf das Gefühlsvermögen Anderer angenehm einwirken. Sein höchstes

Gesetz ist nicht Wahrheit, sondern Schönheit. Er verschmäht daher die einfachsten, natürlichsten Ausdrücke, und wählt dafür Bilder, weil diese der Einbildungskraft einen weiteren Spielraum geben. Doch ist der Bilderreichthum kein wesentliches Erforderniß der Poesie, wohl aber Tiefe und Innigkeit des Gefühls und Anmuth des Ausdrucks.

Ein Beispiel mag dies erläutern. Wenn der Prosaist die einbrechende Abenddämmerung also beschreibt: die Dämmerung bricht an, die Gegend wird stiller und stiller, die Vögel im Walde schweigen; kaum hört man noch ein Heimchen in jener Mauerruine zirpen. Der Himmel ist heiter, die Luft still. Langsam ziehen die Heerden dem Stalle zu, und der Bauer sucht seine Hütte auf — so singt der Dichter:

„Schweigend, in der Abenddämm'rung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften;
Langsam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu."

Der Unterschied beider Arten des Ausdrucks liegt hier nicht in den Gedanken — denn diese sind in beiden dieselben —, sondern in dem Bilderreichthum der Poesie und in der Wahl edlerer Worte.

Von der Poesie.

Alle Poesie geht also aus dem erhöheten, aufgeregten Gefühle, aus Begeisterung hervor. Nicht jeder Mensch ist aber ein Dichter. Es gehört dazu ein angebohrnes Talent. Jeder kann durch Ausbildung seines Gefühls und Geschmacks ein Gedicht beurtheilen lernen; aber durch kein Studium kann man ein Dichter werden, wenn wir nicht die Anlage dazu erhalten haben. Der Dichter muß eine vorzügliche Stärke und Lebendigkeit des Gefühls und eine lebhafte Einbildungskraft haben, durch die er nicht nur im Stande ist,

das Abwesende so deutlich zu erkennen, als wenn es gegenwärtig sey, sondern es auch unter ansprechenden und passenden Bildern auf eine, das Gefühl ansprechende Weise auszudrücken. In dem Augenblicke, wo den Dichter der Drang seiner Gefühle zu einem Gedicht hinreißt, denkt er nicht an den Eindruck, den er hervorbringen will; aber da seine Gefühle reinmenschlich sind, und in der Brust jedes Menschen, stärker oder schwächer, liegen, so bringt er ähnliche Gefühle bei seinen Zuhörern hervor. Seine Gefühle dürfen aber weder zu stark noch zu schwach seyn. Sind sie zu heftig, so kann er sie nicht durch Worte ausdrükken. Nie wird sich der Schmerz einer Mutter bei der Leiche ihres Kindes, oder eines Mannes neben den rauchenden Trümmern seines Hauses durch ein Gedicht aussprechen, wohl aber die sanfte Klage über die Abreise einer geliebten Person oder die Freude über die Wiederkehr der Gesundheit. Eben so wenig dürfen die Gefühle zu schwach seyn, sonst sinkt die Poesie zur Prosa herab; eine verlorene Stricknadel wird uns nie so betrüben, oder ein wohlschmeckendes Gericht so entzücken, daß wir uns darüber poetisch ausdrücken.

Man verlangt von einem Gedichte, daß es Wohlklang habe. Dieser entsteht theils durch die Wahl solcher Wörter, welche, neben einander gestellt, einen angenehmen Eindruck auf das Ohr machen, theils durch die regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben, theils durch den Reim. Wenn wir z. B. in den bekannten Worten Johanna's in Schillers Jungfrau von Orleans:

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz;
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festes Glanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz.
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste. —

Wohlklang bemerken, so beruht das auf jenen drei Gründen. In der ungebundenen Rede fällt dieser Wohlklang weg, weil es da weder eine regelmäßige Abwechselung langer und kurzer

Sylben, noch einen Reim giebt. Wenn z. B. ein Schriftsteller vor 140 Jahren sich also ausdrückt: „In Engelland gab es gegen Ende des Jahres 1605 eine verteufelte Verrätherei, welche die Pulververschwörung genennet zu werden pfleget. Etliche römisch-katholische Leute unterfingen sich, aus einem grimmigen Religionshaß einer abscheulichen That, den König und das ganze Parlament mit Pulver in die Luft zu schicken" u. s. w. — so wird Jeder fühlen, daß hier jeder Wohlklang fehle.

Der durch die regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben entstehende Wohlklang heißt Rhythmus. Er muß sich nach dem Inhalt des Gedichts richten, und also anders seyn in einem fröhlichen, als in einem ernsten Gedichte. Wie ist z. B. der Rhythmus so ganz anders in dem Liede:

„Mir Freude des Lebens
Ist Garten und Haus!
Man lockt mich vergebens!
Ich gehe nicht aus.
Im Tummel da zwing' ich
So dumm mich und stumm;
Hier sing' ich und spring' ich
Im Garten herum."

und dagegen in dem andern Liede:

Trockne deines Jammers Thränen,
Heitre deinen Blick;
Denn es bringt kein banges Sehnen,
Ihn, der starb, zurück, u. s. w.

Die meisten Gedichte haben ein bestimmtes Metrum, d. i. die langen und kurzen Sylben wechseln auf eine und dieselbe Weise ab. Die langen Sylben bezeichnet man durch einen kurzen Querstrich (-), die kurzen durch ein oben offenes Häkchen (υ). Das Metrum des obigen Liedes, „Mir Freude" u. s. w. würde also lauten:

– | – υ υ | – υ
– | – υ υ | –

und des Liedes: „Trockne deines" u. s. w.

– υ | – υ | – υ | – υ |
– υ | – υ | – | |

Durch die bestimmte Abwechselung beider Sylbenarten (Metrum) entsteht ein musikalischer Tact, den man eben Rhythmus nennt.

Es giebt also lange und kurze Sylben. Wie in der Musik 2 Achtel auf 1 Viertel gehen, so nehmen 2 kurze Sylben so viele Zeit weg wie 1 lange. Z. B. die beiden langen Sylben Hausfrau nehmen eben so viele Zeit weg, als die 3 Sylben Mütterchen, weil in diesem Worte die erste Sylbe lang, die beiden letzten kurz sind, oder, durch Zeichen ausgedrückt, - - ist eben so viel wie - ∪ ∪.

Welche Sylben lang sind, lehrt die Aussprache. Namentlich gehören dahin die einsylbigen Hauptwörter, z. B. Baum, Haus, Tod, Mund. Ferner die Grundsylbe der mehrsylbigen Wörter; z. B. in gebet ist ge lang, in Gebet dagegen ist es bet, weil bei jenem geb, bei diesem bet die Stammsylbe ist; jenes kommt von geben, dieses von beten her. Ebenso ist in eigentlich die Sylbe eig lang, weil sie die Stammsylbe ist. Ueberhaupt bestimmt in der Regel die Bedeutsamkeit über die Länge oder Kürze der Sylben. Daher ist in den zusammengesetzten zweisylbigen Hauptwörtern das Bestimmungswort länger als das Grundwort, z. B. in Hausfrau, Großmuth, Landgut, Handtuch sind Haus, Groß, Land und Hand länger als Frau, Muth, Gut und Tuch. Daher ist, wenn ein Haupt- und ein Zeitwort beisammen stehn, jenes in der Regel länger als dieses, z. B. bei Hans ißt, Max schreibt, Fritz läuft. Dagegen ist das Zeitwort länger als das daneben stehende Fürwort und Bindewort, z. B. wo weilt er; hier ist weilt länger als wo und er. Aus demselben Grunde sind die Vorwörter, Bindewörter und Geschlechtswörter immer kurz, es müßte denn ein besondrer Ton darauf liegen.

Aber es giebt auch solche Sylben, die manchmal lang und ein andermal kurz sind. Man nennt sie mittelzeitig, und bezeichnet sie mit $\underset{-}{\cup}$. Mittelzeitig sind z. B. die meisten einsylbigen Fürwörter. In: „sollte ich es denn vergessen", sind zwei Fürwörter: ich und es; ich ist hier lang, und es ist kurz. Ebenso in den Sätzen, „du bist gesund" und „bist du gesund?" ist bist einmal lang und das andere Mal kurz, und ebenso ist es mit du.

Die Regeln, welche angeben, welche Sylben lang, kurz und mittelzeitig sind, können wir hier nicht angeben. Auch läßt ein einigermaßen geübtes Gehör uns die Länge und Kürze der Sylben leicht erkennen. Ebenso haben wir auch nicht die Absicht, hier alle Arten von Versfüßen und Versarten anzuführen. Es genüge, sich davon folgende zu merken, die am häufigsten vorkommen.

Was man in der Musik einen Tact nennt, heißt in der Poesie ein Fuß; also diejenigen Sylben, welche man als zusammengehörig betrachtet, wenn man einen Vers in seine Theile auflöst. Man nehme z. B. die Verse:

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit, durch Welt und Grab,
Wandert in die Ewigkeit.

Jede Zeile hat hier $3\frac{1}{2}$ Füße, deren jeder aus einer langen und einer kurzen Sylbe besteht: Hoffnung | ist ein | fester | Stab u. s. w. Dagegen hat folgender Vers 6 Füße:

Glücklicher | Säugling! dir | ist ein un= | endlicher | Raum noch die | Wiege.

Es giebt zwei=, drei= und viersylbige Füße. Wir merken von den letzteren gar keine, und von den beiden ersteren nur wenige, nämlich:

1. den Spondeus (dreisylbig auszusprechen). Er besteht aus zwei langen Sylben, z. B. Mondschein, Kahlkopf, Schultisch, Kochtopf, Spinnrad. Zwar ist in allen diesen zusammengesetzten Wörtern die erste Sylbe etwas länger als die zweite, aber dennoch sind beide lang. Man bezeichnet den Spondeus mit – –.

2. Der Jambus besteht aus einer kurzen und einer langen Sylbe, z. B. Entschluß, zurecht, vergnügt, beherzt, zerstreut. Er wird mit ◡ – bezeichnet.

3. Der Trochäus hat eine lange und eine kurze Sylbe, – ◡, z. B. Schule, Mädchen, Vater, Mutter, geben, loben. So wie er sich mehr zum Falle neigt, so neigt sich der Jambus mehr zum Sprunge.

4. Der Daktylus besteht aus einer langen und zwei kur=

zen Sylben, - ∪ ∪, z. B. Väterchen, Schülerin, Spielende Rasende.

Wer diese vier Arten von Füßen genau kennt, wird sich fast in alle, in unsrer Literatur vorkommende, Versarten finden können. Ebenso wird hinlänglich seyn, nur folgende Versarten sich zu merken:

1. Das trochäische Versmaaß. Es eignet sich besonders zu ernsten und feierlichen Gedichten. Nicht leicht hat man mehr als sechs Füße in einer Zeile.

Wenn die goldne Frühe, neu geboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut:
Dann erblass' ich, wein' und seufze laut:
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!

Nicht selten findet man, selbst bei guten Dichtern, fehlerhafte Trochäen, indem sie eine kurze Sylbe als eine lange gebrauchen, oder eine lange als eine kurze, z. B. in den Versen von Matthisson:

Auch des Edeln schlummernde Gebeine,
Hüllt das Dunkel der Vergessenheit,

ist der vierte Fuß des ersteren Verses ganz fehlerhaft, weil die kurze Sylbe de statt einer langen gebraucht ist.

2. Das jambische Versmaaß ist das am häufigsten vorkommende.

So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,
Du großer Held, gefärbt mit schönem Blut'!
Dein Leben war für Tausend Lebensgabe,
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.

Noch häufiger als schlechte Trochäen findet man fehlerhafte Jamben; es sind sogar wenige Gedichte, in denen man nicht dergleichen Verstöße nachweisen könnte. Z. B. in den vorstehenden Jamben ist in dem vierten Verse im Worte Sterbende die Endsylbe lang gebraucht worden, da sie doch kurz ist; Sterbende ist ein Daktylus. Ebenso in den Versen:

Willst du dich auf gen Himmel schwingen,
Und hören, was die Engel singen,
Und hören, was Jehova spricht,
So lies dies himmlische Gedicht.

Daß in der ersten Zeile die lange Sylbe willst statt einer kurzen gesetzt ist, kann zwar nicht als Fehler gerechnet werden, da es erlaubt ist, einen Spondeus statt eines Jambus zu gebrauchen; aber in der vierten ist in himmlische derselbe Fehler, der oben in Sterbende war; sche sollte kurz seyn, ist hier aber lang; man sagt nicht himmlisch e, sondern himmlische.

Es kommen zwei= bis achtfüßige Jamben vor; doch sind die vier= und fünffüßigen die gewöhnlichsten. Die gereimten sechsfüßigen Jamben nennt man Alexandriner. Sie bestehen aus zwei gleichen Hälften, so nämlich, daß nach dem dritten Jambus ein Wort zu Ende ist. Sie waren im 17ten Jahrhunderte bis in die Mitte des 18ten sehr im Gebrauch, sind aber seitdem wenig mehr angewendet worden, weil sie schleppend sind. Z. B.

Der Sonnen helles Rad lief nach dem blauen Westen,
Und senkte sich bereits in Thetis grünen Schooß;
Man hörte voller Lust in den belaubten Aesten
Die Sängerin der Nacht, als David sich entschloß u. s. w.

Man bemerke dabei, welche Jamben unrichtig sind, nämlich die vierte im ersten Verse: lief nach; — die vierte im dritten Verse: in den; — die zweite im vierten Verse: gerin.

Unter einer Terzine versteht man drei fünffüßige jambische Verse, deren Reime so verschlungen sind, daß der von zwei gereimten Versen eingeschlossene Vers wieder den Haupt=Reim zu der folgenden Terzine bestimmt; z. B.

Den tiefen Schlaf im Haupt brach mir alsbald
Ein Donnerschlag, und ich fuhr in die Höhe,
Wie Leute, die man aufweckt mit Gewalt,

Und wandte rings mein Aug' in Fern' und Nähe,
Schlaftrunken noch, hinstarrend unverwandt,
Damit ich, wo ich war, genauer sähe.

Wahr ist es, daß ich auf dem Rande stand
Des Thals von jenem schmerzensreichen Grunde,
Der ew'ger Klagen Donner in sich bannt. (Dante).

Das Schema der Terzine ist also aba, bcb, cdc, ded u. s. w. Bekanntlich ist die divina comedia des Dante in Terzinen gedichtet.

Die Ottave, welche die italienischen Dichter in ihren Epopöen anwendeten, besteht aus acht jambischen Zeilen, und jede derselben aus 5 Jamben. Die erste, dritte und fünfte Zeile enthalten Einen Reim, ebenso die zweite, vierte und sechste, und den 3ten Reim haben die 7te und 8te Zeile, also abababcc, z. B.

Es tritt ein lieber Mensch in unsre Kreise,
Und nah' und näher fühlt man sich verbunden;
Die holde Freundschaft wirkt nach alter Weise,
Es spricht das Herz, Vertraun hat sich gefunden,
Und wie er scherzt und lacht, ist lieblich leise
Ein zartes Band um Geist und Herz gewunden;
Schon unentbehrlich ist, eh' wir es wissen,
Der Freund, und sieh! da wird er uns entrissen.
(A. W. Schlegel).

3. Das daktylische Versmaaß. Es besteht nicht immer bloß aus Daktylen (-◡◡), sondern statt eines Daktylus kann auch ein Spondeus (--) oder gar ein Trochäus (-◡) stehen, z. B.

Süßer	duftet die	Flur und	kühler	hauchet der	Abend;
Nur ein	welkendes	Roth	weilt am A=	zurenen	West.

In diesen zwei Versen sind also nur vier Daktylen; dennoch ist es ein daktylisches Versmaaß. Selbst in den Versen, in welchen sich nur Daktylen befinden, ist der letzte Fuß nie ein Daktylus, weil dieser nicht als Schluß eines Verses taugt; z. B.

Kennst du das	Veilchen, die	Zierde des	May's?
Demuth, sie	gab ihm den	köstlichen	Preis.
Nur von dem	suchenden	Auge ge=	sehn,
Blüht es ver=	borgen, doch	lieblich und	schön.

Sehr oft haben daktylische Verse vorn eine kurze Sylbe, als Vorschlag, was bei der Musik der Auftakt ist, z. B.

Drei	Worte	nenn' ich euch	inhalts=	schwer;
Sie	gehen von	Munde zu	Munde	
Doch	stammen sie	nicht von	außen	her;
Das	Herz nur	giebt davon	Kunde	

Zum daktylischen Versmaße gehören als die am häufigsten vorkommenden:

a. Der Hexameter. Die alten Griechen und Römer gebrauchten den Hexameter bei allen ihren Heldengedichten, und auch von vielen neuen Dichtern wird er zu diesem Zwecke gebraucht. Er besteht aus sechs Füßen. Die vier ersten können Daktylen, Spondeen oder auch allenfalls Trochäen seyn; der fünfte ist immer ein Daktylus, und der sechste entweder ein Spondeus oder ein Trochäus, aber nie ein Daktylus. Also:

– ∪	– ∪	– ∪	– ∪		
– –	– –	– –	– –		– ∪
– ∪∪	– ∪∪	– ∪∪	– ∪∪	– ∪∪	– –

— ∪ ∪	— ∪	— ∪ ∪	— ∪ ∪	— ∪ ∪	— ∪
Als der Ko-	met den	Gränzen der	Erde so	nahe ge-	kommen,
— ∪	— ∪ ∪	— ∪	— ∪ ∪	— ∪ ∪	— ∪
Daß er	kaum seinen	Durchschnitt	von ihrer	Kugel ent-	fernt flog,
— ∪ ∪	— ∪ ∪	— ∪ ∪	— ∪ ∪	— ∪ ∪	— ∪
Sieh, da ver-	ließen die	Wasser des	Oceans	ihre Ge-	stade,
— ∪ ∪	— ∪ ∪	— ∪	— ∪	— ∪ ∪	— ∪
Hoben den	Rücken em-	por, und	schwollen	gegen den	Stern auf.

(Wer hat zwei fehlerhafte Daktylen bemerkt? — Im zweiten und vierten Fuße des zweiten Verses sind sei- und ih- kurz gebraucht; sie sollten aber als Stammsylben lang seyn.)

b. Das elegische Versmaaß wurde von den Griechen und Römern zu Elegien gebraucht; daher der Name. Bei uns ist sein Gebrauch nicht so häufig. Es besteht aus abwechselnden Hexametern und Pentametern.

Der Pentameter besteht aus fünf Füßen. Vier derselben sind Daktylen; der fünfte besteht aus zwei langen Sylben und zwar sind diese so vertheilt, daß die eine in der Mitte, die andre am Ende des Verses steht. Also:

–∪∪ | –∪∪ | – | –∪∪ | –∪∪ | –

Statt der Daktylen der ersten Hälfte können auch Spondeen, allenfalls auch Trochäen stehen; aber in der zweiten Hälfte müssen die Daktylen bleiben. Also:

– ∪	– ∪				
– –	– –	–	– ∪∪	– ∪∪	–
– ∪∪	– ∪∪				

— ∪ ∪	— —	—	— ∪ ∪	— ∪ ∪	—
Ja! das Ge-	präg'. ist	gut;	doch das Me-	tall ist nichts	nütz.

Oder:

— — | — ∪ ∪ | — | — ∪ ∪ | — ∪ ∪ | —
Was kein | Richter er= | späht, | bringet der Zufall ans | Licht.

Der Pentameter steht nie allein, sondern kann nur mit dem Hexameter vereint gebraucht werden. Z. B.

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz!

Ein solches kleines Gedicht, das nur aus Einem Hexameter und Einem Pentameter besteht, wird ein Distichon genannt, wie das vorstehende.

In der Mitte des Pentameters muß immer ein Ruhepunct seyn. Es ist also ein Fehler, wenn in der Mitte nicht einmal ein Wort zu Ende ist; z. B.

Tilge mit Weine der miß= | launigen Sorge Tumult!

Der Dichter wählt ein solches Versmaaß, welches sich zum Tone des Gedichts paßt. Ist z. B. der Ton ernst und feierlich, so ist der Hexameter am passendsten. Trochäen werden zu sanft klagenden Gedichten, Jamben und Daktylen zu fröhlichen gewählt. Es wird als eine Schönheit betrachtet, wenn das Versmaaß den Sinn der Worte möglichst versinnlicht. Z. B. folgender Hexameter drückt das Hüpfen des Steines vom Berge schön aus:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Oder:

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.
Gleich flammenden Blitzen
Enteilen sie hin.
Drum will ich sie nützen,
So lang' ich noch bin.

Oder bei Beschreibung des Kampfes zwischen den Göttern und den Titanen:

— — Laut rauschte die Fluth des unendlichen Meeres,
Laut auch kracht' die Erd', und es dröhnte der wölbende Himmel,
Mächtig bewegt, ja von unten erbebten die Höhn des Olympos
Durch der Unsterblichen Schwung; selbst drang die Erschütterung graunvoll

Bis in des Tartaros Nacht vom Gestampf, und der gellende Ausruf
Vom endlosen Getös' und der Würf' anprallendes Schmettern.

Ferner die Worte der Ino, als sie ins Meer gestürzt ist:

Wo bin ich, o Himmel!
Ich athme noch Leben? —
O Wunder! ich walle
Im Meere! mich heben
Die Wellen empor!

Der Reim trägt viel zur Erhöhung des Wohlklanges bei, aber er muß ungezwungen seyn. Man muß nie merken, daß der Dichter ihn herbeigezogen hat. Z. B. wenn es in einem sonst schönen Liede heißt:

Gelobt sey, der den Frühling schafft,
Gott, der den Erdkreis schmücket!
Preis sey ihm, Ehre, Stärk' und Kraft,
Der, was er schuf, beglücket!

so ist augenscheinlich der Reim Kraft herbeigezogen; denn theils ist Stärke und Kraft ziemlich dasselbe, theils kann man auch wohl sagen: Gott sey Preis und Ehre, aber nicht Stärke und Kraft. In einer andern Strophe desselben Liedes heißt es:

Der Erde Antlitz ist verjüngt,
Erheitert glänzt der Himmel;
Gebirg' und Thal und Wald erklingt
Vom freudigen Getümmel.

Hier ist der Reim erklingt unpassend; es müßte ertönt heißen; aber das erlaubte der Reim nicht.

Es ist nicht nöthig, daß die Reime in der Schreibung übereinstimmen; man verlangt nur, daß sie dem Ohre als gute Reime erscheinen, z. B. oft und hofft, los und bloß, Kreide und Haide, todt und roth, Thränen und sehnen. Ist aber der Klang der Reime verschieden, so sind sie unrein, z. B. stehen und mähen, Traube und Raupe, Rede und Röthe, reisen und weißen. Doch findet man dergleichen unreine Reime selbst bei guten Dichtern, z. B. bei Schiller:

Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose.

Oder:

Nun zerbrecht mir das Gebäude!
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.

Beruht der Reim nur auf der letzten Sylbe, so nennt man ihn einen männlichen Reim. Reimen sich die zwei letzten Sylben, so heißt er ein weiblicher Reim. Z. B. todt und roth, Schein und nein, gut und Blut sind männliche, reiben und treiben, reden und streben, Lehre und Meere, erzeigen und schweigen weibliche Reime. Selten enthält ein Gedicht bloß männliche oder bloß weibliche Reime; gewöhnlich wechseln sie mit einander ab. Bloß männliche Reime enthält folgender Vers:

Jüngst herrscht' im heil'gen deutschen Reich
Ein Kaiser Leopold;
Fürst oder Bettler war ihm gleich,
Dem Guten war er hold.
Für Bürgerfreud' und Bürgerschmerz
War offen stets sein Kaiserherz;
Zu seinem Thron kam Jung und alt
Im frohen Glauben hingewallt.

Mit bloß weiblichen Reimen:

Wie Heut' sich enden wird, was Morgen bringen,
Ich weiß es nicht; doch streu' ich gerne Saaten.
Sie lasse Luft und Boden dann gerathen!
Durch meine Trägheit soll es nicht mißlingen.

Eine dritte Art von Reimen sind die gleitenden. So nennt man diejenigen, welche aus drei Sylben bestehen, z. B. waltende und schaltende, schwebende und hebende, siegelten und riegelten. Sie kommen aber nur selten vor.

Vom Reime verschieden ist die Aliteration. Sie war üblich im Mittelalter, ehe die Deutschen den Reim allgemein angenommen hatten. Sie besteht darin, daß man Wörter mit gleichen Anfangsbuchstaben zusammenhäuft, z. B.

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

Man kann alle Gedichte unter gewisse Klassen zusammenfassen. Wir wollen davon fünf annehmen:

1. Lyrische Gedichte.
2. Didaktische (Lehr-) Gedichte.
3. Epische Gedichte.
4. Dramatische Gedichte.
5. Gemischte Dichtungsarten.

Die lyrischen Gedichte sind der Erguß eines aufgeregten, begeisterten Gefühls. Sie gehen also nicht unmittelbar hervor aus der Betrachtung der Außenwelt, sondern aus dem Innersten des Herzens. Daß dies Gefühl weder zu stark noch zu schwach seyn dürfe, ist schon oben gesagt worden. Je edler und reiner die Begeisterung ist, desto mehr wird sie auch das Gefühl jedes Andern ansprechen, und desto leichter ähnliche Gefühle in ihm erzeugen. Freude, Schmerz, Wehmuth, Mitgefühl, Tröstungen sind also die Empfindungen, welche die meisten lyrischen Gedichte hervorbringen. Der lyrische Dichter singt also aus seinem vollen Herzen. Daß sein Vortrag, daß die Wahl der Worte und des Metrums seinem Gefühle entsprechen müsse, versteht sich von selbst.

Wenn die Betrachtung allgemeiner Wahrheiten und Erkenntnisse das Gefühl lebhaft ergreift, so entstehen didaktische oder Lehrgedichte. Daher eignen sich nicht alle Wahrheiten zur poetischen Darstellung, weil nicht alle auf das Gefühl wirken, und nicht alle von einer poetischen (idealen) Seite betrachtet werden können. Wie wäre es z. B. möglich, die mathematische Wahrheit, daß alle Quadrate, die gleiche Seiten haben, gleich groß seyn müssen, in ein Gedicht zu fassen? Eben so wenig wäre dies möglich mit den Vorschriften der Kochkunst. In Verse läßt sich zwar alles bringen, aber darum ist es noch kein Gedicht. Es gehört dazu, daß die Wahrheiten das Gefühl bewegen, und eine lebhafte, bilderreiche, anmuthige Einkleidung zulassen, z. B. die Lehren der Religion, der Tugend, die Betrachtung Gottes, des Weltalls, der Vorsehung u. s. w., die kein unverdorbenes Gefühl kalt lassen können.

Das Gefühl kann aber auch aufgeregt werden durch Vorgänge in der Natur und in der menschlichen Gesellschaft. Ue-

berschwemmungen, Erdbeben und andere Naturerscheinungen können ebenso wie Heldenthaten, edle und unedle Aeußerungen der menschlichen Thätigkeit das Gefühl ergreifen und ein Gedicht erzeugen. Solche Gedichte heißen epische Dichtungen. An die Wahrheit braucht sich der Dichter nicht zu halten. Er kann die Thatsache nach Gefallen anders darstellen oder auch Nichtgeschehenes erfinden; nur muß er auf das Gefühl seiner Leser angenehm einwirken und dasselbe für seine Darstellung interessiren. Dazu gehört aber, daß die Erzählung innere Wahrheit habe, d. i. daß kein innerer Widerspruch darin sey. Erzählt er z. B. die Handlung eines Helden, so darf er denselben nicht bald tapfer, bald feig erscheinen lassen, weil sich Feigheit nicht mit dem Charakter eines Helden verträgt. Dagegen kann er das ganze Reich der Zauberei zu Hülfe nehmen, Hexen, Feen, Nixen, Engel und Teufel auftreten und Thiere sprechen lassen, nur muß kein baarer Unsinn darin herrschen, weil dieser immer einen unangenehmen Eindruck hervorbringt.

Die dramatischen Gedichte stellen Handlungen dar, während die epische Poesie Begebenheiten vorträgt. Wenn der epische Dichter nur erzählt, was geschehen sey, so läßt der dramatische Dichter die Handlung vor den Augen der Zuschauer geschehen. Sie sehen, wie die Handlung, die vorgestellt werden soll, entsteht, wie sie fortgeht, und wie sie sich endigt, als wenn die handelnden Personen noch lebten und mit einander verkehrten. Ein zweiter Unterschied ist der, daß es bei der epischen Poesie der Dichter ist, welcher zu uns spricht; in der dramatischen Poesie dagegen gewahren wir vom Dichter nichts, sondern es sind die handelnden Personen, die er sprechen läßt. Eine dritte Eigenschaft des Drama's ist, daß es für die Bühne berechnet ist. Es soll zwar jedes dramatische Gedicht auch beim Lesen einen angenehmen Eindruck machen, aber dieser Eindruck wird durch das Aufführen auf der Bühne bedeutend verstärkt. Erzählt man uns, was Andere mit einander gesprochen haben, so wird der Eindruck nicht so stark seyn, als wenn wir ihr Gespräch selbst mit anhören. Es giebt zwar auch dramatische Gedichte, welche nicht wohl aufgeführt werden können, weil sie gar nicht fürs Theater berechnet sind, allein das ist ein Mangel.

Endlich giebt es noch eine fünfte Klasse von Dichtungen, die wir die Ergänzungsklasse oder gemischte Dichtungsarten nennen können. Es sind solche, die zu keiner jener 4 Klassen gehören, weil sie weder ganz lyrisch, noch ganz didaktisch, noch ganz episch, noch ganz dramatisch sind, sondern die Eigenschaften mehrerer Dichtungsklassen in sich vereinigen; z. B. ein Räthsel kann lyrisch oder didaktisch seyn, oder es kann theils die Eigenschaften der lyrischen, theils der didaktischen Poesie besitzen.

Erster Abschnitt.

Lyrische Poesie.

Alle schöne und erhabene Gefühle können lyrische Gedichte erzeugen; denn unedle Empfindungen, z. B. Neid, Rache, Bosheit, können wohl das Gemüth der Menschen aufregen, aber nie eine Begeisterung hervorbringen, die im Stande wäre, sich poetisch auszudrücken; der Mensch, in dessen Brust Rache kocht, wird nie vermögen und geneigt seyn, seine unedlen Empfindungen in einer bilderreichen und edlen Sprache wiederzugeben. Sobald ein schönes, edles Gefühl stark genug ist, Begeisterung zu erzeugen, so hebt das Gedicht an, und es endigt, sobald die Begeisterung nachläßt, oder wenn sie zu stark wird, um sich in Worte fassen zu lassen. Die Gefühle des menschlichen Herzens können aber sehr mannigfaltig seyn; Ereignisse im menschlichen Leben, Nachdenken, Leidenschaften können sehr verschiedene Gefühle hervorbringen. Daher giebt es auch sehr verschiedene Arten lyrischer Gedichte. Ganz anders äußert sich das Gefühl der Freude, als das der Bewunderung, der Betrübniß, der Wehmuth, der Hoffnung, der Theilnahme, der Frömmigkeit, der Reue u. s. w. Ebenso sind auch die Gefühle in Hinsicht ihrer Stärke sehr verschieden; von der größten Heftigkeit steigen sie durch unzählige Stufen bis zu solcher Schwäche herab, daß sie zuletzt nicht mehr im Stande ist, Begeisterung zu erzeugen. Die einzelnen lyrischen Dichtungsarten sind:

1. Das Lied.
2. Die Ode.
3. Die Hymne.
4. Die Dithyrambe.
5. Die Elegie.
6. Die Heroide.
7. Die Cantate.
8. Das Sonett.
9. Das Madrigal.
10 Das Rondeau.
11. Das Triolet.
12. Die Canzone.
13. Die Sestine.

1. Das Lied.

Das Lied wird von einem sanften, gemäßigten Gefühl hervorgebracht, und zwar herrscht in ihm nur ein Gefühl. Die Sprache muß einfach und leicht verständlich, die Verbindung der Gedanken natürlich seyn, damit jeder Gebildete es verstehe. Dadurch unterscheidet es sich von der Ode, der Hymne, der Dithyrambe und der Rhapsodie, in denen das Gefühl viel stärker, die Sprache viel bilderreicher, die Verbindung der Gedanken weniger faßlich ist.

Die Lieder sind bestimmt, gesungen zu werden. Darum bestehen sie aus Strophen, und diese wieder aus einer bestimmten Anzahl von Zeilen. Die Strophen müssen einander gleich seyn, damit die Melodie der begleitenden Musik auf alle passe. Um den Wohlklang zu befördern, sind fast alle Verse gereimt.

Man unterscheidet religiöse und weltliche Lieder. Die religiösen oder geistlichen besingen entweder Gott oder Jesus, oder doch irgend etwas, das mit der Religion in Bezug steht. Sie sollen das Herz erwärmen und erbauen, das Gefühl zu Gott hinleiten, und müssen daher für Jedermann verständlich seyn. Nicht alle in unsern Gesangbüchern befindliche Gedichte gehören dahin; denn manche sind wegen ihres höheren Schwunges nicht sowohl Lieder als Hymnen, und anderen fehlt die dichterische Weihe, wenn die Gedanken prosaisch und die Ausdrücke kraftlos sind; gereimte Prosa ist noch kein Lied. Z. B. fehlt folgenden Strophen ganz die dichterische Begeisterung:

Bester Vater deiner Kinder,
Gott der Frommen und der Sünder!
Laß für Andre meine Bitten
Jetzt in deinen Schooß mich schütten!
Ach! erweck' in meinem Herzen
Mitleid bei der Brüder Schmerzen!
Herr, belebe meine Triebe,
Daß ich alle Menschen liebe!

Du, du siehst auf meine Brüder
Väterlich und segnend nieder.
Alle sind, nicht mehr nicht minder,
Alle Menschen deine Kinder.

Möchten alle dich erkennen,
Kindlich froh dich Vater nennen,
Dein Wort alle gläubig hören,
Alle dich durch Jesum ehren!

Die in diesen beiden Strophen ausgesprochenen Gedanken sind gut und fromm, und gehören ganz in ein an Gott gerichtetes Gebet, aber poetisch sind sie nicht. Wie schön sind dagegen die Lieder von Gellert, Niemeyer und Anderen, z. B. in Niemeyers (gest. 1828 als Kanzler der Universität Halle) Passionslied:

Geist der Andacht senke du
Dich in unsre Seelen nieder!
Sie erfülle Trost und Ruh!
Im Gesange frommer Lieder,
In geweihter Psalmen Chor
Strebe sie zu dir empor!

Diesen feierlichen Tag
Weih' die ehrfurchtsvollste Stille,
Daß der Wehmuth Seufzern nach
Unsres Dankes Thräne quille.
Unsre Seele, still vor Gott,
Denk' an ihres Mittlers Tod.

O wie oft hat an sein Herz
Mit den ausgespannten Armen,
Ausgespannt zu Qual und Schmerz,
Er voll Mitleid und Erbarmen
Kinder seines Volks gedrückt!
Wie die Schmachtenden erquickt!

Oder folgendes Abendlied:

Dein war ich, eh' der Sonne Pracht
Den heutgen Morgen weckte.
Dein war ich, eh' die heutge Nacht
Die Flügel um uns streckte.
Da ich in deiner treuen Hand
So fest, o Gott, verzeichnet stand,
War nichts, das mich erschreckte.

Das Werk des Tages ist vollbracht,
Der Arbeit Müh vergangen,

Der Schweiß, so matt er uns gemacht,
Vertrocknet von den Wangen.
Der müde Leib bereitet sich,
O du des Todes Bruder, dich
Mit Freuden zu empfangen.

Doch, Herr, dein Lob ist unsre Pflicht,
Eh' wir die Augen schließen.
Laß mir von ihm, o du mein Licht,
Die Lippen überfließen.
Dann werd' ich nach vollbrachter Pflicht,
O du, in Finsterniß mein Licht,
Das Auge froher schließen.

Gutgelungene geistliche Lieder gehören zu den schönsten Poesien, weil nichts so sehr im Stande ist, unser Herz über das Irdische zu erheben, als der Gedanke an Gott, und daher der geistliche Liederdichter im Herzen jedes gefühlvollen Menschen einen Anklang findet.

Die weltlichen Lieder besingen rein menschliche Gefühle, solche, welche durch die Ereignisse des menschlichen Lebens in uns angeregt werden. Man unterscheidet darunter Gelegenheitsgedichte, d. i. solche, die sich auf ein öffentliches oder Familienereigniß beziehen; Gesellschaftslieder, welche zum gemeinschaftlichen Gesang in geselligen Kreisen bestimmt sind, und Volkslieder, welche eine dem ganzen Volke wichtige Begebenheit feiern, oder eine dem Volke eigenthümliche Gesinnung besprechen, und daher allgemein verständlich seyn müssen. Vom weltlichen Liede gilt, was vom geistlichen Liede gesagt ist: daß es wahrhaft poetisch seyn müsse, und daß gereimte Prosa noch kein Lied sey. Auch hier ein Beispiel von der letztern Art:

Lustig zur Arbeit, ihr Schwestern und Brüder!
Stunden vergehen und kommen nicht wieder.
Haben wir aber das Unsre gethan,
Sehn wir mit Freuden den Abend sich nahn.

Oder:

Alles, was ich Gutes höre,
Laß mir unvergeßlich seyn;
Laß mich meiner Eltern Ehre,
Meiner Lehrer Freude seyn!

Sie, die mich in meinen Pflichten
Treu und fleißig unterrichten,
Segne für die viele Müh',
Vater! und beglücke sie.

Poetisch sind dagegen folgende Verse:

Des Jahres Schönheit ist entflohn;
Die rauhen Stürme rauschen schon
Durch die entfärbten Felder.
Der Blumen letzte neigt ihr Haupt;
Des Herbstes kalter Hauch entlaubt
Die schattenreichen Wälder.
Kurz währt der Sonne schwaches Licht,
Umwölkt ist meist ihr Angesicht.
Wohl uns, daß wir in Sicherheit
Des Herbstes rauhe Jahreszeit
Beginnen und vollenden.
Ruht gleich die Erde, doch gewährt
Gott uns, was uns erwärmt und nährt
Mit väterlichen Händen.
Durch ihn sind Scheun' und Kammer voll
Des Segens, der uns nähren soll.

Oder das Lied an der Bahre der Freundin (von Schubart, † 1791 als Hofdichter in Stuttgart):

Du, junge Freundin, komm und schau'
Den Tod vor deinen Füßen!
Laß eine Thränenfluth, wie Thau
Auf junge Rosen fließen!
Denn ach! hier liegt,
Vom Tod besiegt,
Im Frühling ihrer Jahre
Die Freundin auf der Bahre.

Da liegt sie, bleich, entstellt und todt,
Die Blum' halb aufgegangen.
Kein stiller Reiz, kein lachend Roth
Scherzt mehr auf ihren Wangen.
Ihr Blick ist Nacht.
Der Schönheit Macht
Liegt wie vom Sturm und Wetter
Zerstreute Rosenblätter.

Senkt nur den Leichnam in die Gruft!
Die Erde mag ihn decken!
Indessen jammert in die Luft
Ein Lied voll Todesschrecken.
O Eitelkeit
Von Gram und Leid!
Soll denn an Todtenbeinen
Der Kummer ewig weinen?

Jedoch ein Blick der Seele schaut
Hinauf zu jenen Höhen,
Wo wir des Mittlers junge Braut
Im Feierkleide sehen.
O wären wir
Bei ihr, bei ihr! —
Bei dieser neuen Sonne
Im Vaterland der Wonne!

Zwei recht gelungene Lieder unbekannter Dichter sind folgende:

Melancholie.

Alles schweigt, und blasse Sterne schimmern
Schaurig durch die düstre Mitternacht,
Nur daß hier bei meines Glückes Trümmern
Noch ein thränenfeuchtes Auge wacht.
Auf das Kissen neigt sein Haupt der Kummer,
Und die Hoffnung wiegt ihn lullend ein.
Muß nur ich Verlaßner ohne Schlummer,
Ich nur hoffnungslos und einsam seyn?

Sey mir, du mit dem Cypressenkranze,
Stille Wehmuth, sey mir froh gegrüßt!
Wenn der Mond sich mit erstorbnem Glanze
Auf geliebter Freunde Urnen gießt,
Wandelst du gehüllt im leichten Schleier,
Und bekränzest den bemoosten Stein;
O so hauche Rührung meiner Leier,
Hauche Balsam meinem Herzen ein!

Herrlich schien, voll Götterideale,
Einst die Welt dem kindlichen Gemüth,
Gleich dem Morgen, der im ersten Strahle
Wie ein rosenfarbner Tempel glüht.
Stolze Träume schwangen durch die Lüfte
Ihre Flügel wie ein Königsaar.

Wünsche schwärmten Bienen gleich, und Düfte
Boten ihnen alle Fluren dar.

O und alle diese goldnen Blüthen
Wurden eines kurzen Frühlings Raub.
Wird kein Weltenrichter einst vergüten,
Was das Schicksal niedertrat in Staub?
Mußtet ihr so eilig wieder schwinden,
Holde Träume meiner Jugend? Ach!
Durfte nicht zugleich das Aug' erblinden,
Dem das Schicksal alle Blumen brach?

Einer Sonne liebliches Geflimmer
Nur noch lachte mir aus dunkler Fern'.
Wie der Segler an des Pharos Schimmer,
Hing mein Blick an diesem schönen Stern.
Aber finstre Wetterwolken zogen,
Sich verhüllend, um den Friedensort.
Ohne Pharos durch des Sturmes Wogen
Steu'r ich nun zum stillen — Grabesport.

Sympathie.

Antwort auf das vorige Lied.

Rührend sind die Töne deiner Leier,
Seufzertöne der Melancholie,
Sänger! Bei der tiefen Trauerfeier
Horch' auch ihre Schwester Sympathie!
Laß mich deinen trüben Blick erhellen,
Lindern dir den schmerzlichen Verlust,
Sanft, auf deines Mißgeschickes Wellen,
Balsam gießen in die wunde Brust.

Hast du eine Freundin denn verloren?
War dir die Vertraute ungetreu?
Hat ein Freund Dir Elend zugeschworen?
Ging der blinde Plutus dir vorbei?
Nicht kann ich die Quelle deiner Thränen
Hell in deinem Zauberspiegel sehn.
Nur ein banges Zartgefühl und Sehnen
Durch die Saiten deiner Leier gehn.

Glücklich warst du einst im Rosenglanze
Deines Lenzes, wonniglich entzückt.

Auch der Sommer mit dem Blumenkranze,
Auch mit goldner Frucht der Herbst sich schmückt.
Morgenröthe aus den dunkeln Schatten
Rosig und mit Jubellaute steigt.
Laß die Adlerflügel nicht ermatten!
Tapfern nur der Sieg die Palme reicht.

Grausam ausgeworfen in die Welle
Hofft doch der verlaßne Arion.
Eine Huldgöttin mit Windesschnelle
Eilt herbei, und hilft dem Musensohn.
Singend schifft er drauf hin durch die Wogen,
Schlägt die Laute froh mit Meisterhand.
Wunderbarlich vom Delphin gezogen,
Grüßt er hochentzückt sein Vaterland.

So auch bei des Mißgeschickes Toben
Werde nicht trostloser Schwermuth Raub!
Glück und Unglück lenkt der Richter droben,
Geisteskraft zerstöret nicht der Staub.
Furcht und Zweifel, Haß und Rache schwinden
Vor der Weisheit wie ein böser Traum.
Glück wirst Du in ihrem Hafen finden,
Findest Du ihr Licht im Sternenraum.

---

2. Die Ode.

Von der Ode gilt alles, was wir vom weltlichen Liede gesagt haben. Sie unterscheidet sich vom Liede nur dadurch, daß sie aus einem viel lebhafteren, aufgeregteren, begeisterteren Gemüth hervorgeht. Der Odendichter ist von dem Gegenstande, den er besingen will, so lebhaft und stark ergriffen, daß er daran verzweifelt, denselben würdig besingen zu können. In der Ode herrscht also die höchste poetische Begeisterung. Daher ist die Sprache ernst, erhaben, stark, feierlich, edel und bilderreich. Nur erhabene Gegenstände können den Menschen so hoch begeistern, z. B. Freundschaft, Selbstaufopferung und andere Edelthaten, Vaterlands=, Eltern= oder Kindesliebe, Naturereignisse u. dergl. Doch die religiöse Beziehung ausgeschlossen; denn

dadurch unterscheidet sich eben die Hymne von der Ode, daß diese von rein-menschlichen, jene aber von religiösen Gefühlen ausgeht.

Dem hochbegeisterten Odendichter drängen sich Bilder auf Bilder auf. Daher gehört die Ode zu den schwersten Dichtungsarten. Denn für den Leser ist es schwer, sich ganz in die Seele des Dichters zu versetzen, und dem hohen und raschen Ideenfluge desselben nachzufliegen.

Der Zürchersee,

von Klopstock (gest. 1803 als Legationsrath in Hamburg).

(Abgekürzt.)

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden See's Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kommst du, Freude,
Vollen Maßes auf uns herab.

Göttin Freude, du selbst! Dich, wir empfinden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edeln werth!

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu seyn!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr doch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

Das Versmaaß der Oden weicht gewöhnlich von denen, die wir oben als die gebräuchlichsten angegeben haben, ab. Sie sind denen der Alten nachgebildet. Jedoch stehen wir an, sie hier anzugeben, theils weil sie für das weibliche Geschlecht zu schwierig sind, theils weil sie außer bei der Ode nicht vorzukommen pflegen.

3. Die Hymne.

Was man unter Hymne versteht, und wie sie sich von dem Liede und von der Ode unterscheidet, ist schon gesagt. Es herrscht also in ihr dieselbe Begeisterung, derselbe hohe poetische Schwung wie in der Ode; nur ist der Gegenstand ein andrer. Die Hymne besingt nur die Gottheit und ihre Eigenschaft, oder etwas, was ich mir als etwas Göttliches, Erhabenes und Ueberirdisches denke, z. B. die Tugend, die Unsterblichkeit, das Weltall. Manche der in unsern Gesangbüchern stehenden Gesänge sind Hymnen, dann nämlich, wenn in ihnen ein hoher lyrischer Schwung

herrscht. Aber dadurch werden sie für den ungebildeten Verstand unverständlich, und dies ist der Grund, warum sie in der Regel von unsern kirchlichen Gesängen ausgeschlossen werden müssen. Solche Hymnen sind z. B. die bekannten Gesänge: „Herr Gott, dich loben wir! Herr Gott, wir danken dir!" und: „Anbetung und Dank bringen wir, Herr, unser Gott und Vater, dir," u. s. w. Hier stehe folgende schöne Hymne von Klopstock:

Dem Unendlichen.

Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher, denkt! Wie sinkt es,
Wenns auf sich herunterschaut!
Elend schaut's, wehklagend dann, und Nacht und Tod!

Allein du rufst mich aus meiner Nacht, der im Elend, der im Tod hilft!
Dann denk' ich es ganz, daß du ewig mich schufst,
Herrlicher! den kein Preis, unten am Grab', oben am Thron,
Herr Herr Gott! den dankend entflammt kein Jubel genug besingt.

Weht, Bäume des Lebens, ins Harfengetön!
Rausche mit ihnen ins Harfengetön, krystallner Strom!
Ihr lispelt und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz! Gott ist es, den ihr preist!

Donnert, Welten, in feierlichem Glanz, in der Posaunen Chor!
Du, Orion! Waage, du auch;
Tönt all' ihr Sonnen auf der Straße voll Glanz,
In der Posaunen Chor!

Ihr Welten, donnert,
Und du, der Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz, Gott! nie es ganz. Gott,
Gott, Gott ist es, den ihr preist!

Hymne.

(v. Bouterweck, Hofr. und Prof. in Göttingen, gest. 1828.)

Allmächtig ist der Herr!
Der Erde hehre Pracht,
Das Firmament dort oben
Und alle Wesen loben
Verkündend seine Macht.

Allmächtig ist der Herr!
Die Sonn' ist Abglanz nur
Von seinem Gottgewande;
Doch sieht im Körperlande
Verhüllt man seine Spur.

Allmächtig ist der Herr!
Wohin wir Menschen sehn —
Er thront in tausend Zelten,
Und Myriaden Welten
Sind seine Wohnungen.

Allmächtig ist der Herr!
Sein Blick schon Machtgebot.
Wenn Gottes Augen winken —
Die Sonnenheere sinken
In Abgrund und in Tod.

Allgütig ist der Herr!
Er schaut mit Gnadenblick'
Zu seinen Kindern nieder;
Nur er giebt Tröstung wieder
Im herben Mißgeschick.

Allwissend ist der Herr!
Er kennet jedes Herz;
Es soll sich ihm ergeben
Im Tode und im Leben,
In Freuden und im Schmerz.

Allmächtig ist der Herr!
Ihm wölbt sich Ambraduft;
Ihm jubeln alle Felder;
Ihm singen alle Wälder;
Ihm jauchzen Fels und Kluft.

Allmächtig ist der Herr!
Strahlt, Welten, seinem Ruhm;
Preist ihn, ihr Himmel alle!
Cherub-Gesang erschalle
In seinem Heiligthum:
Allmächtig ist der Herr!

4. Die Dithyrambe.

An den Festen des Weingottes Bacchus wurden wilde Gesänge gesungen, in denen der Gott und sein Geschenk, der Wein, gepriesen wurde. Sie zeichneten sich, weil Dichter und Sänger im Zustande trunkener Begeisterung waren, durch den wildesten Schwung der Phantasie, und daher auch durch ein regelloses, sich nicht gleichbleibendes Metrum aus. Solche Gesänge wurden Dithyramben genannt. Wir haben nun zwar nichts mehr mit dem Gotte Bacchus zu thun, wohl aber noch mit seinem Geschenk. Daher giebt es auch noch Dithyramben. Sie unterscheiden sich von der Hymne durch die drei angegebenen Eigenschaften, nämlich durch den Gegenstand, den sie besingen, durch den höchsten, wildesten lyrischen Flug, und durch das regellose Metrum. Wir haben indessen nur wenige in der deutschen Litteratur. Hier eine Dithyrambe von Joh. Heinrich Voß (gest. 1826 als Hofrath und Professor in Heidelberg):

Wenn des Capweins Gluth im Krystall mir flammt,
Dann betracht' ich vergnügt ihn, und nippe!
Denn mein Weibchen sorgt für das Schenkenamt;
O dann schwebt mir die Seel' auf der Lippe!
Denn sie mahnet mich an,
Und ich trinke, was ich kann,
Die Begeisterung der Traub' — Aganippe!

Dann erblühst du, Erd', ein Elysium!
Dann bestirnt sich ein anderer Himmel!
Wie von Honig schwärmts und von Most ringsum,
Und von heiligem Rankengewimmel!
Mich berauschet ein Duft
Der Ambrosia; mir ruft
Der Silen und die Najad' im Getümmel!

O wie braust ihr Erz und der Epheustab
In dem Taumel des Evoegrußes!
Ich enttauml' im Sturm die Gebirg' hinab,
Und mich freut des verwegnen Entschlusses!
Wie entzückt, o Silen,
Der Wein mich so schön,
Zu der Wonne des ambrosischen Duftes!

5. Die Elegie.

Die Elegie unterscheidet sich von den oben geschilderten lyrischen Dichtungsarten zuvörderst dadurch, daß in ihr kein heftiges, aufgeregtes, sondern ein sanftes Gefühl vorherrscht. Dadurch erhält die Elegie einen ganz eigenthümlichen Ton, der das Herz jedes gefühlvollen Menschen ergreift. Das Gefühl des elegischen Dichters ist ein gemischtes; es ist theils Wehmuth, theils Wonne, die ihn beseelen. Er besingt nämlich einen ihm theuren Gegenstand, den er nicht besitzt; entweder hat er ihn einst besessen, aber wieder verloren, oder er sehnt sich nach dem Besitze, fürchtet aber, ihn nicht zu erreichen. Das Bewußtseyn, den ihm theuren Gegenstand nicht zu besitzen, erregt in ihm ein wehmüthiges Gefühl. Aber seine Phantasie versetzt ihn in die Zeit, wo er denselben besaß, und läßt ihn noch einmal in der Erinnerung die seligen Stunden genießen, die er einst verlebte. Oder er versetzt sich in Gedanken in den Besitz des ersehnten Gutes, und fühlt so einen Vorschmack des Glücks, das er ganz genießen würde, wenn er den Gegenstand wirklich besäße. Diese Täuschung seiner Phantasie erregt in ihm das Gefühl der Wonne, und so enthält also die Elegie eine Schattirung eines wehmüthigen und wonnigen Gefühls. Hat z. B. eine Mutter ein geliebtes Kind verloren, so findet sie, nachdem der anfängliche tiefe Schmerz einer sanften Wehmuth Platz gemacht hat, einen Trost und eine Freude darin, sich in Gedanken in die glückliche Zeit zu versetzen, wo das verlorene Kind noch um sie war. Diese Freude hat aber immer einen Anstrich von Wehmuth; denn die Phantasie kann sie nicht so ganz täuschen, daß sie darüber die Abwesenheit des geliebten Gegenstandes vergäße. Derselbe Fall tritt ein, wenn wir uns die Freuden vergegenwärtigen, welche wir auf einer Reise genossen, die wir noch einmal zu machen keine Hoffnung haben. Recht schön und wahr vergleicht ein berühmter Dichter (Friedr. Heinr. Jacobi, gest. 1819 als Präsident der Akademie der Wissenschaften in München) die Elegie mit „einem Mädchen, das nicht mit verweinten Augen und in Verzweiflung die Hände ringt, son-

dern, sanfte Wehmuth im Blicke, nachsinnend dasitzt, verloren in der Erinnerung schönerer Zeiten. Ein halbzerrissener Kranz in ihren Locken und ein welker Blumenstrauß auf ihrem Schooße erinnern an die entflohenen Freudentage, an ihren Verlust. Sie will ihren Blick nicht von dem abwenden, was ihr Schmerz bringt. Sie trauert, aber ihrem Schmerze tritt die Erinnerung der genossenen Freuden freundlich zur Seite, ihre Traurigkeit mildernd. Geschäftig ruft ihre Einbildungskraft jeden kleinen Umstand, der einst ihrem Herzen so bedeutend und so beglückend war, zurück, und malt ihr das Bild der entschwundenen Seligkeit in dem kleinsten Zuge aus." Zwei schöne Elegien sind folgende:

Elegie am Grabe meiner frühvollendeten Tochter

(von Eschenburg, gest. 1820 als Hofrath und Prof. am Carolinum in Braunschweig).

Sanft entschliefst du, frei von Kampf und Schmerzen,
Sanft von Gottes Engeln eingewiegt,
Selbst nun Engel, Theil von meinem Herzen,
Kind, das hier im Arm' des Todes liegt,
Nicht dem bleichen, schreckenden Gerippe,
Das die mordgewohnte Sichel hebt;
Nein, dem Genius, auf dessen Lippe
Lächeln, wie auf deiner Lippe, schwebt!
Schlumm're friedsam! Deines Vaters Thränen,
Deiner Mutter Jammern um dich her,
Deines Bruders halbverstandnes Sehnen
Wecken dich zum Mitgefühl nicht mehr.
Ewig glücklich, daß dich Gottes Gnade
Früh entkörpert, früh vollendet hat!
Ewig glücklich, daß die Dornenpfade
Dieses Lebens kaum dein Fuß betrat;
Daß dich allem Straucheln, allem Gleiten
Der Erbarmende so ganz entnahm;
Daß von tausend, tausend Eitelkeiten
In die Seele dir nicht eine kam;
Daß dein Blick der bunten Erdenscenen
Außenseite, nicht ihr Inn'res sah! —
Ueberall hier, wo wir Wonne wähnen,
Ist uns Kummer, bittrer Kummer nah.

Wonne wähnten wir's, uns dein zu freuen,
Zarte Pflanze! dein voll Emsigkeit
Treu zu pflegen, hofften dein Gedeihen;
Gott! und wir verpflegten unser Leid! —
Alle Bilder, die von dir wir sammeln,
Deines Aufblicks, deines Lächelns Lust,
Und dein erster Schritt, dein erstes Stammeln,
Alles wird nun Dolchstich unsrer Brust!
Traumgewebe war es; einst empfunden,
Dünkt' es Wahrheit dem getäuschten Blick;
Aber jetzt, hinweggerückt, verschwunden,
Läßt es Sehnsucht, Reu' und Qual zurück. —

Aber nein! auch was uns blieb, der Schatten
Jenes süßen Traums, ist doch uns werth.
Der Gedanke, daß wir einst dich hatten,
Wenn er wild nicht mehr die Brust durchfährt,
Wenn der Schauder nun in Schwermuth schwindet,
Wenn der Gram nicht mehr so wüthend nagt;
Wenn das Herz die Stille wieder findet,
Die der Wunde Pein ihm noch versagt:
O! dann giebt belebtern, sanftern Bildern
Diese stille süße Schwermuth Raum;
Sie wird uns dein Leben schöner schildern,
Nicht als eiteln, wesenlosen Traum;
Nein, als den umwölkten, trüben Morgen,
Bald vom heitern Sonnenglanz ereilt,
Dessen Strahl den Nebel unsrer Sorgen,
Deiner Leiden Dämm'rung früh zertheilt!

Elegie auf ein Landmädchen
(von Hölty).

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,

Stehn am Sarge, winden, nassen Blickes,
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes frommes Mädchen bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist!

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier.
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach;
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwange, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unterm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth,

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebte und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm, Wilhelm, Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;

Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche,
Nassen Auges, an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlumm're sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar;
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

6. Die Heroide.

Die Heroide hat denselben sanften Ton, den die Elegie hat. Auch in ihr ist das Gefühl einer wehmüthigen Freude vorherrschend. Aber der Dichter spricht nicht in seinem eigenen Namen, sondern läßt seine Gefühle eine andere Person sprechen, welche dieselben in einem Briefe einem Freunde schildert. Die Heroide ist also ein elegisches Gedicht in der Form einer Zuschrift eines Freundes an den andern. Gewöhnlich legt der Dichter seine Gefühle einem schon Verstorbenen in den Mund, der von jenseit des Grabes sie seinem Freunde auf Erden mittheilt. Wählt der Dichter solche Personen, die dem Leser bereits bekannt seyn können, so hat er nicht erst nöthig, durch das Gedicht die zwischen ihnen bestehenden Verhältnisse auseinander zu setzen. Sind es aber erdichtete Personen, so muß das Gedicht erst dem Leser diese Verhältnisse andeuten. Unsre Literatur hat nur wenige Heroiden aufzuweisen.

Alexis an Dion

(von Wieland, Hofrath in Weimar, gest. 1813 in Osmannstädt bei Weimar.)

Freund, die Liebe, die uns im irdischen Leben vereinte,
Hat mein Sterben erhöht. Wie könnt' ich mein irdisches Glück dir

Länger verhehlen, da einst uns jede Freude gemein war?
Billig weih' ich die Erstlinge dir der himmlischen Früchte
Deiner göttlichen Freundschaft, die ich mit Seraphim breche.
Doch du genießest sie schon, indem dein Freund sie genießet,
Und durch dich sie genießt. Welch eine himmlische Wollust
Muß es durch dein Innerstes athmen, das süße Bewußtseyn,
Einen Engel gebildet zu haben! So lohnet die Weisheit!
Dion, du weißt es, wie freudig der Tod mich fand, ihm zu folgen,
Ja ganz thränenfrei, hätte mich nicht mein Dion gehalten,
Und die Klagen der zärtlichen Schwester. — Ich hoffte vom Tode,
Was mir ein nächtliches Leben verweigert hatte; still lauschend
Horchte mein Ohr dem Rauschen des Todesengels entgegen,
Dem ich flehte zu eilen. Er kam. Sein kältender Anhauch
Schauerte sanft durch jede Ader; nur flatternden Lüftchen
Aehnlich, berührte mein Ohr die weinende Stimme der Freundschaft,
Und jetzt sank ich in süße Betäubung, so sanft, wie der Abend
In die Arme der Nacht auf weiche Blumen dahin sinkt.

Als ich erwacht', o Wunder! so schwebt' ich, vom Körper entfesselt,
Und von ätherischem Schimmer umflossen, über dem Lager,
Wo ich die irdische Hülle gelassen, um die ihr im Kreise
Sprachlos standet. Mit schüchternem Blick voll froher Verwund'rung
Sah ich zweifelnd umher, und, des Lichts noch ungewohnt, schlossen
Immer die Augen sich wieder, wiewohl der irdische Mittag
Einem ätherischen Auge nur matter dämmernder Glanz scheint.

Eine Göttergestalt trat aus dem eröffneten Lichtkreis
Majestätisch hervor, und löschte der irdischen Schönheit
Dunklere Bilder aus meinem Gemüth, wie die steigende Sonne
Schnell das Morgengewölk und die flüchtigen Schimmer der Dämm'rung
Löscht, und in triumphirendem Glanz' den Himmel erfüllet.
Mein zu junges Gesicht ertrug den Anblick des Engels
Einen Augenblick kaum; ich sank in sanfter Betäubung
Ihm in die zärtlich geöffneten Arme. Die himmlischen Lüfte,
Die sein duftender Fittig verweht', erweckten bald wieder
Mein entschlafnes Gefühl. Er hatte mit schwächeren Farben
Seine zu göttliche Pracht gemildert. Jetzt sah ich ihn kühner
Und bald unverrückt an; die Liebe, die mir sein Lächeln
Eingoß, stärkte mein Auge zum überirdischen Anblick.
Er hieß mich folgen. Mein Blick zerfloß in der blendenden Aussicht
Durch den ätherischen Raum. Sein unermeßlicher Umfang
War noch glänzendes Chaos für mich; ich schaute verwundernd
In die ätherischen Felder. Da flammten unzählbare Sterne
Um mich in grenzlosen Weiten; die einen schossen wie Blitze

In das geblendete Auge; die andern, dem Abendstern ähnlich,
Hauchten ein sanfteres Licht. In weiten helleren Kreisen
Ruhten die Sonnen in göttlicher Pracht; in kreisendem Fluge
Drängten sich, zahllos, die Erden zu ihrem beseelenden Lichte.
Dreimal sank ich entzückt auf mein Antlitz; erhab'ne Gedanken
Schwellten in meiner Seele sich auf, und strebten gen Himmel
Hin zu dem göttlichen Licht, von dem die Funken hier schwammen.
Auch der Engel, wiewohl des göttlichen Schauspiels gewohnet,
Theilte mein Entzücken, und sah mit dankenden Augen
Bald in die sternlose Tiefe, bald auf mein Antlitz, das heller
Schimmert'. Jetzt blickt' ich behend in den glänzenden Abgrund zurücke,
Athmete geizig die himmlische Luft, und fühlt' es, o Dion,
Daß hier mein Vaterland sey. Wir flogen weiter. Die Freude
Ueber mein neues Leben gab meinem Auge des Lichtes
Schnelligkeit. Ganze Himmel entfloh'n mit ihren Gestirnen
Unter uns weg. Schon schaut' ich mit fester, geübteren Blicken
In den ätherischen Ocean hin. Wie staunt' ich aufs neue,
Da ich, was ich für Wüsten gehalten, voll Wesen erblickte.
Freund, ich erstaunte noch mehr. Doch könnt' ich, was ich gesehen,
In der irdischen Sprache dir malen? Die Sprache der Engel
Selber ist noch zu arm, die Wunder des Schöpfers zu nennen,
Mein Begleiter sah meinen Geist in Bewundrung versunken,
Ob ich gleich schwieg. Er sagte: „wie billig entzückt dich der Anblick
„Einer, dir neuen, Schöpfung! Du glaubst, die Gottheit zu sehen,
„Die du vorher nur geahnt. Du fühlst sie dir näher, und schmeckest
„Still in dir selbst die Seligkeiten des großen Gedankens,
„Daß, der diese Himmel ins Leben hauchte, dich liebet.
„Hier, hier wachsen die Flügel der Seele, die göttliche Liebe,
„Liebe zum einzigen Wesen, dem alle Herzen gehören.
„Nur der thierische Mensch, versunken im Schlamme des Stoffes,
„Hat kein Auge, das Licht, das ihn durchleuchtet, zu sehen,
„Hat kein Ohr, zu vernehmen, was jeder Laut in der Schöpfung,
„Was ihm der mächtige Einklang von allen Welten verkündigt."

Während mein Führer dies sprach, entdeckte sich endlich die Sphäre,
Die ich bewohne, dem suchenden Aug'. Aus hundert Gestirnen
Strahlte sie prächtig hervor. Mit dreimal schnellerem Flügel
Floh'n wir ihr zu; ein süß erquickender zirkelnder Lichtstrom
Ging von ihr aus; nie gefühlte Wollust durchstrahlte mein Wesen.
Ich empfand, daß der Leib, womit mein himmlischer Schutzgeist
Mich im Tode bekleidet, für diese Sphäre geschaffen,
Seine Geburtsluft hauchte, er schien mir verklärter und leichter.
Sieben saphirne Monde geh'n mit harmonischen Schritten
Um sie herum. Mit der sanften Dämm'rung des fernsten Begleiters

Sanken wir auf die schönste der Welten. — Doch, Dion, hier schweigen
Alle Menschenbegriffe; was ich gefühlt und gesehen,
Wirst du alsdann erst fühlen und sehn, wenn die einzige Hoffnung,
Die der Tugend auf Erden erlaubt ist, der Tod, dich mir zuführt.
Hier, wo ich wohn', ist Sitz der Schönheit. Die übrigen Sonnen
Scheinen nur Schatten von ihm. Ein Engel, der tausend Olympe
Durchgeflogen, verweilet sich hier; sein Fuß, wie geheftet,
Säumt auf den lazurnen Hügeln, und fast vergißt er im Anschaun
Seines Fluges erhabenen Zweck. — Hier herrschet die Weisheit
Schattenfrei, einfach, göttlich, die Schöpferin ewiger Wollust.
Jeglicher Blick ist Wahrheit, in jeder Empfindung der Himmel;
Jede Minute schwingt sich, mit Lobe der Gottheit beladen,
Zum benachbarten Himmel der Himmel. Die heiligen Geister,
Die hier wohnen, umarmen mich irdischen Fremdling so zärtlich,
Als sie einander umarmen. Ich ruh' an der reinsten Freude
Ewigem Brunnen. Ich bet', in Entzückungen ausgegossen,
Ihn, den Unendlichen, an, der mich durch Tiefen von Liebe
So beseligt hat. — O Freund, zu welchem mein Herz sich
Mitten aus diesen Freuden nach deiner Erde gezogen
Fühlet, mein ähnlichster Freund, wann kommst du, die Früchte der Tugend
Mit mir von Bäumen des Lebens zu brechen? Wann werd' ich dich wieder
Sehen, mit dir das Glück, das ich dir danke, zu theilen?

---

7. Die Cantate.

Die Cantate ist ein Gedicht, das aus mehreren, mit einander abwechselnden Sätzen (Recitativen, Arien, Arioso's, Cavatinen, Chören) besteht, zur Feier eines wichtigen Ereignisses bestimmt und so eingerichtet ist, daß es von der Musik begleitet werde. Die Musik soll die im Gedichte herrschenden Gefühle versinnlichen und stärker herausheben. Der Dichter darf also bei der Abwechselung der verschiedenen Sätze nicht den Componisten vergessen, und ebenso muß dieser bei der Tonsezzung beständige Rücksicht auf den Text nehmen. Die in der Cantate herrschenden Gefühle können sehr mannigfaltig seyn; es kann Freude, oder Trauer, oder Wehmuth, oder Hoffnung u. s. w. darin vorherrschen, und ebenso können diese Gefühle

sanft wie im Liede und in der Elegie, oder hochbegeistert wie in der Ode und Hymne seyn.

Dem Inhalte nach kann die Cantate religiös oder weltlich seyn. Die religiöse besingt die Größe Gottes, oder seine Eigenschaften, die Verdienste Jesus, die Unsterblichkeit, den wunderbaren Gang der göttlichen Vorsehung u. dgl., oder bezieht sich auf kirchliche Feste. Größere religiöse Cantaten nennt man Oratorien. Die weltliche Cantate bezieht sich auf die Feier eines Geburts-, Todes- oder Hochzeittages, auf die Einweihung eines wichtigen Gebäudes, auf die Eröffnung einer neugestifteten Anstalt u. s. w.

Noch sind die Namen der in der Cantate vorkommenden Sätze zu erklären. Sie stammen sämmtlich aus dem Italienischen her.

Das Recitativ unterscheidet sich durch seinen Inhalt und durch seine Form. Es drückt nicht sowohl Gefühle aus, als daß es den Zuhörer in die Stimmung versetzen soll, welche die folgenden Arien oder Chöre ausdrücken. Daher werden im Recitativ der Zweck und die Wichtigkeit des zu begehenden Festes, oder die Verdienste des Mannes, dem das Fest geweiht ist, geschildert, oder es wird darin erzählt, was der Zuhörer wissen muß, um das Folgende zu verstehen. Das Recitativ wird zwar auch gesungen und von der Musik begleitet, aber es herrscht in dem Texte weniger Rhythmus und in der Musik weniger Melodie, als in der Arie; mit einem Worte: es hält die Mitte zwischen Gesang und Declamation. Geht am Ende oder in der Mitte des Recitativs die ruhige Betrachtung desselben in ein lebhaftes Gefühl über, so entsteht

das Arioso, das also mehr lyrischer Natur, als das Recitativ, ist, und mehr Rhythmus in dem Texte und mehr Melodie in der Musik hat.

Die Arie drückt ein bestimmtes Gefühl aus, es sey nun das der Freude oder der Wehmuth oder ein andres, und wird von einer passenden Melodie begleitet. Wird eine Arie von zwei, drei, vier, fünf oder sechs Personen abwechselnd gesungen, so entsteht ein Duett, ein Terzett, ein Quartett, ein Quintett oder ein Sextett.

Die Cavate oder Cavatine ist eine ganz kurze Arie.

Unter dem Chor versteht man das Zusammensingen mehrerer oder aller theilnehmenden Personen. Es tritt dann ein, wenn das durch die vorangegangenen Singstücke erregte Gesammtgefühl oder überhaupt ein gemeinschaftliches Gefühl ausgedrückt werden soll.

Cantate bei Einweihung der neuhergestellten großen Orgel in der Elisabethkirche in Breslau 1830 (von Kudraß, Fabrikant in Breslau).

Chor.

Groß ist der Herr an Macht und Ruhm;
Ihn preist der Himmel und die Erde.
Auch hier im stillen Heiligthum
Geheiliget sein Name werde.
Sein Reich ist ewig fern und nah;
Halleluja!

Recitativ.

Der Töne Bau, der Andacht neu geweiht,
Enthüllt sich heut', und feierliche Klänge
Begleiten hehr die festlichen Gesänge
Des Freudentags der frommen Christenheit.
Heil! wunderbar in tausend Melodieen,
Bald lieblich sanft, wie Engelchöre mild,
Bald wie der Sturm, der brausend sich enthüllt,
Zum Himmel auf der Orgel Töne fliehen.

Arioso.

So wird durch sie der Menschen schwaches Wort
Und was die Seele heilig still durchdrungen,
Vereiniget, und mächtig aufgeschwungen
Hoch über uns zum Throne Gottes dort.

Stimmen der Engel. Duett.

Erste Stimme.

Was die Menschen fromm erbauen,
Wohlgefällig ist's dem Herrn;
Denn er kennt, die ihm vertrauen,
Und sieht ihre Opfer gern.

Zweite Stimme.

In der Andacht heil'gen Tönen
Wendet gläubig Geist und Herz,

Von der Welt euch zu entwöhnen,
Im Gesange himmelwärts.

Chor.

Heiliges schützen die ewigen Mächte,
Schirmend das Wahre, das Edle, das Rechte,
Wenn es zum Preise Jehovah's ertönt.

Erste Stimme.

Wollt ihr Trost und Ruhe finden,
Nah't in Demuth dem Altar;

Zweite Stimme.

Friede wird euch hier umwinden;
Denn sein Wort ist ewig wahr.

Beide.

Heil'ge Ahnung, freudig Hoffen
Auf des Himmels ewig Heil,
Steht dem frommen Glauben offen,
Ist des Staubes göttlich Theil.

Chor.

Ewig erschalle des Mächtigen Ehre!
Psalter und Lieder und heilige Chöre
Sende die Andacht hier freudig empor.

Vierstimmiger Männergesang.

Töne hehr an festlich hohen Tagen,
Wo der Mensch zur Kirche freudig wallt;
Töne leise, wenn in Trauerklagen
Dem Entschlafnen deine Stimme hallt.

Solo.

Lind're sanft des Dulders stille Schmerzen,
Wenn das Schicksal eisern auf ihm ruht;
Gieb erhebend allen wunden Herzen
Wieder hier der Hoffnung heil'gen Muth.

Tutti (Alle).

Tön' versöhnend, wenn mit frommer Reue
Dem Altar' die Christen gläubig nah'n;
Gieb hier allen der Begeist'rung Weihe,
Und zum Himmel sey dein Klang die Bahn.

Schluß-Chor.

Nun so sey in deinem Namen,
Herr der Welten und der Zeit,
Durch ein freudig, heilig Amen
Deinem Dienst' dies Werk geweiht!

Laß es dauern, laß es nützen!
Deine Kirche wirst du schützen.
Preis sey deiner Herrlichkeit,
Hier und dort in Ewigkeit!
Amen!

8. Das Sonett.

Der Grundton des Sonetts ist sanfte Empfindung. Es drückt die Gefühle inniger Liebe und Freundschaft, der Religion, der Trauer, der Wonne u. s. w. aus, und ist darin dem Liede ähnlich. Aber es unterscheidet sich durch seine Form. Es besteht nämlich aus vier Strophen, von denen die beiden ersten aus vier, die beiden letzten aus drei Zeilen bestehen. Jene beiden heißen Quadrains, diese Terzetten. In den Quadrains sind gewöhnlich nur zwei Reime, in den Terzetten zwei oder drei. Ferner pflegen die Reime verschlungen zu seyn, so daß zwei Reime zwei andere einschließen; doch giebt es darüber keine bestimmte Regel. Das Sonett ist italienischen Ursprungs. A. W. Schlegel (Prof. in Bonn) giebt in folgendem Sonett die Form des Gedichts an:

Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen
Und reines Ebenmaaß der Gegensätze.

Johannes in der Wüste
(von A. W. Schlegel).

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte sich zu betten;
Die Hüfte gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket;
Da steigt vor seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit sel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groß als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
„Ach! gegen dich, wie bin ich streng und wild!"

Trauerstille
(von Bürger*)).

O wie öde, sonder Freudenschall,
Schweigen nun Palläste mir, wie Hütten,
Flur und Hain, so munter einst durchschritten,
Und der Wonnesitz am Wasserfall!

Todeshauch verwehte deinen Hall,
Melodie der liebevollen Bitten,
Welche mir in Ohr und Seele glitten,
Wie der Flötenton der Nachtigall.

Leere Hoffnung nach der Abendröthe
Meines Lebens einst im Ulmenhain
Süß in Schlaf durch dich gelullt zu seyn.

Aber nun, o milde Liebesflöte,
Wecke mich beim letzten Morgenschein
Lieblich, statt der schmetternden Trompete!

---

*) Gedichtet nach dem Tode seiner sehr geliebten Frau, Molly. Bürger starb 1794 als Prof. in Göttingen.

9. Das Madrigal.

Das Madrigal ist ein kurzes Gedicht, welches ein zartes Gefühl oder einen witzigen Gedanken enthält, in einer leichten Sprache ausgedrückt, also im Grunde nur eine poetische Tändelei. Eigentlich soll das Madrigal fünf bis elf Zeilen enthalten; aber man bindet sich an dies Maaß nicht genau.

Aufmunterung zum Vergnügen
(von v. Hagedorn, gest. 1754 als Secretair in Hamburg).

Erlernt von muntern Herzen
Die Kunst, beglückt zu scherzen,
Die Kunst, vergnügt zu seyn.
Versucht es. Laßt uns singen,
Das Alter zu verjüngen,
Die Jugend zu erfreun.
Macht neue Freundschaftsschlüsse!
Ihr Kinder, gebt Euch Küsse,
Ihr Väter, gebt Euch Wein!

An Elisen
(von Joh. Georg Jacobi, gest. 1814 als Prof. in Freiburg in Breisgau).

Als in dem Frühlingsthale
Du zwischen Blumen lagst,
Als du zum ersten Male
Den Mutternamen sprachst:
Da küßten umher im frohen Gewimmel,
Liebesgötter und Engel sich;
Da stiegen heilige Mädchen vom Himmel.
Sie kühlten mit ihrem Kranze dich,
Und junge Grazien gaben
Den heiligen Mädchen und den Knaben
Mit süßem Vertrauen die Hand.
In jener seligen Stunde verband
Die Liebe sich in deinem Herzen
Mit unschuldsvollen Scherzen.
Dein erstes Lächeln sah die Flur!
Dies erste Lächeln war ein Schwur,
Nicht eine der Grazien zu entfernen,
Und ewig getreu der schönen Natur,
Das reine Leben der Engel zu lernen.

10. Das Rondeau.

Der Inhalt und Ton ist im Rondeau ganz derselbe wie im Madrigal. Es drückt ein sanftes, zartes Gefühl in einer leichten Sprache aus. Es unterscheidet sich von andern poetischen Tändeleien durch seine eigenthümliche Form. In jedem der zwei bis vier Strophen, aus denen es besteht, wird nämlich die erste Zeile nach der dritten wiederholt; ebenso die erste und zweite Zeile am Ende der Strophe. Jede Strophe hat nur zwei Reime. Wir haben in unsrer Litteratur nur sehr wenige Beispiele davon aufzuweisen.

Die Empfindung des Frühlings
(von v. Hagedorn).

Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neubegrünte Flur!
Sey stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur,
Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neubegrünte Flur!

Du Stille voller Freuden,
Du Reizung süßer Lust!
Wie bist du zu beneiden!
Du Stille voller Freuden,
Du mehrest in uns beiden
Die Sehnsucht treuer Brust;
Du Stille voller Freuden,
Du Reizung süßer Lust!

Ihr schnellen Augenblicke,
Macht euch des Frühlings werth!
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr schnellen Augenblicke,
Daß uns ein Kuß entzücke,
Den uns die Freundschaft lehrt.
Ihr schnellen Augenblicke,
Macht euch des Frühlings werth!

Hier und Jenseits
(v. Bouterwecks, Prof. und Hofrath in Göttingen, gest. 1828).

Was hat der Sterbliche hienieden?
Nur Wünschen, Streben ohne Rast,
Und stetes Kämpfen ohne Frieden.
Was hat der Sterbliche hienieden? —
Nur süßer Wahn ist ihm beschieden,
Verlangen, Täuschung, Erdenlast!
Was hat der Sterbliche hienieden?
Nur Wünschen, Streben ohne Rast.

Einst wandelt er in reinerm Licht!
Dann weint des Kummers Auge nicht,
Und jeder Schmerz verfliegt auf immer.
Einst wandelt er in reinerm Licht!
Da löset sich des Lebens Schimmer
Und eitler Traum und matter Flimmer.
Einst wandelt er in reinerm Licht;
Dann weint des Kummers Auge nicht.

---

11. Das Triolett.

Es ist noch unbedeutender als das Rondeau, und unterscheidet sich von diesem nur dadurch, daß es nur aus einer Strophe besteht. Also ist es nur ein abgekürztes Rondeau.

Genügsamkeit
(von Klamer Schmidt, gest. 1826 als Domcommissar in Halberstadt).

Willkommen alle kleine Freuden!
Die großen sind für mich zu groß.
Ich sitze ja dem Glück im Schooß.
Willkommen alle kleine Freuden!
Hier könnt' ich Fürsten nicht beneiden.
Hier heiß' ich — o wie anspruchslos! —
Willkommen alle kleine Freuden;
De großen sind für mich zu groß.

Die flüchtige Freude.

Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Und nirgends bleibt der luft'gen Sohle Spur!
Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Kein Locken hemmt die nimmer lassen Flügel,

Kein Goldpallast und keine Rosenflur.
Nur Mäßigkeit, nur Weisheit ist ihr Zügel.
O merkt euch das, ihr Töchter der Natur.
Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Und nirgends bleibt der luft'gen Sohle Spur.

Auf den Tod einer bösen Schuldnerin
(von Götz, Superintendent in Winterburg in Baden, gest. 1781).

Ihr Gläubiger der Frau von Bohn,
Geduldet euch doch nur!
Euch zahlt gewiß die Frau von Bohn
Die Schulden, wie sie schwur.
Sie zahlete ja heute schon
Die schwerste der Natur.
Ihr Gläubiger der Frau von Bohn,
Geduldet euch doch nur!

---

12. Die Canzone.

Die Canzone ist eine italienische Dichtungsart, welcher Petrarca (im 14. Jahrhundert) erst eine bestimmte Form gegeben hat. Es ist nämlich ein solches lyrisches Gedicht, welches aus mehreren Strophen (Stanzen) besteht, deren Zahl und Länge zwar vom Dichter abhängt, deren Zeilen aber aus 6 oder 11 Sylben bestehen, und deren Reime in der einen wie den anderen Strophen gleichmäßig vertheilt seyn müssen. Gewöhnlich schließt die Canzone mit einer Strophe, welche kürzer als die andern ist. Wie in dem Sonett, so wird auch in der Canzone eine sanfte Empfindung ausgedrückt: Schmerz, Freude, Liebe, Freundschaft u. s. w. Folgendes Beispiel (aus dem Trauerspiel Adrast von Kannegießer, Dir. und Prof. in Breslau) wird das eben Gesagte erläutern:

O du bist furchtbar, Tod!
Du bleiches Schattenbild des süßen Lebens,
Du Winterpause in dem Frühlingstanz!
Ach! Sterben, Wort des Bebens,
Bleichst meiner Wang en Roth!
Nein, grüne fort, mein hochzeitlicher Kranz,
Strahl' auf, o Tagesglanz!

Kann ich's nur denken, Attys mir entrissen!
Der junge stolze Held,
Mein Leben, meine Welt!
Ihn missen! Nimmer, lieber selbst mich missen!
Tod! rauher Ton, und Leben! süß Getön!
Er lebt, ich leb', und leben, o wie schön!

Ich leben ohne ihn?
Solch Leben wär' ein Tod. Hinweg, Gedanke!
Und doch, er nistet tief sich in mich ein!
Ich bin die Epheuranke,
Umflecht' ihn ewig grün,
So lang' er grünt, mein Baum, der Stolz im Hayn.
In ihm nur ist mein Sein!
O Menschen, Götter, Schicksal, habet Gnade!
Schweig', Sturm! umkos' ihn, West!
Ich schütz', ich halt' ihn fest,
Ich bin ihm Seele, Lebenshauch, Dryade.
O Leben, ohn' ihn arm und mit ihm reich!
Und stirbt er je, sterb' ich mit ihm zugleich.

O Tod, ich liebe dich!
Denn wäre mein Gemahl von mir geschieden,
Und ich, ich stürbe nicht, ich lebte dann!
O Höllenthal hienieden!
O Leben fürchterlich!
Ja, Leben wäre dann der ärgste Bann.
Ihm nach, dem holden Mann!
Die treue Gattin folgt dem treuen Gatten.
Wo ist er? Ich muß gehn!
O selig Wiedersehn!
Ich will ihn wiederholen von den Schatten,
Nein, sitzen bei ihm in dem grauen Boot;
Kein wahrhaft schönes Leben ohne Tod!

Tod ist und Leben Wahn.
Die Lieb' ist Leben nur!
Er wandelt sie bereits, die dunkle Bahn!
Ich folge seiner Spur!
Geh mir voran, begrüß' ihn, meine Stimme,
Weil ich hinab des Orkus Stufen klimme!

13. Die Sestine.

Die Sestine unterscheidet sich von der Canzone und dem Sonett nur durch ihre Form. Sie ist auch eine den Italienern ursprünglich eigene lyrische Dichtungsart, und drückt ebenso wie jene sanfte Empfindung aus. Sie besteht aus 6 Strophen (Stanzen), deren jede 6 Zeilen enthält. In der Regel schließt sie mit einer dreizeiligen Stanze. Folgendes Beispiel ist aus derselben Tragödie von Kannegießer entnommen.

Mir ist's, als träumt' ich neu den alten Traum;
Prophetisch zeigt' er mir das künftge Schicksal,
Mir selber wie dem einz'gen theuren Sohn.
Noch fliegt und zucket das verruchte Eisen,
Es fliegt auf mich und giebet ihm den Tod,
Und ich erwach' ins kinderlose Leben.

Bejammernswerthes, sterbenswerthes Leben!
O schrecklicher noch bist du als der Traum.
Bewußtseyn des Verlusts, du ewger Tod!
Nein lieber treffe mich dasselbe Schicksal.
Leb' wieder auf, du mörderisches Eisen,
Und sende mich ihm nach, dem holden Sohn!

O nein, erschlagen wird es mir den Sohn.
Schont es nur ihn, so mag es ewig leben.
Noch lieber sey's das Ziel für jenes Eisen;
Das Gegentheil ja deutet oft der Traum.
O so versöhnt sich uns vielleicht das Schicksal,
In frohes Leben wandelt sich der Tod.

Ich kann nichts denken als die Sylbe Tod,
Und sie bekämpft und tödtet mir den Sohn.
Entscheide bald, o du langsames Schicksal;
Gieb lieber schnellen Tod als tödtend Leben.
Es wirrt sich mir der alt' und neue Traum
Vom Eber, vom Adrast und von dem Eisen.*)

---

*) Zum Verständniß des Inhalts dieses und des vorhergehenden Gedichts merke man: Krösos, König v. Lydien, hatte einen Traum, daß sein Sohn Attys durch eine Lanzenspitze getödtet würde. Darum ließ er alle Lanzen aus seiner Nähe wegschaffen, und ließ seinen Sohn in keinen Krieg ziehn. Nun zeigte sich in der Nachbarschaft ein großer Eber, und die Bewohner baten den König, ihnen den Attys und Jäger zu senden, um das Unthier zu vertilgen. Krösos wollte nicht, aber der Sohn bat

Das Unthier ward getroffen von dem Eisen,
Und Attys gab, empfing ihn nicht den Tod?
Darf ich vergessen nun den bösen Traum?
Ist er mir wiederum geschenkt der Sohn?
Ist er aufs neu geboren mir ins Leben?
Dann preis' ich selber selig Krösos Schicksal!

Gewiß, es lauert noch das tück'sche Schicksal;
Es war, mir ahnet, nicht das rechte Eisen.
Jetzt, jetzt erst trifft es in das rechte Leben!
Mich dünkt, die ganze Luft ruft eben: „Tod!"
Hört ihr das Echo wohl? Es hallt: „dein Sohn!"
Weh, meines Lebens Dämon, grimmer Traum!
Still steht der Traum, doch brütet noch das Schicksal.
Sohn, sey dein Bot', obsiege diesem Eisen!
Wer kommt? Es ist der Tod und nicht das Leben!

---

so lange, bis Krösos nachgab. Er ließ den Attys begleiten von dem Adrast, einem Fremdling, der sich an seinen Hof geflüchtet hatte, und band ihm den Sohn auf die Seele. Als sie nun den Eber aufgejagt hatten, schleuderte Adrast seinen Spieß auf das Thier, traf aber den Attys, der davon todt zu Boden fiel. Die Worte jener Canzone spricht die junge Gattin des Attys, die der Sestine der König Krösos, ehe die Nachricht von Attys Tode ankam.

Zweiter Abschnitt.

Didaktische Poesie.

Was man darunter verstehe, ist schon oben gesagt worden. Der Zweck derselben ist nicht bloß, zu belehren — denn dies thut der prosaische Lehrvortrag — sondern zugleich durch ihre poetische Einkleidung, durch die gewählten Bilder, durch die Beschäftigung der Phantasie zu vergnügen. Man pflegt folgende Dichtungsarten dahin zu rechnen:

1. Das eigentliche Lehrgedicht.
2. Die Gnome.
3. Die Fabel.
4. Die Parabel und Paramythie.
5. Die Satyre.

1. Das eigentliche Lehrgedicht.

Von ihm gilt ganz besonders, was wir von der gesammten didaktischen Poesie gesagt haben. Diejenigen Wahrheiten, welche über dem Kreise des gemeinen Lebens weit hinausliegen, eignen sich am besten für die poetische Darstellung, also die Wahrheiten der Religion, der Tugend, der Sittlichkeit, der Weisheit u. s. w. Aber in einem Gedicht will nicht sowohl der Verstand, als die Phantasie Beschäftigung finden; darum müssen die Wahrheiten so anmuthig, so durch Bilder versinnlicht vorgetragen werden, daß das Gefühl dafür erwärmt werde.

Zukunft

(von Manso, gest. als Rector in Breslau 1826).

Was harret unser hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sinds Wüstenei'n ohn' Ende? Sind es Auen,
Von Licht umstrahlt, mit ewgem Reiz geschmückt?

Wir möchten gern ins Land der Zukunft schauen,
Und fühlen uns durch nichts so hoch beglückt.
Der Geist versucht, aufstrebend, sein Gefieder;
Allein ermattend kehrt er immer wieder.

Was er zurück von seiner Wallfahrt bringet,
Es ist ein Bild, halb Schatten, halb Gestalt;
Ein Vorgefühl, das, schmeichelnd, ihn umschlinget,
Ein Ton, der leicht im Innern widerhallt.
Je kühner er sich in die Wolken schwinget,
Um zu erspähn, was droben wogt und wallt,
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.

Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder Schranken,
Das rastlos schafft, und wirket, und erneut;
Vom Saamenkorn unsterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schooß gedeiht;
Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken,
Vom Tugendsinn, der seines Lohns sich freut.
Doch alles wird der Zweifelsucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als der Einfalt frommer Glaube!

Ja, glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen,
Der Sterbliche, so lang' er diesseits lebt.
Ist Licht sein Theil, er wird es jenseits finden,
Wo sich gewiß auch eine Sonn' erhebt.
Was mangelt uns in diesen Dämmergründen,
Um die der Hoffnung milder Schimmer schwebt?
Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.
Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht hienieden!

Die Sprüche des Lebens
(von Christian Schreiber, Superintendent in Lengfeld bei Eisenach).

Es regt sich die Menschheit in ewiger Fülle;
Das Göttliche ruht in erhabener Stille!
Und wie auch gebietet der Wechsel der Zeit,
Sie ist nur ein Bild der Unendlichkeit;
Und wirst du auch nimmer das Leben ergründen,
So strebe, dich selbst in dem Leben zu finden.

Es schauet dein Blick nur die endliche Scene,
Es höret dein Ohr nur verrauschende Töne;
Das Leben ist Schatten, die Ewigkeit Licht,
Die Sinne erforschen das Göttliche nicht.

Doch was dir vertrauen die innern Gefühle,
Dem folge; du nahest dem ewigen Ziele! —

Es giebt eine Ahnung, ein heiliges Glauben! —
Wer wollt es der Menschheit, der hoffenden, rauben? —
Denn wie auch die Meinung der Völker getrennt,
Eins ist, was ein jeder im Herzen bekennt:
Daß ein Höheres ist, als das Leben im Staube,
Und das ist der wahre, der einzige Glaube!

Es giebt eine Liebe zum Hohen und Schönen,
Nach stiller Verklärung ein inniges Sehnen;
Denn wie auch der Wüstling die Liebe entehrt,
Die reine hat stets ihre Würde bewährt;
Und sänken ermattet die feurigsten Kräfte,
Die Liebe belebt sie zum neuen Geschäfte.

Es giebt eine Hoffnung zu glücklichern Stunden,
Ein heilender Balsam für blutende Wunden;
Und wie auch die Täuschung, der Trug uns umflicht,
Die tröstende Hoffnung verlässet dich nicht.
Sie läßt dich nicht sinken im Strome der Zeiten;
Durch sie erst gewinnet das Leben Bedeuten.

Die Räthsel des Lebens — wer löst sie dem Auge? —
Wer ist, der hinab in die Tiefe sich tauche,
Die Perle zu suchen auf trüglichem Grund? —
Wer thut uns den Urquell des Göttlichen kund? —
Tief unter den Bildern, da lieget die Wahrheit,
Und über dem Scheine nur findest du Klarheit!

---

2. Die Gnome.

Gnomen oder Denksprüche sind ganz kurze Lehrgedichte. Eine Weisheits- oder Klugheitslehre wird darin mit wenigen Worten ausgesprochen. Von der Art sind die Sprüche Salomo's, die Lehren Jesus Sirachs, und die in der Bergpredigt von Jesus Christus vorgetragenen Lehrsätze. Auch gehören dahin die Sprüche, welche wir in die Stammbücher unsrer Freunde zu schreiben pflegen.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,

Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt.
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schooß zu liegen!
(Wieland.)

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken;
Sie lenken ihn bald süd- bald nordwärts:
Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken;
Um recht zu handeln, gab sie ihm das Herz.
(Blumauer, gest. 1798 als Buchhändler in Wien).

Niemand schaden, Allen Hülfe leisten,
Jedermann ein heil'ger Altar seyn
Ist Religion; und diese Freundin
Geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.
(v. Herder, gest. 1803 als Consistorial-präsident in Weimar.)

O bilde stets dein Herz, selbst in der ersten Jugend!
Sieh auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend!
Lern', daß nichts selig macht als die Gewissensruh,
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt als du.
(v. Haller, gest. 1777 in Bern als Rathsherr und Arzt.)

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreun,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheun,
Und fest an Gott und beßre Zukunft glauben —
Heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.
(Streckfuß, Geh. Rath in Berlin.

---

3. Die Fabel.

Die Fabel ist eine erdichtete Erzählung, in welcher nicht Menschen, sondern Thiere als denkende und sprechende Wesen handelnd aufgeführt werden, um dadurch eine Lehre zu versinn-

lichen. Die Thiere erscheinen darin mit dem Charakter, den wir an ihnen bemerken: der Hund als ein treues, das Schaf als ein gutmüthiges, der Löwe als ein herrisches oder großmüthiges Thier. Die Fabel ist nicht da, um den Charakter der Thiere ins Licht zu stellen, sondern damit der Mensch in der Handlungsweise der Thiere sein eignes Bild erkenne. Zuweilen läßt der Dichter auch Menschen oder leblose Gegenstände handelnd auftreten; allein das ist dem eigentlichen Charakter der Fabel entgegen. Wenigstens müssen im ersteren Falle nicht Menschen allein als handelnde Personen erscheinen; sonst hört es auf eine Fabel zu seyn, und wird eine Parabel; im andern Falle muß den leblosen Gegenständen ein Charakter beigelegt werden, der gewissermaßen in ihrer Natur liegt, z. B. Prahlsucht bei der Rose, Bescheidenheit bei dem Veilchen, Unschuld bei der Lilie u. s. w.

Der Esel.

Ein Esel kam auf seiner Reise
An einen Strom. Am Ufer jenseits sah
Er schöne Disteln. Ei! wie ging ihm dieses nah!
Er konnte schwimmen; doch nach seiner lieben Weise
War er zu faul dazu.
„Ja!" dacht' er, „hier will ich in Ruh
„Indessen mich bloß an der Aussicht laben,
„Bis dieser Strom sich wird verlaufen haben."
Er lag den ganzen Tag, der Fluß verlief sich nicht.
Was sollt' er thun? Am Abend überschwimmen,
Da ihm, verhungert, Kraft gebricht?
Und wollt' er gleich, das konnt' er nicht.

Sieh! dieser Reise gleicht dein Leben:
Der Strom dazwischen ist die Zeit.
Auf jener Seite liegt Glück und Zufriedenheit.
Du mußt durch Fleiß und Müh' hinüberstreben.
Versäumest du jetzt die Gelegenheit,
Der Jugend Kraft, des Lebens Munterkeit,
So mußt du darben stets in deiner Lebenszeit.

Der Wiedehopf und die Nachtigall.

(von Gleim, Canonicus in Halberstadt, gest. 1803).

Der grauen Nachtigall pries sein gekröntes Haupt
Ein schöner Wiedehopf. — „Mein Weibchen," sprach er, „glaubt,

„Du wärest häßlich gegen mich.“ —
„Das könnte seyn!“ erwiederte
Die Nachtigall, und flog
Auf einen hohen Baum, und sang.
Die Wandrer alle blieben stehn,
Und sagten: „wie so schön!
„Ach welch ein Klang!“

Das hört' der Wiedehopf, flog neidisch hin und her,
Und Keiner sprach: „wie schön ist er!“
Denn für die kleine Philomele
War alles Ohr.

Man zieht doch immer eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

---

4. Die Parabel und Paramythie.

Die **Parabel** erzählt, wie die Fabel, eine erdichtete Begebenheit aus dem menschlichen Leben, durch welche eine Wahrheit anschaulich gemacht werden soll. Sie unterscheidet sich also von der Fabel dadurch, daß in dieser Thiere, in jener Menschen handelnd auftreten. Die schönsten Parabeln finden wir in den Evangelien. Jesus pflegte die Wahrheit, die er einschärfen wollte, durch Parabeln deutlich zu machen, z. B. die Gleichnisse vom verlorenen Sohn, vom barmherzigen Samariter, vom Pharisäer und Zöllner, vom Sämann, vom verlorenen Groschen, vom reichen Mann und Lazarus u. s. w.

Die **Paramythie** ist dasselbe, nur ist der Stoff nicht aus dem gewöhnlichen menschlichen Leben, sondern aus der griechischen oder morgenländischen Mythologie entlehnt.

Des Knaben Traum

(von Agnes Franz, lebt jetzt in Brandenburg).

Der schwüle Tag war heimgegangen, und mit ihm sein lautes, regsames Leben; die Vögel durchzogen nicht mehr die Lüfte, und auch in den Zweigen des Haines wurde es still und stiller.

Da kam ein Knabe daher, der weinte traurig vor sich, und klagte aus tief bekümmertem Herzen: „Wohin soll ich mich wenden, ich armer verwaister Knabe! Bin ich denn so ganz allein in der weiten Welt, daß ich kein Herz finden kann, das sich meiner annehme, und kein

Auge, das freundlich und sorgend auf mich blicke? Wäre ich doch nur mit der Mutter zugleich ins Grab gesunken, dann dürfte ich nicht mehr so einsam wandern den ganzen langen Tag, und von Thür zu Thür irren wegen der spärlichen Brosamen. — Ach ich bin doch ein sehr verlassenes Kind! Keiner wird fortan meiner sorgend gedenken!"

Hierauf setzte er sich betrübten Sinnes unter einen Baum nieder; denn seine Füße waren wund von dem heißen Sand, und sein mattes Haupt sank erschöpft auf einen moosigen Stein, der ihm zur Seite lag.

Da ward ihm auf einmal recht seltsam zu Sinn. Die dämmernde Flur schien sich um ihn her in immer engeren Kreisen zusammenzuziehen, und er sah hinab, als ruhte er auf einem hohen Hügel; dabei zogen unendliche liebe Bilder an ihm vorüber, und ihn wollte bedünken, er läge wieder in der Mutter weichem Arm, ein stilles glückliches Kind, eingewiegt von den Armen der Liebe. Leis flüsterte es im Gebüsche, und es wehte wie leichter Flügelschlag um die nahen Blumen. Da legte sich eine weiche Hand auf seine Augen, und ihm ward, als höbe sich ein Schleier nach dem andern vor ihm empor.

Da ging es vor ihm auf wie morgenrother Tag; tausend helle leuchtende Gestalten zogen durch die Wolken und durch die Blumen der Erde. — Alle waren leicht beschwingt, und regten sich in holder Geschäftigkeit. Aus dem strahlenden Himmelsthor schritt es wie ein leuchtender Triumphzug; aber als des Knaben geblendetes Auge heller ward, sahe er, daß es Engel waren, gar mild und freundlich anzuschauen; die streuten Rosen um den Himmel, und schöpften aus der Wolken duftigen Brunnen den stärkenden Thau, und träufelten ihn herab auf die Fluren. Und wie tausend Hände sich bewegten, den Himmel zu schmücken, so begann das geschäftige Leben auch in der Erde blühenden Thälern.

Jede Blume hatte ihre Engel; die hohe Lilie sah vertrauend zu ihrem Schutzgeist empor, der seine Hand über ihre zarten Blätter breitete, und auch die jungfräuliche Rose erblühte unter freundlichem Schutz.

Selbst das allerkleinste Blümchen stand unter liebender, wartender Hand; das Veilchen bekam seinen Thautropfen, und die Erdbeere wurde mit Ambrosia getränkt. Sanfte Hände führten das kleine Würmchen im Moos zum Veilchenkelch; hier durfte es sich laben an dem tiefen blauen Quell. Aber der Knabe sah nun auch nahe bei sich im Gebüsch einen Engel; der trat leise zu den schlummernden Vöglein und streute Futter in ihre Nester, ging dann geschäftig zu dem zarten Schmetterling, der seine Flügel noch nicht heben konnte, und trug ihn sorgsam auf ein weiches Rosenblatt, wo stärkender Thau ihn erquickte. Alsbald richtete er die kleinen Schwingen muthig empor, und hob sich behutsam von einer Knospe zur andern.

Ueberall waltete und webte die sorglichste Liebe, und ihr Athem wehte durch Höhen und Tiefen gar mild und belebend.

Und der Knabe hob seinen Blick empor, als wollte er recht dankend zum Himmel beten. Da begegneten seine Augen einem unbeschreiblich milden Angesicht, das sich über ihn hinneigte, und lächelnd sprach:

„Wie konntest du dich doch verlassen wähnen, da ich dir doch immer zur Seite bin, und als dein schützender Engel von Anbeginn um dich gewacht habe? Steht nicht alles unter dem Schutz der Liebe? Wie kannst du doch klagen und weinen, als wärest du allein verlassen? Siehe doch die Lilie auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel! Wer sorgt denn für sie, wenn es die ewige Huld nicht wäre? Wie sollte denn der Mensch, der Liebling des Himmels, noch zweifeln und zagen? O du Kleinmüthiger, glaube nur und vertraue! Kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ocean; was da lebt und webt, ist gezählt und aufgeschrieben in das Buch des Lebens! — Lege darum dein Haupt vertrauend an meine Brust! ich führe dich gewiß recht treu und gut bis an des Lebens Ende!" —

„Ich glaube an dich, o du holder, freundlicher Engel!" rief der Knabe, und hob seine Arme zu dem himmlischen Freund empor; aber da fiel der Schleier wieder über seine Augen immer dichter und dichter, und er sah nicht mehr die schönen Gestalten in den Blumenreichen, noch die belebten Wolkenbilder, aber in sein Herz war ein schöner Glaube gekommen; der stand wie ein sanfter Mond über seiner Nacht, daß ihm nicht graute vor der finstern Verschleirung.

Schon war die Sonne emporgestiegen, da erwachte der Knabe aus seinem wonnigen Schlummer; langsam hob er den Blick dem jungen Licht entgegen; es war nicht die schöne blumenreiche Aue, die er im Traume erblickte; vor ihm lag die bekannte Flur.

Kein Engel war mehr zu sehen, aber statt dessen gewahrte er einen alten ehrwürdigen Hirten, der dicht vor ihm stand und ihn schweigend betrachtete. —

„Willst du mit mir gehen?" fragte er ihn mit milden Blicken. —

„Vater!" rief der Knabe unwillkürlich, und breitete ihm die Arme entgegen.

„Ja ich will dein Vater seyn, wenn du verlassen bist!" entgegnete freundlich der Alte, — „folge mir zu meiner Hütte!" Und vertrauend faßte der Knabe die dargebotene Hand, und schritt mit ihm hinab in das Thal; aber im Herzen gedachte er des Traumes, und der Glaube an eine ewig waltende Liebe schlug feste Wurzel in seiner Seele, daß er stark wurde an freudiger Hoffnung und jeder bange Zweifel sich löste in tiefes inniges Gottvertrauen.

Paramythie: Die Lilie und die Rose
(von v. Herder.)

„Sagt mir, ihr holden Töchter der rauhen, schwarzen Erde, wer gab euch eure schöne Gestalt? denn wahrlich! von niedlichen Fingern seyd ihr gebildet. Welche kleine Geister steigen aus euren Kelchen empor? und welches Vergnügen fühltet ihr, da sich Göttinnen auf euren Blättern wiegten? — Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten sie sich in ihr erfreuendes Geschäft, und winkten sich zu, wenn sie ihr feines Gewebe so vielfach spannen, so vielfach zierten und stickten? — Aber ihr schweigt, holdselige Kinder, und genießt eures Daseyns. Wohlan! mir soll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verschweigt."

Als einst, ein nackter Fels, die Erde dastand, siehe! da trug eine freundliche Schaar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblumen. Vielfach theilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten, kleinen Grase fing die bescheidene Demuth an, und webte das sich verbergende Veilchen! Die Hoffnung trat hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen so wohl gelang, ein stolzer, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt; die Narcisse blickte umher mit ihrem schmachtenden Auge.

Viele andere Göttinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherlei Art, und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde.

Und siehe! als ein großer Theil ihrer Werke mit seinem Ruhm und ihrer Freude daran verblüht war, sprach Venus zu ihren Grazien also: „Was säumet ihr, Schwestern der Anmuth? Auf! webet von euren Reizen auch eine sterbliche, sichtbare Blüthe!" Sie gingen zur Erde hinab, und Aglaja, die Grazie der Unschuld, bildete die Lilie, Thalia und Euphrosyne webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühen sie zusammen auf einem Gefilde der Hora und zieren einander; denn schwesterliche Grazien haben ungetrennt sie gewebt.

Auch auf euren Wangen, o Mädchen, blühen Lilien und Rosen. Mögen auch ihre Huldinnen, die Unschuld, Freude und Liebe, vereint und unzertrennlich auf ihnen wohnen!

5. Die Satyre.

Die Satyre stellt auf eine witzige und launige Art die menschlichen Laster oder Thorheiten dar, um die Menschen entweder zu bessern oder zu warnen. Die menschlichen Laster schildert sie von ihrer verderblichen, die Thorheiten von ihrer lächerlichen Seite; denn Laster können als solche keine lächerliche Seite haben. Daher giebt es eine strafende und eine lachende Satyre. Jene hat es meist mit Lastern, selten mit Thorheiten zu thun, weil bei diesen die lächerliche Seite die hervorstechendste ist; die lachende Satyre behandelt nur menschliche Thorheiten. Sie bedient sich gewöhnlich der Ironie (Spottlob), indem sie sich das Ansehn giebt, als wolle sie etwas loben, dessen lächerliche Seite dadurch noch mehr hervortritt. Die ächte Satyre muß aber niemals Personen angreifen, sondern nur Thorheiten, Mißbräuche, Vorurtheile oder Laster, und wird um so größern Beifall finden, je mehr Witz sie dabei aufwendet. Hier zwei Beispiele, eins in gebundener, das andere in ungebundener Rede.

Anschlagzettel im Namen von Philadelphia (von Lichtenberg*)).

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Benedeieten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im J. 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9. Jänner dieses Jahres anfangen, seine Einthalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisdorstücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja so zu sagen schlechterdings unmöglich sind.

---

*) Philadelphia war ein berühmter Taschenspieler. Als er auch nach Göttingen kam, um den Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, dichtete Hofrath Lichtenberg folgenden Anschlagszettel in seinem Namen, der so viel wirkte, daß Philadelphia sich alsbald wieder fortmachte. Lichtenberg starb 1799.

Es hat derselbe die Ehre gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller 4 Welttheile, und noch vorige Woche auch im 5ten vor Ihro Majestät der Königin Oberea auf Otahaiti, mit dem größten Beifalle seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem Congresse seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 — 12 Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von 12 — 1 Uhr, da er speiset.

Von den Alltagsstückchen zu Einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, welche sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1. Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobikirche ab, und setzt ihn auf die Johanniskirche, und wiederum die Fahne des Johanniskirchthurm auf die Jacobikirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2. Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch, und tractirt die Damen damit. Sobald ihnen übel wird, läßt er sie 2 — 3 Löffel voll geschmolznes Blei nachtrinken, und die Gesellschaft geht guten Muthes und lachend auseinander.

3. Läßt er sich eine Holzaxt bringen, und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm einen zweiten Streich, da denn der Chapeau sogleich aufsteht, und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sey? Uebrigens so gesund wie vorher.

4. Er zieht 3 — 4 Damen die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft sorgfältig durch einander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5. Ein metaphysisches Stück, worin er zeigt, daß etwas wirklich zugleich seyn und nicht seyn kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten, und giebt er es bloß der Universität zu Ehren für einen Thaler.

6. Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus, wirft Alles hierauf in einen Koffer, und reiset damit nach Cassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Göttingen, den 7. Jänner 1777.

Der Stern
(von Pfeffel).

Der Thiere Großherr starb. Die hohe Facultät
Vereinte sich, um seine Majestät
Nach Stand'sgebühr zu balsamiren.
Man schnitt den Leichnam auf. Doch welch ein Phänomen!
Man fand kein Herz! Die Aerzte disputiren
Sich braun und blau; Hippokrates, Galen
Und Avicenna siegt; die Herren demonstriren
Das Gegentheil von dem, was sie vor Augen sehn,
Und streichen sich den Bart. Den Unfug zu vermeiden,
Verbot der junge Schach aus weiser Politik
Der Facultät bei Knut' und Strick,
In Zukunft die Monarchen auszuweiden,
Und ließ auf allen Fall sich an des Herzens Platz
Auf seinen neuen Purpurlatz
Ein Supplement von Silberfaden sticken.
Sein Sohn umgab das Ding mit einem Strahlenkranz';
Sein Enkel wandelte, vielleicht aus Ignoranz,
Vielleicht aus bloßer Lust zu flicken,
Das abgenutzte Herz in einen Stern;
Und so entstand der Klecks, womit die großen Herr'n
Sich noch auf diesen Tag den leeren Busen schmücken.

Dritter Abschnitt.

Epische Poesie.

Man erinnere sich, was wir oben über das Wesen der epischen Poesie gesagt haben. Alles, was der epische Dichter erzählt, muß so erzählt werden, daß es das Gefühl in Anspruch nimmt, und die Phantasie auf eine angenehme Weise beschäftigt. Nur selten sind Ereignisse von der Art, daß sie sich ganz dazu eignen; daher muß sie der Dichter nach seinem Plane umwandeln, oder er kann auch Thaten erzählen, die nie geschehen sind. Er kann entweder seinen Gegenstand ernst oder komisch erzählen, je nachdem er Bewunderung oder Lachen erregen will. Die dahin gehörende Dichtungsart ist:

1. Das ernste Heldengedicht.
2. Das komische Heldengedicht.
3. Die Romanze und Ballade.
4. Die Legende.
5. Die poetische Erzählung.
6. Der Roman, die Novelle und das Mährchen.
7. Das beschreibende Gedicht.

1. Das ernste Heldengedicht (Epos).

Im ernsten Heldengedichte läßt der Dichter einen mit außerordentlicher Kraft, oder mit großem Heldenmuthe, oder ungemeiner Klugheit, oder ausgezeichneter Tugend, überhaupt also mit Seelengröße begabten Menschen gegen Schwierigkeiten ankämpfen. Diese Schwierigkeiten können entweder die Leidenschaften und die Bosheit andrer Menschen, oder die Feindseligkeit überirdischer Wesen, oder ein unabänderliches Schicksal, oder seine eigenen Leidenschaften, oder auch mehreres von diesen zugleich seyn. Während des Kampfes zwischen dem Helden und seinen Gegnern muß der Ausgang unentschieden bleiben, weil

das Interesse wegfallen würde, wenn man im voraus wüßte, wer siegen oder wer unterliegen würde. Zuletzt aber muß der Held siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, oder, wenn er unterliegt, so muß er selbst, besiegt, noch Bewunderung erregen. Soll aber der Held Bewunderung und Interesse erregen, so ist dazu Körperkraft und Verstand nicht hinreichend; er kann unsre Achtung und Theilnahme nur dann erregen, wenn er sittlich-groß ist. Läßt ihn der Dichter daher auch Fehler begehen, so müssen sie doch vor dem Glanze seiner Tugenden in den Hintergrund treten.

Es hängt vom Dichter ab, ob er einen geschichtlichen Helden oder einen erdachten, ob er das Wunderbare, die Theilnahme der Gottheit und anderer überirdischen Wesen zu Hülfe nehmen will oder nicht. Mit Recht verlangt man aber von ihm, daß er Einheit der Handlung beobachte, d. h. daß der Held immer die Hauptperson bleibe, daß er alle Nebenpersonen an Größe der Seele überrage, und daß alle Nebenerzählungen auf ihn Bezug haben. Solche Nebenerzählungen, die zwar ein Ganzes für sich ausmachen, aber doch mit der Haupthandlung in Verbindung stehen müssen, werden Episoden genannt.

Das Heldengedicht hat eine ernste, würdevolle Sprache. Es zerfällt, seines größeren Umfangs wegen, in mehrere Gesänge, und fängt in der Regel mit Anrufung einer Muse oder einer andern Gottheit an, um den Leser auf die Wichtigkeit des zu besingenden Helden aufmerksam zu machen.

Man theilt das ernste Heldengedicht ein in:

1. das eigentliche Heldengedicht oder Epos. Der Vortrag ist durchaus ernst und würdevoll; denn der Held erscheint durchaus höher, idealischer, als man ihn in der Wirklichkeit finden kann. Dahin gehören z. B. die Epopöen der alten Griechen und Römer: die Iliade und Odyssee von Homer, die Aeneide von Virgil, und aus der neuern deutschen Litteratur: der Messias von Klopstock nebst wenigen andern.

Hier stehe als Beispiel eine Stelle aus dem Messias, dem größten Epos unsrer Nation. Zum Verstehen des Folgenden wisse man: der hohe Rath hatte sich versammelt, um zu be-

rathschlagen, ob Jesus gerichtet werden sollte oder nicht. In der Versammlung waren zwei Partheien: die Pharisäer und Sadducäer. Sie haßten sich, und waren nur eins in dem festen Willen, daß Jesus sterben müßte. Nur zwei bessere Männer saßen im Rathe: der weise Gamaliel und der fromme Nikodemus. Zwischen den Häuptern beider Partheien, dem Philo und Kaiphas, erhob sich ein mächtiger Streit. Philo hatte eben heftig gegen Kaiphas gesprochen.

— — — Von Grimm und von übermannender Wuth voll,
Lehnt an seinen goldenen Stuhl sich Kaiphas nieder,
Und erbebte. Ihm glühte das Antlitz. Er schaut' auf die Erde
Sprachlos, starr. Ihn sahn die Sadducäer, und standen
Gegen Philo mit Ungestüm auf. Wie tief in der Feldschlacht
Kriegrische Rosse vor eisernen Wagen sich zügellos heben,
Wenn die klingende Lanze daher bebt, fliegend dem Feldherrn,
Den sie zogen, den Tod trägt, dann blutathmend zur Erd' ihn
Stürzt. Sie wiehern empor, und drohen mit funkelndem Auge,
Stampfen die Erde, die bebt, und hauchen dem Sturm' entgegen.
Jetzo hätt' in der Wuth sich schnell die Versammlung getrennet,
Wäre nicht unter ihnen Gamaliel aufgestanden.
Heitre Vernunft erfüllte sein Antlitz. Der weisere sprach so:

„Wenn in diesem Sturme des grimmigen Zorns die Vernunft noch
Etwas vermag, ist Weisheit euch lieb: so höret mich, Väter!
Wenn der ewige Zwist stets wieder unter euch aufwacht,
Wenn Pharisäer und Sadducäer, wenn diese Namen
Ewig euch trennen, wie werdet ihr da den Propheten vertilgen?
Doch Gott sendet vielleicht die eifersüchtige Zanksucht
Unter euch, Väter, weil er es seinem hohen Gerichte
Vorbehalten, zu sprechen dem Nazaräer sein Urtheil.
Lasset, Väter, Gott sein Gericht! Ihr möchtet zu schwach seyn,
Seinen Donner zu tragen, und unter den mächtigen Waffen,
Denen die Himmel erzittern, in niedrigen Staub hinsinken.
Schweigt ihr vor Gott, und hört der Stimme des kommenden Richters
Still entgegen! Er wird bald reden, und seine Stimme
Wird von dem Aufgang hören die Erd' und dem Untergange.
Spricht Gott zu dem Gewitter: „zerschmettr' ihn!" und zu dem Sturme:
„Hauche sein sinkend Gebein, wie Staub, in alle vier Winde!"
Oder zum blinkenden Schwert: „Auf: waffenrächende Hände,
Trinke des Sünders Blut!" Gebeut er der Erd' Abgründen:
„Thut euch auf, und verschlingt ihn!" so ist er der schuldige Träumer!
Aber wenn er durch himmlische Wunder die Erde zu segnen

Fortfährt, wenn der Blinde durch ihn zu der Sonne sein Antlitz
Freudig erhebt, und mit sehendem Aug' auf den leitenden Vater
Staunend blickt; (verzeiht mir, wofern ich, entflammt von der Größe
Seiner Thaten, vielleicht, nach eurem Sinn, zu erhaben
Von ihm rede!) wenn Tauben das Ohr sich der Stimme des Menschen
Wieder öffnet, wenn es die Rede des segnenden Priesters
Wieder vernimmt, und die Stimme der Braut, und die weinende Mutter,
Und das feiernde Chor, und die Hallelujagesänge;
Wenn durch ihn die Todten dahergehn, gegen uns zeugen,
Ach! gen Himmel weinen mit wieder lebendem Auge,
Göttlich zürnend auf uns herblicken, ihr Grab uns zeigen,
Und mit jenem Gericht' uns droh'n, vor dem sie schon waren;
Wenn er, welches noch göttlicher ist, untadelhaft fortfährt
Vor uns zu leben; wenn er, mit seiner mächtigen Tugend,
Wunder thut und Gott gleicht: ach! so beschwör' ich euch, Väter,
Beim lebendigen Gott, sprecht: sollen wir ihn verdammen?"

Also sagt' er. Jetzt strahlt die erhabene Mittagssonne
Ueber Jerusalem nieder. Um die Zeit nahte sich Judas,
In die Versammlung der Priester zu gehn. Vor ihm wandelten Satan,
Eilenden Tritts, und Ithuriel her, und sie standen im Saale
Neben den Priestern, und sah'n, ungeseh'n, in die tiefe Versammlung.

Aber Nikodemus saß, und betrachtete schweigend
Aller Antlitz. So wie ein Mann, der ein Sünder ist, zitternd
Stehet, und bleich wird, wenn über ihm nah' der Donner des Herrn ruft,
Also war die Versammlung. Auch Philo und Kaiphas schienen
Vor Gamaliels Weisheit zu zittern. Mit Furcht und Verachtung
Sahe sie Nikodemus, stand auf, und wagt' es, zu reden.
Hochgebildet, ein Mann von menschenfreundlichem Ansehn,
Stand er. Wehmuth und Ernst erfüllte das denkende Antlitz,
Und die Ruh' des empfindenden unbefleckten Gewissens
Sprach sein ganzes Gesicht. Sein treuer Zeuge, das Auge,
Weint', und verbarg nicht die Thränen. Er glaubt', er spräche vor Menschen.

Also sagt' er: „Gesegnet sey mir, Gamaliel, ewig
Unter den Männern! Gesegnet sey, du Theurer, die Rede
Deines Mundes! Esh at dich der Herr zum Helden gesetzet,
Und ein schneidendes Schwert in deinen Mund dir gegeben!
Noch bebt unser Gebein, das deine Rede getheilt hat!
Noch sinkt unser ohnmächtiges Knie! Noch decket Dunkel
Unser Auge! Noch sehen wir Gott in strafenden Wettern,
Daß die Empörer wider sein Thun des Staubs sich erinnern,

Der sie gebar! Der Gott, der diese Weisheit dich lehrte,
Der ein Herz des Entschlusses dir und männlichen Muth gab,
Schütze, Gamaliel, dich! der Gott-gesandte Messias
Sey auch dein Messias, und deiner Kinder Messias!
Aber euch, euch segnen, die Gottes erhab'nen Propheten
Also verfolgen? Philo, dich nicht! dich, Kaiphas, auch nicht!
Weinen kann ich vor euch, wenn anders die Stimme des Weinens
Eurem Herzen hörbar noch ist, und wenn für die Unschuld
Menschlich vergossene Thränen noch eure Seele bewegen!
Jetzo klagt noch der Thränen Stimme, zu retten die Unschuld.
Höret sie, Väter! Ist erst ihr heiliges Blut vergossen,
O dann ruft, wie die Wetter Gottes, erhab'ner die Stimme
Ihres vergossenen Bluts! sie ruft, und steigt in den Himmel
Zu des Ewigen Ohr. Der wird sie hören, und kommen,
Und, im Gericht ohn' Erbarmen, um den Getödteten rechten:
„Juda! Juda! wo ist dein Messias?" Und wenn er nicht da ist,
Wird er vom Aufgang' her bis zum Niedergange vertilgen
Alle Männer des Bluts, die seinen Heiligen würgten."

Also trat er zurück. Noch saß mit drohendem Auge
Philo da, und erbebte vor Wuth und grimmigem Zorne
In sich selber, und zwang sich aus Stolz, den Zorn zu verbergen.
Aber er zwang sich umsonst. Sein Blick ward dunkel, und Nacht lag
Dicht um ihn her, und Finsterniß deckte vor ihm die Versammlung.
Jetzo mußt' er entweder ohnmächtig niedersinken,
Oder sein starrendes Blut auf einmal feuriger werden,
Und ihn wieder mächtig beleben. Es hob sich und wurde
Feuriger, und von dem hochaufschwellenden Herzen ergoß sich's
In die Mienen empor. Die Mienen verkündigten Philo.
Sieh! er sprang auf, und riß sich aus seiner Reih', und ergrimmte.
So, wenn auf unerstieg'nem Gebirg' ein nahes Gewitter
Furchtbar sich lagert, so reißet sich eine der nächtlichsten Wolken,
Mit den meisten Donnern bewaffnet, entflammt zum Verderben,
Einsam hervor. Wenn andre der Ceder Wipfel nur fassen,
Wird sie, von einem Himmel zum anderen, waldige Berge,
Wird hochthürmende, nicht absehbare Königsstädte
Tausendmal donnernd entzünden, und sie in die Trümmer begraben.
Philo riß sich hervor. Ihn sahe Satan, und sagte
Bei sich selber: „O sey mir zu deiner Rede geweihet!
Wie wir unten im Abgrund weihn, so weih' ich dich, Philo!
Gleich gefürchteten Wassern der Hölle, ströme sie wild hin!
Stark, wie das flammende Meer! wie vom Hauch der Donner geflügelt,
Die mein Mund spricht, wenn er gebeut! Wie je in dem Abgrund
Menschenfeindlich, mit Grimm, an seinen unendlichen Bergen

Von den Göttern hinunter geredet ward, daß die Ströme
Horchend es lernten, und um sich herum den Strömen erzählten!
So sprich, Philo! so führe dies Volk im Triumphe gebunden!
Also denke! so fließe dein Herz von Empfindungen über,
Deren sich, wär' er ein Mensch, selbst Adramelech nicht schämte!
Sprich dem Nazaräer den Tod! Ich will dich belohnen,
Und dein Herz mit der Hölle Freuden, sobald du sein Blut siehst,
Ganz erfüllen, und kommst du zu uns, dein Führer werden,
Und zu den Seelen dich führen, die Helden waren, und würgten!"
So sprach Satan für sich, und Seraph Ithuriel hört' ihn.
Aber Philo stand da, schaut' ernst gen Himmel, und sagte u. s. w.

2. Das romantische Epos schildert ritterliche Tapferkeit, Tourniere, Schlachten, auch edle Frauen, die von tapfern Rittern aus Gefahren gerettet worden, aber nicht allein den Ernst des Lebens, sondern auch fröhliche Scenen; kurz es führt eine große Mannigfaltigkeit ernster und heitrer Begebenheiten vor uns vorüber, und setzt dadurch, daß es den Helden in große Verlegenheit setzt, aus denen er sich durch Tapferkeit und Klugheit rettet, die Phantasie in eine angenehme Bewegung.

Wir geben zur Probe ein Stück aus dem Oberon (von Wieland). Kaiser Karl hatte dem jungen Ritter Hüon befohlen, nach Bagdad zu ziehen, und ihm von dort einige Zähne aus des Sultans Munde und einige Haare aus dessen Bart zu holen, in der Hoffnung, daß der Ritter, den er haßte, dabei umkommen würde. Aber Hüon überwand durch Hülfe des Elfenkönigs Oberon alle Schwierigkeiten, und kam, mit der Tochter des Sultans, der schönen Rezia oder Amanda, vermählt, glücklich nach Frankreich zurück.

Herr Hüon, dem das Herz von Freude überfloß,
Weckt seinen Alten*) auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fat'mens**) Schooß
Sanftschlummernd lag. Sie sehn sich um: Wie groß
Ist ihr Erstaunen! — „Herr, in welchem Lande
„Glaubt ihr zu seyn?" ruft Scherasmin entzückt
Dem Ritter zu. — Kommt, seht von diesem Stande
„Nach Westen hin, und sagt, was ihr erblickt?"

*) Seinen Knappen. **) Der Dienerin.

Der Ritter schaut hinaus, und traut
Dem Anblick kaum. — Er, der so viel erfahren,
Und dessen Augen so gewöhnt an Wunder waren,
Glaubt kaum, was er mit offnen Augen schaut.
Es ist die Sein',*) an deren Bord sie stehen!
Es ist Paris, was sie verbreitet vor sich sehen!
Er reibt sich Aug' und Stirn, schaut immer wieder hin,
Und ruft: „Ists möglich, daß ich schon am Ziele bin?"

Nicht lange schaut er hin, vor Freude ganz betroffen,
So stellt sich ihm ein neues Schauspiel dar.
Ihm däucht, daß alles um die Burg in Aufruhr war,
Man hört Trommetenschall, und eine Ritterschaar
Trabt dem Turnierplatz zu, die Schranken stehen offen.
„Mein Glück," ruft Hüon, „läßt mein Hoffen
„Stets hinter sich. Geh, Freund! wofern nicht alles mich
„Betrügt, giebts ein Turnier; geh und erkund'ge dich."

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande
Von Fat'men angekleid't. Denn, was sie haben muß,
Sich, mit dem Glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer Schönheit ziemt, in diesem fremden Lande
Zu zeigen, fanden sie im reichsten Ueberfluß
Gehäuft zu ihren Füßen liegen.
Herr Hüon läßt indeß, mit manchem Vaterkuß,
Den kleinen Hüonnet auf seinem Knie sich wiegen,

Und sieht, mit inniglicher Lust,
Das schöne Weib, durch alles fremde Zieren
Und Schimmern nicht gewinnen, noch verlieren.
Ob eine Rose ihre Brust
Umschattet, ob ein Strauß von blitzenden Juwelen
In Glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön
Und liebeathmend, scheint durch den
Ihr nichts geliehn, bei jener nichts zu fehlen.

Der Alte kommt jetzt mit der Nachricht an,
Drei Tage sey bereits der Schranken aufgethan.
„Karl (spricht er) immer noch durch seinen Groll getrieben,
„Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben:
„Und rathet, welchen Dank der Sieger heut' erhält?
Nichts kleiners, Herr, als — Hüons Land und Lehen!
„Denn, euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu sehen,
„Ist, was dem Kaiser nicht im Schlaf zu Sinne fällt." —

*) Der Fluß in Frankreich.

„Auf, waffne mich!“ ruft Hüon voller Freuden,
„Willkommner konnte mir kein' andre Botschaft seyn.
„Was die Geburt mir gab, sey nun durch Tugend mein!
„Verdien' ichs nicht, so mag's der Kaiser dem bescheiden,
„Der's würdig ist!“ — Er sagts, und siehet Rezia
Ihm lächelnd stillen Beifall nicken.
Ihr Herz verheißt ihm Sieg! — In wenig Augenblicken
Steht glänzend schon ihr Held in voller Rüstung da.

Sie schwingen sich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt! und allenthalben schauen,
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer
Die Gassen müssig tritt, läuft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planken
Der Stechbahn an. Er läßt, nachdem er sich bei ihr
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier,
Zieht sein Visir herab, und reitet in die Schranken.

Ein lautes Lob verfolgt von beiden Seiten ihn,
Ihn, der an Anstand und an Stärke
Den Besten, die der ritterlichen Werke
Bisher gepflegt, weit überlegen schien.
Scheelsehend stand am Ziel, auf seinem stolzen Roß,
Der Ritter, der in diesen dreien Tagen
Des Rennens Preis davon getragen,
Und mit den Fürsten sah der Kaiser aus dem Schloß.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weise,
Sich vor dem Kaiser tief, dann vor den Damen und
Den Richtern — tummelt drauf im Kreise
Den muth'gen Hengst herum, und macht dem Sieger kund,
Daß er gekommen sey, den Dank ihm abzujagen.
Er sollte zwar erst Stand und Namen sagen;
Allein sein Schwur, daß er ein Franke sey,
Und seines Aufzugs Pracht, macht vom Gesetz ihn frei.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere
Sich den, der ihm die meiste Schwere
Zu haben scheint, schwingt ihn mit leichter Hand,
Und stellt, voll Zuversicht, sich nun an seinen Stand.
Wie klopft Amandens Herz! wie feurige Gebete
Schickt sie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als itzt die schmetternde Trompete
Den Ungeduldigen zum Rennen Urlaub gab!

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuhler alle
Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die Galle,
Daß er gezwungen wird, auf diese neue Schanz
Sein Glück und seinen Ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz.
Und ihm war Lanzenspiel kaum mehr wie Hasenhetzen.
Er stürmet, wie ein Strahl aus schwarzer Wolken Schooß,
In voller Wuth auf seinen Gegner los.

Doch, ohne nur in seinem Sitz zu schwanken,
Trifft Hüon ihn so kräftig vor die Brust,
Und wirft mit solcher Macht ihn seitwärts an die Planken,
Daß alle Rippen ihm von seinem Fall erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weitre Lust,
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.
Ein jubelnd Siegsgeschrei prallt an die Wolken an,
Und Hüon steht allein als Sieger auf dem Plan.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile stehen,
Ob Jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;
Und da sich niemand zeigt, eilt er mit schnellem Trab
Amanden zu, die hoch auf ihrem schönen Rosse
Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.
Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab,
Und führt sie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf die hohen Marmorstufen.

Wie eine Silberwolk', umwebt
Amandens Angesicht ein undurchsicht'ger Schleier,
Durch den sich jedes Aug' umsonst zu bohren strebt.
Voll Ungeduld, wie sich dies Abenteuer
Entwickeln werde, strömt die Menge, ohne Zahl,
Dem edeln Paare nach. Jetzt öffnet sich ein Saal;
Hoch sitzt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe
Umringt, der alte Karl in kaiserlichem Staate.

Herr Hüon nimmt den Helm von seinem Haupt,
Und tritt hinein, in seinen schönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und Alle sehn erschrocken
Den Schnellerkannten an. Der alte Kaiser glaubt
Des Ritters Geist zu sehn. Und Hüon, mit Amanden
An seiner Hand, naht ehrerbietig sich
Dem Thron, und spricht: „Mein Lehnsherr! Siehe mich,
„Gehorsam meiner Pflicht, zurück in diesen Landen.“

„Denn, was du zum Beding gemacht
„Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ichs vollbracht!
„In diesem Kästchen sieh des Sultans Bart und Zähne,
„An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib
„Und Leben aufgesetzt — und sieh, in dieser Schöne,
„Die Erbin seines Throns, und mein geliebtes Weib."
Mit diesem Worte fällt von Reziens Angesichte
Der Schleier ab, und füllt den Saal mit neuem Lichte.

Ein Engel scheint, in seinem Himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit sie nicht vergehen,)
Vor den Erstaunten dazustehen:
So groß, und doch zugleich so lieblich anzusehen,
Glänzt Rezia, in ihrem Myrthenkranz
Und silbernen Gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt, ungesehen, sich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen sind ihr plötzlich unterthan.

Der Kaiser steigt vom Thron, heißt freundlich sie willkommen
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem solchen Zug. Es stirbt der alte Groll
In Karls des Großen Brust. Er schüttelt liebevoll
Des Helden Hand, und spricht: „nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche!"

3. Das idyllische Epos führt in die stille, unschuldsvolle Häuslichkeit tugendhafter Menschen. Da wir in der Wirklichkeit selten ein glückliches, ganz ungestörtes Familienleben finden, so verschönert der Dichter die Wirklichkeit. Eigentliche Helden treten darin freilich nicht auf, sondern der Held oder die Heldin des Gedichts erscheint geschmückt mit den Tugenden, welche den Menschen wahrhaft beglücken: inniger Frömmigkeit, herzlicher Liebe zu den Seinigen, treuer Freundschaft, warmer Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die Freuden stiller Häuslichkeit. Darum ist auch die Sprache eines solchen Epos natürlich und einfach. Solcher Gedichte haben wir mehrere recht gelungene: Luise v. Voß, Hermann und Dorothea von Göthe, Jukunde von Kosegarten, die Inselfahrt von demselben, die Parthenais von Baggesen, Hannchen und die Küch-

lein von Eberhard u. a. m. Hier zur Probe eine Stelle aus Kosegartens (gest. 1818 als Prof. in Greifswald) Jukunde:

Und das Dunkel zerfloß. Ein wehender, glänzender Morgen
Folgt' auf die sternige Nacht. Aus den funkenstäubenden Fluthen
Tauchet entwölkt hervor und schimmerrollend die Sonne.
Freude wirbelnd begrüßte die Lerche den heiligen Sabbat,
Welcher gewünscht erschien den arbeitseligen Menschen,
Die, von den Schweißen der Woch' erschöpft und den Lasten der Erndte,
Länger heute der Ruh und des Schlummers pflegten. Auch wachend
Dehnten sie noch wollüstig auf hartem Pfühle die Glieder.

Du nur, Bote des Herrn, ehrwürdiger Pfarrer von Medow,
Frühe geweckt von der innern Glut, und dem mächtigen Drange,
Deine Brüder das Recht und die Tugend zu lehren, den Lüstling
Aufzuschrecken vom geistigen Schlaf durch die Donner des Wortes,
Gnade hingegen und Heil zu verkünden dem reuigen Sünder,
Darzuhalten dem Wackern im Streit die Kron' und den Palmzweig —
Du nur standest bereits anbetend am offenen Fenster.
Froh des gefristeten Seyns, dich weidend am Jubel der Schöpfung,
Athmend die Frisch' und den Duft des Balsam hauchenden Gartens,
Lüstern schlürfend den flüssigen Strahl des unendlichen Aethers
Standest du, hochaufschauend zum Vater des Lichts und des Lebens,
Flamm' im Auge, die Lippe geregt von betender Inbrunst.

Lang' schon stand betrachtend also und begeistert der Lehrer;
Anzustimmen gedacht' er so eben den preisenden Hymnus,
Siehe, da trat wie die Frühe so frisch, wie der röthliche Morgen
Blühend zur Thüre herein sein erstgeborenes Mägdlein.
Blumen, so eben entblüht, von den Tropfen noch blinkend der Frühe,
Brachte die fromme Tochter dem blumenliebenden Vater;
Goldlack, Heliotrop, duftströmende dunkle Levkojen,
Sprenglichte Nelken, geplatzt von der drängenden Fülle der Blätter;
Auch ein Röschen noch brachte das Mägdlein, entdeckt in des Gartens
Tiefster Beschattung; ihm hatte der Schatten die Blüthe verspätet.
Lächelnd reichte die Blumen dem Vater die kindliche Jungfrau;
Welcher, nachdem er den Strauß genommen, und höchlich gelobet,
Also begann, unmuthig fast, doch mildernd die Stimme.

„Giebt es doch immer Verschwörungen nur, und geheimeren Anschlag,
„Wenn zwei Mädchen die Köpfe zusammen stecken! Da hab' ich
„Eben ein Briefchen empfangen von Fräulein Thecla. Dich soll ich
„Zu ihr senden, ihr lassen das Kind für den Tag und den Abend.
„Viel verlangt fürwahr von dem hochgebietenden Fräulein!

„Ungern miß' ich dich, Kind, im Tempel des Ewigen, ungern
„Nach dem eifrig verkündigten Wort am erheiternden Tischchen.
„Aber was hilfts? Es bettelt so süß die Schmeichlerin! Nimmer
„Kann ich mich ihrer erwehren. So magst du denn gehen, Jukunde.
„Aber fein frühe, mein Kind! und bevor man zur Kirche geläutet!
„Daß nicht etwa das Volk, so des Wegs herwandelt zur Kirche,
„Schlendern dich sehe, dem Sabbat zu Trotz, auf offener Straße;
„Dich, die Tochter des Pfarrers! Kein löblich Exempel in Wahrheit!"

Ihm antwortete drauf die kindlich gesinnete Jungfrau:
„Lieber Vater, vernimm mein Wort, und glaube der Rede.
„Gerne zwar weil' ich bei Thecla, der Weisen und Guten. Ich scheide
„Immer von ihr, wie durchstrahlt von ihrem Geist und entzündet.
„Denhoch verweil' ich noch lieber in deiner Nähe, mein Vater.
„Ruht dein Auge auf mir voll milden Ernstes, so denk' ich
„Mich von dem Auge beschirmt der sanft uns leitenden Vorsicht.
„Seh ich so starr zu Zeiten dich hinschaun, grad' als schautest
„Ueber das Meer du hinaus zu fern aufdämmernden Ufern,
„Siehe, so dünkt mich so klein die Erde, gering und verächtlich
„Dünkt mich, was diesseits ist, und nur das Droben begehrbar."

Ihr erwiederte drauf mit milderen Worten der Vater:
„Gehe denn, Kind, geh' immer! Und falls du auch lieber bei Thecla
„Weiletest, als bei dem Vater, dem Ernsteren! nimmer verdächt' ich
„Solches dem jungen Gemüth; denn Gleiches gesellt sich zu Gleichem.
„Wohl geziemt es auch uns, die wir schon aus der Erde hinaus schaun,
„Euch, die ihr kaum noch die Schwelle der Lockenden lüstern beschrittet,
„Willig uns nachzusetzen. Genossen doch wir auch das Unsre!
„Gehe denn, gutes Kind, und grüße Thecla, und sag' ihr,
„Daß ich sie sicher erwarte sammt dir in der Stunde der Feier,
„Draußen im Tempel des Herrn, der nicht mit Händen gemacht ward,
„Nicht nach der Schnur gestreckt, und nicht erhöht nach dem Lothe.
„Gehe mein Kind und ordne zuvor, wie du pflegtest, den Haushalt."

Solches sagte der Vater. Behend enteilte die Jungfrau,
Ordnete sorgsam sogleich des Hauses Geschäfte, beschickte
Für das Gesinde zuvor die Frühkost; auch für den Mittag
Sorgte sie treulich; und als sie es alles beschickt und bestellet,
Schlüpfte sie in ihr Gemach, von Reseda duftend und Goldlack,
Festlich sich anzuziehn, wie sich's gebührt für den Sonntag.
Aus dem geglätteten Schrank, der treu ihr die Kleider verwahrte,
Nahm sie heraus vorsichtig den lilienweißen Anzug,
Den ihr der Vater geschenkt zu ihrem jüngsten Geburtstag.
Solchen hatte sie selber mit Ranken der grünenden Myrthe

Stickend besäumt, sie hatte geschmackvoll hierher und dorthin
Einzelne Veilchen gestreut; die Kunst war höchlich zu loben.
Und nun hüllte behende die blühenden Glieder die Jungfrau
In das schöne Gewand, das genau anliegend in weiten
Wallungen niederfloß, den dunkeln Teppich erleuchtend.
Unter der Brust dann schürzte sie sich mit der glänzenden Schürze,
Die ihr die Freundin verehrt; aus veilchenfarbiger Seide
War sie gewirkt mit Gold, in güldenen Troddeln sich endend.
Dann umschlang sie den Hals mit dem güldenen Kettchen, von welchem
Niedergesenkt die Brust ihr schmückte der Mutter Vermächtniß,
Ein bernsteinerner Kranz, mit reinem Golde gerändelt.

Als sie die zierlichen Hände sodann und die rundlichen Arme
Fast bis zur Schulter hinauf gehüllt in die seidenen Handschuh',
Deren Violenglut zum lilienweißen Gewande
Schön abstach, ergriff sie den fein geflochtenen Spanhut,
Beides zur Zierde des Hauptes geformt und zum Schutze der Wangen,
Welche das bräunliche Haar, von keiner Schlinge gezügelt,
Noch von des Weizens Blüthe bestäubt, in üppigen Ringeln
Seidenweich umwallt' und wie Kastanien glänzend.

Also stand sonntäglich geschmückt die rosige Jungfrau,
Schlank von Wuchs, von Gestalt holdselig, edelen Anstands,
Sonder Tadel vom Wirbel des Haupts bis zur schwebenden Sohle.

2. Das komische Epos.

Auch im komischen Epos wird, wie im eigentlichen und romantischen, der Held des Stücks in mannigfaltige Schwierigkeiten verwickelt; aber er darf nicht unterliegen, sondern muß zuletzt siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Uebrigens ist dieser Held kein Held im höheren Sinne des Worts; er muß nur durch seine Eigenthümlichkeit im Stande seyn, das Interesse der Leser zu erwecken. Diese sollen aber nicht zur Bewunderung hingerissen, sondern zum Lachen gereizt werden. Denn wie groß auch die Widerwärtigkeiten und Verlegenheiten seyn mögen, in welche der Dichter seinen Helden verwickelt, so werden doch die Leser um sein eigentliches Schicksal nie bange, weil sie voraussehen, er werde aus aller Noth gerettet und zuletzt noch glücklich werden. Dem Dichter eines solchen Epos muß viel Witz und Laune zu Gebote stehen.

Folgende Probe ist aus dem Phaëton von Zachariä (Prof. und Hofrath in Braunschweig, gest. 1777).

Und der Oberste Tromm saß hoch im elastischen Lehnstuhl,
Fühlte die Stahlfedern nicht und sybaritischen Polster,
Hörte nicht des melodischen Cymbels harmonische Klänge,
Noch den süßen Gesang von seiner Tochter Diana.
Eine gefürchtete Furie peitschte mit Geißeln von Schlangen
Lange den Alten schon; Podagra heißt ihr schrecklicher Name.
Seine Füße lagen in Betten und dicken Verbänden,
Und ein knotiger Stock ward sinkenden Armen zur Stütze.
Ach! nun dacht' er zurück an seine gewonnenen Schlachten
Ueber den Roßschweif der Türken und über des Galliers Fahnen!

Zweimal schon hatte der Mittag die gelbe Dirne gebraten,
Und den durstigen Landmann zum frischen Becher gelocket;
Zweimal schon drehten umsonst sich fettgemästete Hühner,
Enten, und langgeschnäbelte Schnepfen, und Puter, ums Feuer;
Denn der Oberste schrie vor Schmerz, wie Mars und Zehntausend,
Und man durfte für ihn die trauernde Tafel nicht decken.
Aber als jetzt zum dritten Male der Mittag sich nahte,
Sprach des Alten Tochter, Diana, zu Hannchen, der Zofe:
„Nimm die frischesten Schwämme, die heute mir Peter, der Kuhhirt,
Aus dem Walde gebracht, das Einzige, welches mein Vater
Etwa im Schmerze noch ißt, und hol mir aus meiner Commode,
Wo Cornetten*) und Hemden und Schürzen bei Dutzenden liegen,
Eine häusliche Schürze, und folge mir nach in die Küche;
Denn dem Vater will ich dies Essen selber bereiten."

Da schlug Hannchen voll Schmerz die niedlichen Marmorhände
Ueber dem Kopfe zusammen, und sprach mit weinender Stimme:
„Meine schöne Gebiet'rin, nur eine feindliche Gottheit
Schafft in deiner verwegenen Brust so stolze Gedanken!
Welche Gräfin waget sich wohl zum untersten Stockwerk
In die Küche? so tief hinab zum flammenden Feuer,
Welches die Schönheit verderbt und alle Farbe verwüstet?
Wird der ekle Geruch vom Eingeweide der Enten
Deine hochadlige Nase, trotz alles Rapee's**), nicht erfüllen?
Laß uns, o Schöne, doch nicht zu schmutzigen Köchinnen sinken,
Und vor dem schwarzen Gesicht der Küchenjungen erschrecken!
Ist nicht Brandis, der Koch, aus einer fürstlichen Küche?
Wird er nicht eben so wie wir die Schwämme bereiten?"

*) Nachthauben. **) Schnupftaback.

Also sprach sie vergebens. Denn unter den zärtlichen Klagen
Hatte die Gräfin sich schon mit einer Schürze bewaffnet.
Und sie lachte voll Hoheit, und sprach: „Komm, folge mir, Feige!"

Alsbald stiegen sie beide hinab in der Küche Gewölbe,
Gleich dem beherzten Ulyß und gleich dem frommen Aeneas,
In die brüllende Höhle voll Gluth und prasselnder Flammen.
Wahrlich! schreckliche Bilder! An einen Bratspieß geschmiedet,
Drehte der schwitzende Kunz, ein andrer Irion, den Braten.
Karpfen lagen umher mit aufgerissenen Bäuchen,
Schwammen in eigenem Blut, und schnappten nach eignen Gedärmen.
Kochender Essig wird bald wild über die Floßfedern strömen,
Und die glänzende Schuppe mit Himmelsfarbe sich färben.
Eine glühende Magd streift, mit blutgierigen Fäusten,
Einem Hasen das Fell voll Grausamkeit über die Ohren.
Ach! er wird sie nicht mehr am blumigen Abhange spitzen!
Wird nicht mehr, als die Zierde der Rammler, im Sprunge sich zeigen!

Brandis, der Wüthrich und Koch, war dieser Hölle Beherrscher,
Und ward reich und gemästet durch Marter und Qualen der Thiere.
Unrechtmäßig war er mit weißen Kleidern geschmücket;
Denn der Nacht Liverei gebührte dem Pluto zu tragen.
Eine zackige Gabel regiert' er in grimmigen Händen,
Und am Gürtel trug er ein scharfes, mördrisches Messer.

Alles bückte sich tief, als jetzt die himmlische Schönheit
Sich dem Feuerheerd naht. Sie ruft dem Koch. Voll Erstaunen
Sieht er die Gräfin vor sich stehn, und sinkt ihr zu Füßen,
Hört ihr Verlangen hierauf, und küßt ihr zitternd die Schürze.
Alsbald greift er selber mit harten Händen ins Feuer,
Legt die glühenden Brände zurecht, und spielt mit den Bränden.
Also reitet im Feuer ein Waghals den flammenden Balken,
Wärmt sich am krachenden Haus, und senget die gelbe Perücke;
Oder ein kühner Physikus faßt die elektrische Stange,
Fordert den Donner heraus, und leitet in Funken den Blitz ab.

Wellen von Butter verschlangen nunmehr die sprudelnden Schwämme.
Und es strahlte voll Gluth der Gräfin purpurne Wange,
Obgleich Hannchens zitternde Hand mit dem Schnupftuch sie schirmte.

Und nun war es vollbracht. Auf einem silbernen Teller
Raucht das hohe Gericht, und wartet verzehret zu werden.
Etwas hatte der nagende Schmerz den Alten verlassen,
Und sein Magen fing an, nach einem Ragout sich zu sehnen,
Als sich Diana zu ihm mit ihrem Pilzengerichte
Voller Zärtlichkeit naht', und so holdselig ihn anred't:

„Theuerster Vater, wie sehr hat meine Seele gezittert,
Und des Podagra Wuth für dich gewiß mit gefühlet.
Aber dieses ist nun der dritte Mittag, da Brandis
Seine besten Künste vergeblich verschwendet und trauert,
Daß die Schnepfe nicht schmeckt, und die Pastete verschmäht wird.
Doch ich hoffe mit Recht, du werdest dein Leibgericht essen,
Das ich mit eigenen Händen für dich, mein Vater, bereitet."

Dieses sagte sie. Lächelnde Freude verschönert den Alten,
Und sein silbernes lockiges Haar umzittert das Haupt ihm.
Zärtlich sprach er zu ihr: „Du hast es glücklich errathen,
Meine geliebte Diana, was ich zu essen gewünschet,
Und mein Traum wird erfüllet; mir hat von Schwämmen geträumet.
Keine pariser Pasteten, noch Schnepfen und bunte Forellen
Könnten mich in Versuchung führen, mit Wollust zu essen;
Aber Champignons! Champignons! theuerste Tochter, die ess' ich,
Oder ich hieße nicht Hans! Wo sind sie? Man decke die Tafel!" —

3. Die Romanze und Ballade.

Die Romanze stellt eine oder mehrere Personen im Kampfe mit einem widrigen Schicksale dar, und läßt sie entweder siegen oder unterliegen, aber beides so, daß wir im ersteren Falle Bewunderung, im anderen Interesse empfinden. Aber nicht nur durch die Kürze unterscheidet sich die Romanze vom Epos, sondern auch durch den Grundton. Darstellung von Gefühlen ist zwar vom Epos auch nicht ausgeschlossen, aber bei der Romanze ist es wesentlich, daß die zartesten Gefühle des menschlichen Herzens der Erzählung zum Grunde liegen. Dadurch ist die Romanze der lyrischen Poesie verwandt. Von der poetischen Erzählung unterscheidet sie sich dadurch, daß bei dieser der Zweck des Dichters ist, eine Begebenheit darzustellen, der Romanzendichter dagegen die Größe oder Gemüthlichkeit einer oder mehrerer Personen darstellen will, wodurch er weniger für die Geschichte als für die darin vorkommenden Personen Interesse erweckt. Bei der Erzählung können mehrere Personen als gleich wichtig erscheinen; bei der Romanze ragt eine Person über die andern hervor, die nur um jener willen da sind. Den Stoff kann die Romanze aus allen Gestalten des Lebens nehmen; sie

kann ihn aus dem Alterthume, aus dem Mittelalter oder der neuern Zeit herholen, sie kann das Ritter-, das Kloster- oder das häusliche Leben schildern. Ebenso hängt es lediglich vom Dichter ab, ob er überirdische Wesen in seine Erzählung mischen will oder nicht. Nöthig ist es keineswegs.

Die Ballade ist von der Romanze nicht wesentlich unterschieden. Einige machen den Unterschied, daß die Romanze frohe, die Ballade aber traurige, ergreifende Begebenheiten darstelle; Andere finden den Unterschied darin, daß die Romanze den Gegenstand rein episch, die Ballade aber mehr dramatisch (wie der Erlkönig v. Göthe) behandle; allein Andere brauchen dagegen einen Ausdruck für den andern.

Wenn wir zur Probe eine sehr bekannte Romanze von Schiller (Hofrath in Weimar, gest. 1805) wählen, so geschieht es besonders wegen der Fortsetzung derselben von Th. Hell (Hofrath Winkler in Dresden). Sonst würden wir eine unbekanntere vorgezogen haben.

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
„Zu tauchen in diesen Schlund?
„Einen goldnen Becher werf' ich hinab;
„Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
„Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
„Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es, und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaus hängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
„Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's, und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsens Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunterschlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth' sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebähren.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört, —
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült!
Und geheimnißvoll über den kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer. —

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling! fahre wohl!" — — —
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

„Und wärfst du die Krone selber hinein,
„Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
„Er soll sie tragen, und König seyn!"
„Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.

„Was die heul'ende Tiefe da unten verhehle,
„Das erzählt kein lebende glückliche Seele."

„Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
„Schoß jäh in die Tiefe hinab;
„Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
„Hervor aus dem alles verschlingenden Grab!"
Und heller und heller, wie Sturmessausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh'! aus dem finster fluthenden Schooß'
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und — er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang', und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
„Aus dem Grab', aus der strudelnden Wasserhöhle
„Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schaar.
Zu des Königs Füßen er sinkt;
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein' bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
„Wer da athmet im rosigen Licht'!
„Da unten aber ist's fürchterlich,
„Und der Mensch versuche die Götter nicht,
„Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
„Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

„Es riß mich hinunter blitzesschnell.
„Da stürzt mir aus felsigem Schacht'

„Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
„Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
„Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
„Trieb mich's um; ich konnte nicht widerstehen."

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
„In der höchsten, schrecklichen Noth,
„Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
„Das erfaßt' ich behend, und entrann dem Tod',
„Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen;
„Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen."

„Denn unter mir lag's noch bergetief
„In purpurner Finsterniß da,
„Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
„Das Auge mit Schaudern hinuntersah,
„Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
„Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen."

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch
„Zu scheußlichen Klumpen geballt,
„Der stachliche Roche, der Klippenfisch,
„Des Hammers gräuliche Ungestalt,
„Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
„Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne."

„Und da hing ich, und war's mir mit Grauen bewußt,
„Von der menschlichen Hülfe so weit,
„Unter Larven die einzige fühlende Brust
„Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
„Tief unter dem Schall' der menschlichen Rede,
„Bei den Ungeheuern der traurigen Oede."

„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
„Regte hundert Gelenke zugleich,
„Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
„Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig;
„Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
„Doch es war mir zum Heil: er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „der Becher ist dein,
„Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
„Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
„Versuchst du's noch einmal, und bringst mir Kunde,
„Was du sahst auf des Meer's tief unterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug seyn das grausame Spiel!
„Er hat euch bestanden, was Keiner besteht;
„Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
„So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
„So sollst du der trefflichste Ritter mir seyn,
„Und sollst sie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
„Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen, und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück;
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick;
Es kommen — es kommen die Wasser all'; —
Sie rauschen herauf — sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Fortsetzung
(von Theodor Hell).

An die Felsen schlägt der dumpfe Schall.
Was im Abgrunde tief, es ist verloren,
Wird zum Lichte nicht wieder gebohren.

Und die Königstochter sich angstvoll beugt
Ueber des Felsens letztes Gemäuer
Nach dem Jüngling, so lieb und so theuer.
Keine Spur auf den Wassern sich unten zeigt,
Wie sie starre hinab in die Tiefe,
Kein Laut, der ihn zurück ihr riefe.

Doch endlich kehren sie Alle zur Stadt
Von des Strudels schäumenden Wogen;
Nur Einer ist heim nicht gezogen,
Weil ihn der Abgrund begraben hat:

Der Edelknabe mit Rittersinn;
Er starb für den herrlichsten Liebesgewinn.

Die Königstochter im hohen Palast
Weilt still in entlegener Kammer;
Es hat nicht Thränen ihr Jammer.
Er drückt auf das Herz mit Centnerlast;
Kein Wort entringt sich dem Munde,
Nicht blutet die tödtliche Wunde.

Als aber die Nacht den Schleier gelegt
Auf Land und Stadt und des Meeres Fluthen,
Da brennen noch wilder die innern Gluthen;
Und die Königstochter es nicht mehr trägt,
Und stürzt hinaus aus den hohen Hallen
Dahin, wo der Charybde Donner schallen.

Zum Felsen hinauf führt der schwindelnde Steg.
In Finsterniß hüllt sich des Himmels Bogen,
In Finsterniß hüllen sich unten die Wogen;
Doch findet verzweifelnde Liebe den Weg;
Zu der Stelle, von wo sie zuletzt ihn erschaute,
Gelangt die Sturm- und Nebelumgraute.

Und sie beugt sich hinab mit sehnendem Blick,
Und sie starrt in der Tiefe dunkle Nächte!
Vergebens! es bringen des Abgrunds Mächte
Den muthigen Taucher ihr nicht zurück!
Nur dumpfer die Brandung von unten tönet;
Nur wilder der Sturm durch die Felsen dröhnet.

Da zerreißt mit einem Male schnell
Die dunkle Decke des Himmels; es flimmert
Ein Stern durch die Nacht; tief unten schimmert
Herauf es wieder so strahlend hell,
Ein Lichtpunkt nur im nächtlichen Grausen
Von dort, wo die Larven der Tiefe hausen.

„Das ist seiner Augen hellleuchtendes Licht!
„Das ist der Liebe strahlendes Glühen!
Das ruft mich! Das will mich hin zu ihm ziehen! —
„Ich komme! ich komme! ich lasse dich nicht!"
So ruft sie, und löst das heil'ge Gelübde! — —
Es decket sie beide die tiefe Charybde. —

4. Die Legende.

Die Legende ist eigentlich eine Untergattung der Romanze. Denn auch sie erzählt eine bewundernswürdige That, und schildert die dadurch angeregten Gefühle. Nur muß der Stoff der Legende immer aus der Geschichte der christlichen Kirche, meist der sogenannten Heiligen genommen seyn, d. i. der Männer, welche in den ersten Jahrhunderten nach der Stiftung des Christenthums für den Glauben stritten und duldeten. Die fromme Erzählung dieser Männer wurde durch Sagen erhalten, von denen viele allerdings erfunden seyn mögen, um Andere zur Nacheiferung zu erwecken. Man pflegte die Geschichten solcher Heiligen, die durch die Sage mit vielen Wundern ausgestattet wurden, den Leuten zum Lesen zu empfehlen; daher der Name Legende, d. i. etwas, was gelesen werden soll.

Der Legendendichter hat nach der Wahrheit der Sage nicht zu fragen; er untersucht nur, ob sie für die poetische Bearbeitung sich eigne. Die meisten Legenden sind ernsthaft, indem der Dichter seine Bewunderung des hohen Geistes seines Helden ausspricht. Aber es gibt auch komische Legenden. Oft ist nämlich der Wunderglaube des Volks zu Betrügereien benutzt worden, und hat ein solcher Versuch einen lustigen Ausgang gehabt, so eignet sich die Geschichte zur komischen Legende. Hier Proben von beiden Arten:

Die verlorene Kirche
(von Uhland, Prof. in Stuttgart).

Man höret oft im fernen Wald'
Von oben her ein dumpfes Läuten;
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlor'nen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden.
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betret'ner Steig sich dehnet;
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.

Wo in der Wildniß Alles schwieg,
Da hört' ich das Geläute wieder;
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es wieder.

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klang' hinweggenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinaufgekommen.
Mir schien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte,
Als über Nebeln, sonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, empor zu heben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang;
Sie ward bewegt vom heil'gen Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen.
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt' und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah' ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern;
Ich sah hinaus in eine Welt
Voll heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemahlet.

Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppelbogen;
Geöffnet war des Himmels Thor,
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht.
Doch wer danach sich traulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet.

Die heilige Regiswind von Laufen

(v. Justinus Kerner, Arzt in Weinsberg im Würtembergischen).

Herr Ritter Ernst, der war ergrimmt zu einer bösen Stund';
Er schlug die falsche Dienerin mit seinen Fäusten wund,
Er schlug die falsche Dienerin, er stieß sie mit dem Fuß:
„Herr Ritter Ernst! und wißt fürwahr, daß euch dies reuen muß!"

Es war die falsche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof, hinab ins grüne Thal.
Da saß Herrn Ernst's sein Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart.
Es spielt mit bunten Blumen nach andrer Kinder Art.

Da pflückt die falsche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieses stille Kind zum wilden Strom hinan.
„Komm, liebes Kind! komm, süßes Kind! da blühen Röslein rund!"
Sie faßt es an dem goldnen Haar, sie schleuderts in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben schwamm;
Auflacht die falsche Dienerin; doch bald ihr Reue kam.
Sie flieht von dem unsel'gen Strom, flieht über Berg und Thal,
Sie irrt so viele hundert Jahr, kann ruh'n kein einzig Mal.

Es sah Herr Ernst von hoher Burg, sah in den grünen Grund;
Sie brachten todt sein süßes Kind; auf Rosen man es fund;
Es blüht wie eine Rose roth, wie eine Lilie weiß.
Er legt's in einen goldnen Sarg, bestattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft;
Doch wenn Herr Ernst, der Vater, kam, entstieg ihr Rosenduft.

Seitdem erscheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duftigen Röslein roth, die heilige Regiswind.
Auch liegt seitdem manch frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth.

Der Substitut des heiligen Georgs
(von Langbein in Berlin, gest. 1835).

In einer dunkeln Dorfcapelle,
Dem heiligen Georg geweiht,
Stand er in Lebensgröß' auf einer hohen Stelle
Zum Trost des Volks seit langer Zeit.
Der Priester sorgte stets aufs Beste
Für des verehrten Schutzherrn Ruhm,
Und reinigt' einst zu seinem Feste
Mit eigner Hand das Heiligthum.
Um dieses gute Werk zu krönen,
Wollt' er ihn selbst — den Herrn Patron — verschönen,
Und säubert' ihn vom Fuße bis zum Schopf;
Der Besen aber stieß zu hart ihn an den Kopf,
Und dieser — der vielleicht schon immer
Ein wenig schwach gewesen war —
Brach knacks vom Hals', und fiel in Trümmer.

Der Priester raufte wild sein Haar.
„O ich Unglücklichster auf Erden!
„Was fang' ich an? Das Dorf wird rasend werden!
„Ich stehe morgen in Gefahr,
„Daß es in Rotten sich vereinigt,
„Und mich aus Christeneifer steinigt." —
So klagend trat er an die Thür',
Und seufzte Himmel an: „Ihr Engel!
„Ihr guten Engel! helfet mir!"

Es kam nicht Einer; — doch dafür
Erschien ein alter Galgenschwengel,
Der weit und breit das Land durchzog,
Theils betteln ging, und theils betrog.
Er schlich gebückt an einem Stabe,
Und bat um eine kleine Gabe.

Mit Staunen sah der Kapellan
Vom Fuße bis zum Kopf' ihn an,
Und murmelte, hinweggewendet:
„Den haben mir die Engellein gesendet;
„Er gleichet, schwarzbraun wie ein Mohr,
„Dem Heil'gen, der sein Haupt verlor,
„So Zug für Zug, als wären's Zwillingsbrüder.
„Der Mensch ist mir ein wahrer Schatz!
„Ich stell' ihn an Georgens Platz,
„Und alles Volk fällt vor ihm nieder!"

Ein kluger Einfall! Der Vagant
War in der Gegend nicht bekannt,
Und nah und fern ließ sich kein Lauscher spüren.
So hemmte nichts den Kapellan,
Das kühne Wagstück auszuführen,
Und leise fühlt' er stracks dem Bettler auf den Zahn,
Ob er des nächsten Tag's der Rolle
Des heiligen Georgs sich unterziehen wolle.

Der Gauner hätte wohl für ein Glas Branntewein
Sich nicht bedacht, der Teufel selbst zu seyn.
Was sollt' er lange sich besinnen,
Als Heiliger ein Trinkgeld zu gewinnen?
Er sagte: ja! verschlief die Nacht
In einem Winkel der Capelle,
Und blähte sich bei früher Tageshelle,
Bekleidet mit der Gallatracht
Des Heiligen, an seiner Stelle. —

Bald fanden sich viel fromme Seelen ein,
Und strömten hin zum Könige des Festes.
Er that, was ihm befohlen war, sein Bestes,
Und stand wie ein gebohrner Stein.
Sie warfen sich mit flehenden Gebehrden
Zu seinen Füßen auf die Knie,
Und glaubten fest, von ihm gehört zu werden.
„Seht! wie er lächelt!“ riefen sie, —
„Er blickt uns an, als lebt' er noch auf Erden!“

Der Afterheilige vernahm
Mit Schrecken diese Schmeichelworte,
Verwünschte still den bösen Kram,
Und sehnte weit sich weg von seinem Orte,
Wo bald das Ding noch schlimmer kam. —

Ein Teufelchen, das — ohne Zweifel
Beordert von dem Oberteufel —
In einer Wespe Körper fuhr,
Stach, wie mit einem Dolch,
Ihn tückisch in die Nase.
Fast platzte er heraus mit einer Flucherphrase;
Doch blieb's bei dem Gedankenschwur:
Flugs nach dem Gottesdienst' der Rache zu genießen,
Und jenen Plagegeist zu fangen und zu spießen.

Indessen nahm die schwellende Blessur
Der Fliegengott selbst in die Cur,
Und eilte, Balsam drauf zu gießen.
Das war brühheißes Wachs, das an des Altars Wand,
Drei Spannen überm Kopf' des Substituten,
Von einer Kerze floß, die dort hellflammend stand,
Und, schief gebeugt von Satans Hand,
Nicht geizig war mit ihren Perlengluthen.
Dies Tropfbad hielt der Patient
Nur zwei Secunden aus: „Kreuz tausend Element!"
Schrie er, und sprang mit Schmerzgrimassen
Herab von seinem Postament'.

Ha! welcher Aufruhr in des Kirchleins Gassen!
Die sämmtliche Gemeinde floh
Zur Thür' mit Zetermordio,
Als würd' ein Leu von Ketten losgelassen.
Der Bettler, stürzend durch's Gewühl,
Rief laut: „Schön Dank für solch ein Spiel!
„Nein, lieber ein Verdammter in der Hölle,
„Als so ein Heiliger in dieser Angstcapelle!"

---

5. Die poetische Erzählung.

Alles, was wirklich geschehen ist oder nur möglicherweise hätte geschehen können, kann die poetische Erzählung darstellen, sobald die Begebenheit nur überhaupt poetisch darstellbar ist. Demnach umfaßt diese Dichtungsart sehr viel. Wie sie sich vom Epos, der Romanze und der Legende unterscheide, ist schon gesagt worden. Sie stellt nämlich keine Hauptperson dar, um derentwillen sie eine Begebenheit erzählt, sondern sie hält sich nur an die Begebenheit. Diese ist ihr die Hauptsache, die handelnden Personen sind ihr Nebensache; daher erscheint auch selbst die Hauptperson der Erzählung nicht als ein Held, der gegen das Schicksal oder andere Schwierigkeiten ankämpft.

Die Darstellung muß natürlich und leicht seyn. Der Dichter wählt gewöhnlich das jambische oder daktylische Versmaaß, weil diese beiden am leichtesten dahinfließen. An bestimmte Strophen pflegt er sich nicht zu binden; auch haben die Zeilen selten gleich viele Füße. Die Erzählung kann entweder ernst-

haft oder komisch seyn. Jene theilt ernste Vorfälle des menschlichen Lebens, diese Thorheiten und Schwachheiten oder scherzhafte Mißverständnisse mit. Von beiden Arten hier eine Probe:

Edle Rache
(von Prätzel in Hamburg).

Friedlich, nach durchlaufner Bahn
Den erstarrten Leib zu pflegen,
Kam, gepeitscht vom Herbstorkan
Und durchnäßt von Schnee und Regen,
Der mobile Handelsmann
Levi Schmul im Wirthshaus an.
Zechend im zufried'nen Kreise
Saß des Städtchens Bürgerschaft,
Labte sich am Gerstensaft,
Und besprach sich wechselsweise
Hier von Schul- und Kirchenzucht,
Vom verheerenden Kometen,
Dort von Pest und Kriegesnöthen
Und des Alpes Zentnerwucht.
Levi grüßt', und nahm bescheiden
In der Eck' ein Plätzchen ein;
Unwillkommnes harrte sein;
Schmach und Kränkung mußt' er leiden,
Statt der Ruhe sich zu freu'n.
Denn zur Lust der Kümmelbrüder
Brannte mit dem Pfeifenspan
Borkenfeld, der Seifensieder,
Ihm den Bart von hinten an.
Gellendes Gelächter krönte
Seine Großthat für und für.
Schamvoll schlüpfend durch die Thür',
Sucht im Stall sich der Verhöhnte
Friedensrast und Nachtquartier.

Mitternacht mit dunkler Hülle
Deckte Thal und Hügel schon;
Alles Leben war entfloh'n.
Aber furchtbar durch die Stille
Drang der Feuerglocke Ton! —
Prasselnd schlägt die Wuth der Flammen
Um des Seifensieders Dach.

Heulend läuft das Volk zusammen,
Alle Schläfer werden wach.
Alles regt sich, und geschwinde
Wird der Wasserschlauch gefüllt,
Daß die Flamme, kühn und wild,
Aufgejagt vom Wirbelwinde,
Den gewalt'gen Gegner finde.

Doch wer faßt ein Herz, und fliegt
Rettend nach dem zarten Kinde,
Das im Erker schlummernd liegt? —
Denn die Mutter sieht man rennen;
Angst beflügelt ihren Lauf,
Und verzweifelnd kreischt sie auf;
„Lasset Haus und Habe brennen!
„Reißt das Kind aus Feuersgluth!“
Sieh'! da zeigt mit hohem Muth',
Wo die Funken sprüh'n und stieben,
Sich ein Fremdling, eilt ins Haus,
Eilt, vom Dampf' zurückgetrieben,
Wieder vor die Thür' heraus,
Blickt empor, und klimmt behender
Als der Marder, scheu im Lauf',
Giebelwärts am Weingeländer,
Bricht die Fensterpfosten auf,
Steigt hinein mit Windeseile,
Knüpft, indeß mit Todesgrau'n
Aller Augen aufwärts schau'n,
Mit gelös'tem Wiegenseile
Sich das Kind am Busen fest,
Eilt', vom Augenblick' gepreßt,
Aus dem dampfenden Reviere,
Steigt am schwankenden Spaliere
Niederwärts in heit'rer Lust,
Legt das Kind, wie er's gefunden,
Lebend an die Mutterbrust,
Wendet sich — und ist verschwunden. —

Und das Haus, der Gluthen Raub,
Sinket schnell in Schutt und Staub.

Doch, so wie der Morgen wieder
Purpurfarbig sich erneu't,
Tritt der Gastwirth, still erfreut,
Zum verarmten Seifensieder,

Einen Beutel in der Hand.
„Levi," spricht er, „der die Wand
„Deines Giebelwerks erklommen,
„Der dein Kind der Wieg' entnommen,
„Levi hat mich hergesandt,
„Diese Gabe dir zu reichen.
„Dank und Thränen spare dir!
„Seine Barschaft ließ er hier;
„Doch ihn selbst sah ich entweichen."

Christi Namen führet ihr!
Gehet hin, und thut desgleichen!

Predigt am Magdalenentage

(von v. Göckingk, Geh. Ob. Finanzrath in Berlin, gest. 1828 in Deutsch-Wartenberg in Schlesien).

Ein Priester predigte am Fest' der Magdalene
Vom Gräuel ihrer ersten Lebensart;
Doch ward hernach das Lob der Schöne,
Ob ihrer Reu' und Buße nicht gespart.

„Nun", fuhr der Redner zu den Damen,
Die vor ihm saßen, eifernd fort:
„Wie viel sind unter euch, die mehr an diesen Ort
„Sich zu belustigen, als zu erbauen kamen!
„O sonderlich ist Eine unter euch,
„Bei der hilft weder Droh'n noch Bitten;
„An unverschämten, ausgelaßnen Sitten
„Bleibt sie vielmehr sich immer gleich.
„Wie heilig hat sie alle Jahr'
„Im Beichtstuhl' Besserung versprochen!
„Allein wie bald ward dies Gelübd' gebrochen!
„Und da sich ihre Frechheit immerdar
„Noch gar vermehrt: wer kann uns übel nehmen,
„Wenn endlich wir sie öffentlich beschämen?
„Denn, sagt die Bibel, wenn dein Bruder fehlt,
„Erinnr' ihn ein-, auch zweimal dran;
„Doch wenn er dann den Weg der Besserung nicht wählt,
„So zeig's nach Pflicht der Kirche an.
„Das will auch ich jetzt thun. Es ist — es ist —
„Was meint ihr? Soll ich namentlich sie nennen?
„Ich sollte billig wohl; doch wißt —
„Allein, warum nicht? — Gut, ihr sollt sie kennen!
„Vielleicht bringt dies zu ihrer Pflicht

„Sie noch zurück, so leid mir's thut, sie zu beschämen.
„Es ist — doch ohne Makel könnt' ich nicht
„Den Namen nur einmal auf meine Zunge nehmen.
„Ich will sie denn auf andre Art der Welt
„Kund machen, und einmal an ihr das Strafamt schärfen.
„Dort sitzt sie! Wie sie sich nicht stellt!
„Jetzt werd' ich mein Gebetbuch nach ihr werfen.
„Gebt Acht! Gebt Acht, auf welch' es fällt!" —

Indem er nun empor mit seinem Buche fuhr,
War Jede bange vor dem Falle,
Und Jede bückte sich. — „Verdorbene Natur!
„Ich dacht', es wäre Eine nur;
„Nun seh' ich erst, sie sind es Alle!"

6. Der Roman, die Novelle und das Mährchen.

Der Roman schildert das wirkliche menschliche Leben nach der großen Mannigfaltigkeit seiner möglichen Ereignisse. Aber das alltägliche Leben enthält selten so viel Interessantes, daß seine Beschreibung anziehend seyn könnte. Daher verschönert der Roman die menschlichen Begebenheiten, und stellt sie so dar, daß die Leser Vergnügen empfinden. Darum gehört der Roman zu den Gedichten, auch wenn er, wie fast immer, in ungebundener Rede geschrieben ist. Daraus geht hervor, daß der größte Theil der Romane nicht hierher zu rechnen ist, da sie nur geschrieben sind, die Leser zu unterhalten, nicht aber ein Kunstwerk zu liefern. Der Romanendichter kann seinen Stoff aus der Geschichte entlehnen, oder ihn selbst erfinden. Auch im erstern Falle bleibt ihm unbenommen, die wahre Geschichte nach seinem Zwecke zu verändern, hinzuzusetzen und wegzulassen, wie er will. Man nennt solche Dichtungen historische Romane. Also an historische Wahrheit ist der Dichter nicht gebunden; wohl aber muß das, was er erzählt, wahr seyn können, und selbst wahrscheinlich gemacht werden. Das Letztere erreicht er dadurch, daß er die Charaktere richtig zeichnet, eine Kunst, die freilich nur wenige Romanenschreiber verstehen. Je feiner und richtiger dies geschieht, je genauer die Eigenthümlichkeiten der

verschiedenen Stände und Lebensalter geschildert werden, desto interessanter wird der Roman seyn, und desto belehrender zugleich für jüngere Personen, denen genaue Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens noch fremd ist. So nützlich also auch die Lesung eines solchen Romans seyn kann, so schädlich ist dagegen der Gebrauch des größten Theils unsrer Romane, in denen theils die Welt ganz anders geschildert wird, als sie ist, theils sogar Unsittlichkeiten und andere Schlechtigkeiten in Schutz genommen werden. Daher ist das Lesen der Romane in der Jugend nur mit großer Vorsicht anzurathen.

Dem Inhalte nach unterscheidet man lyrische, didactische und epische Romane.

Die lyrischen oder sentimentalen stellen die Gefühle der Liebe, der Freundschaft, der Wehmuth u. s. w. dar, und machen dieselben zur Grundlage der Handlungen und Gespräche der aufgeführten Personen; z. B. Werthers Leiden v. Göthe; Siegwart von Miller. Sie sind unstreitig die gefährlichsten, da sie so leicht beitragen können, das in der Jugend so schon sehr lebendige Gefühl zu überspannen, und eine süßliche Empfindelei auszubilden, die dem Geiste alle Kraft und dem Gemüthe alle Zufriedenheit raubt.

Die didactischen wollen zwar nicht eigentlich belehren, und den Verstand mit neuen Begriffen und Kenntnissen bereichern, aber wohl durch Darstellung eines veredelten Lebens, hoher Tugend, strenger Sittlichkeit, kurz durch Zeichnung eines idealen Lebens auf das Gefühl und den Nachahmungstrieb der Leser wirken; z. B. Hallo's glücklicher Abend von Sintenis; Theodors glücklicher Morgen; Vater Roderich unter seinen Kindern, v. demselben; Starke's Gemälde des häuslichen Lebens. Sie können daher sehr nützlich werden, wenn der Leser nur Erfahrung genug hat, um zu wissen, daß er wohl solchen Mustern nachstreben solle, daß er dieselben aber in diesem Erdenleben nicht leicht antreffen werde.

Die epischen schildern die Schicksale und Handlungen eines Helden, und unterscheiden sich von dem Epos nur durch den Mangel des Metrums und durch eine weniger poetische Haltung

des Ganzen. Dahin gehören die Romane von Feßler und Benedicte Naubert.

Unter Novelle versteht man einen abgekürzten Roman. In der neuesten Zeit hat man aber auch diesen Unterschied aufgehoben, und oft selbst aus mehrern Bänden bestehende Romane Novellen genannt, wenn sie nur mehrere für sich bestehende Abschnitte hatten.

Das Mährchen unterscheidet sich von beiden dadurch, daß der Stoff nicht nur ganz erdichtet ist, sondern die Handlung auch nicht wahr seyn kann; denn es werden überirdische Wesen, Zaubereien, Verwandlungen u. d. gl. mit eingemischt. Nirgends hat daher die Phantasie einen so freien Spielraum, wie hier.

Von der Novelle brauchen wir keine Probe zu geben. Können wir auch keinen ganzen Roman hier aufführen, so geben wir doch einen Abschnitt aus Steffen's Roman: Walseth und Leith, um an einem Beispiele zu zeigen, mit welcher Lebendigkeit der Dichter seine Schilderung vorzutragen vermag. (Steffens ist Prof. in Berlin.)

Des Nachmittags (1794) saß die königliche (dänische) Familie in den Gemächern des rechten Flügels (des Schlosses Christiansburg in Kopenhagen) bei der Tafel, als man die Nachricht brachte, daß es in dem Schlosse brenne. Es erregte kaum einige Unruhe. Daß ein Brand in den Ofenröhren, am hellen Tage entdeckt, in einem so massiven Gebäude gefährlich werden könnte, vermochte man sich nicht vorzustellen. Einen ähnlichen geringen Eindruck machte das Gerücht, welches sich sehr schnell in der Stadt verbreitete. Nach kurzer Zeit drang aber in die königlichen Gemächer und fast eben so bald durch die Stadt die beunruhigende Nachricht, daß der Brand auf eine sehr bedenkliche Weise überhand nehme; das Feuer zeige sich an mehren Orten zugleich. Jetzt gerieth Alles im Schlosse, welches von einer großen Menge höherer und niederer Beamten mit ihren Familien bewohnt war, in unruhige Bewegung. Das unerwartete Gerücht versammelte eine ungeheure Menge von Menschen, die sich jeden Augenblick vermehrte, um das Schloß.

Mancherlei Vermuthungen äußerten sich später über die Möglichkeit, daß der Brand so verzehrend um sich greifen konnte in einem so festen Gebäude. Die wahrscheinlichsten sind diese: Schon seit zwei bis drei Wochen hatte man in mehren Gemächern einen brandigen Geruch verspürt, der anzeigte, daß einige Röhren brennen müßten. Die Röhren waren mit einander in Verbindung; sie waren, um die sich

durchkreuzenden Gänge zu erwärmen, durch die Mauer geleitet. So mag das Feuer schon seit längerer Zeit still und unbemerkt im Verborgenen gewühlt haben. Wahrscheinlich sind mehre Schornsteine zugleich gesprungen. Die weitläuftigen Böden des Schlosses dienten als Niederlage für getrocknete Bretter und Balken, die plötzlich Feuer fingen, und brennende Balken stürzten durch eine große Oeffnung, die von oben bis unten durch die ganze Höhe des Schlosses ging, weil man da eine marmorne Treppe bauen wollte. Sie zündeten unten, und so füllten sich plötzlich alle die verschlungenen Gänge mit dickem Rauche, der jeden Zutritt den Rettenden gefährlich, oft unmöglich machte. Dennoch drangen Viele kühn hinein, aber nur Wenige kamen zurück. Sie verirrten sich in den langen, mit Rauch erfüllten, labyrinthischen Gängen, in welchen selbst mit völliger Ruhe am hellen Tage sich zurecht zu finden dem Unkundigen schwer wird. Wirklich behauptet man, daß bei dem Schloßbrande eine größere Anzahl Menschen das Leben verlor, als bei dem großen Stadtbrande ein Jahr später, wo doch ein brennender hoher Kirchthurm herunterstürzte, und auf einmal fast eine ganze Straße anzündete.

Als unsere Freunde den Schloßplatz erreichten, stand der rechte Flügel in vollem Brande, die Flammen brachen aus den mächtigen Fenstern hervor, und wirbelten, zu einer ungeheueren Feuermasse zusammengedrängt, aus dem entzündeten Dache. Die Mitte des Schlosses und der linke Flügel lagen dunkel und düster da, und über ihnen schwebten drohend die Flammen. Die königliche Familie hatte das Schloß verlassen. Ein unermeßlicher Menschenhaufe wogte, von Erstaunen und Entsetzen gefesselt, auf dem weitläuftigen, durch die Feuersäule erleuchteten, Platze. Funken fielen wie ein dichter Regen auf die erhellten Häuser jenseit des Kanals, auf die Schiffe, auf den Platz. Hier rasselten Wagen, liefen, wie betäubt, Menschen, mit Kleinigkeiten, die sie gerettet hatten, ertönte das dumpfe Geschrei, während Polizeidiener die Rettenden, wie die bloß Neugierigen, ergriffen, damit sie Reihen bildeten, die das Wasser in Schläuchen von dem Kanale bis zu den Spritzen sich reichen sollten. Bull war von Steenersen getrennt. Er eilte durch die Menschenmasse gerade auf das große Portal des Schlosses zu. Oft ward er ergriffen. Man wollte ihn, wie die Uebrigen, zwingen, sich in die Reihen, die sich die Schläuche zureichten, zu stellen. Mit Macht riß er sich los, und suchte immer eiliger nach dem Schlosse durchzudringen. In dem Portale waren Wagen, Spritzen, Menschen zusammengedrängt, ein verworrenes Geschrei, eine mehr störende, als fördernde Anstrengung, zwecklos nach allen Richtungen. Die befehlenden Anführer vermochten kaum einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen, und Bull sah kaum die Möglichkeit ein, wie er hindurchkommen könnte. Aber er mußte. Hin und her gestoßen, getreten, oft selbst in gebietendem Tone zurückgewiesen,

drang er immer vorwärts, und erreichte den Hof. Hier wohnte zwei Treppen hoch, in dem linken Flügel des Schlosses, die Schwester seiner verstorbenen Mutter. Durch Meubles, Wagen, Spritzen, hin und her laufende Menschen, oft von den Wasserstrahlen benetzt, suchte er mit großer Anstrengung den wohlbekannten Eingang zu finden. Aber auch da noch waren die Schwierigkeiten nicht überwunden. In erschrockner Eile stürzten die Meisten, mit großen Bündeln beladen, die Treppe herunter, und hinderten die wenigen Kühneren, die hinauf wollten. „Eilt, eilt, hinunter zu kommen! eilt um Gottes Willen aus dem Gebäude!" schrieen die Ersteren. Viele von den Letztern ließen sich abschrecken. Sie liefen mit den Uebrigen hinunter. Wenige drängten sich noch immer vorwärts. Bull stieß Jeden zurück, und je größer man ihm die Gefahr schilderte, desto mehr eilte er. Um ihn herum knisterten die Flammen; ob auch unter ihm, vermochte er nicht zu unterscheiden. Ein langer ihm wohlbekannter Gang lag vor ihm. Allenthalben lagen zerbrochne Meubles, Kleider, Geräthe von allerlei Art; aber kein Mensch war mehr zu sehn. Die Thüren an beiden Seiten waren offen, und zeigten in den verlassenen Gemächern die größte Verwirrung. Endlich erreichte er die Wohnung der theuern Tante. Sie hatte in seiner Kindheit, in seiner früheren Jugend die Stelle der verstorbenen Mutter vertreten, sie war ihm über Alles werth. Auch diese Wohnung schien verlassen. Die Thüren waren alle eröffnet, und in der Wohnstube erblickte er heruntergerissene Spiegel, zerbrochene Stühle, Wäsche, Kleider, Betten, unter einander, die Schubladen aller Schränke herausgezogen, und ein brennendes Talglicht stand düster leuchtend auf einem Tische. Laut rief er in die leeren Stuben hinein. Da trat ein alter Diener hervor, noch beschäftigt, einige Sachen von Werth zu retten.

„Knud!" rief Bull, „wo ist die Frau?"

„Fort, gerettet," antwortete dieser.

„Aber das arme Kind, das liebliche Mädchen aus Tellemarken, die liebe, liebe — Louise?" — schrie Bull, und der Athem stockte. —

„Ja diese! Sie rettete mit aller Besonnenheit, und während die Frau in großer Verwirrung herumlief, beschwur sie sie, sich auf das Wichtigste zu besinnen. Da besann sich die Tante auf eine Schatulle in einem entfernten Gemache. Das Mädchen eilte dahin; sie waren eben kurz vorher zusammen da gewesen — und wir haben sie nicht wieder gesehn."

Ohne weiteren Bescheid zu erwarten, stürzte Bull fast besinnungslos zur Thüre hinaus; mehr durch Instinkt als durch Ueberlegung geleitet, lief er die Treppe hinauf, die zur Mansarde (Dachstube) führte. Aber eben, indem er sich der Kammer näherte, in welcher nach dem Bericht des Dieners die Schatulle stand, stürzte krachend und brennend

das Gebälk herunter, Flammen und Rauch wirbelten ihm entgegen, und er hörte, wie die herabbrechenden Balken und Mauern immer tiefer herunterfallend die untern Decken im Fallen zertrümmerten. Die Treppe, die er eben bestiegen, war zerstört, der Rückweg ihm gesperrt, und halbbewußtlos eilte er in der Richtung nach der Façade des Schlosses, die dem Schloßplatze zugekehrt ist. Um ihn knisterten die Flammen, krachten die brennenden Balken, und während die entsetzliche Gewißheit: „sie ist verloren!" dumpf in seinem Innern widerhallte, ergriff ihn mit Grauen das Gefühl, daß auch er in dem ungeheuern, wüsten Gebäude, von dem Abgrunde der Flammen rings umgeben, dem furchtbarsten Tode preis gegeben sey. Die Rauchsäulen drängten sich hinter ihm her, und drohten ihn zu ersticken. Er fand eine Treppe, die noch nicht brannte; er erreichte glücklich die hohen Gänge des ersten Stockwerkes. Kein Mensch war zu sehen. Alle hatten sich aus dem verzehrenden Feuerschlunde gerettet, in dessen Mitte er sich noch immer befand. Der breite Gang mit den ansehnlichen Gemächern auf beiden Seiten dehnte sich vor ihm aus, und führte nach der großen Treppe hin, die nach dem Portale hinunterlief. Schon hörte er in der Ferne das Gemurmel der Menschen, und fing an, Hoffnung zu schöpfen, obgleich der Rauch ihm den Athem hemmte. Düster leuchteten die Flammen durch die Fenster der offenen Zimmer, und erhellten den Rauch, der die Gänge erfüllte. Da wälzte sich eine furchtbar dicke Rauchsäule aus einem Nebengange hervor, und sperrte ihm den Weg. Dunkel röthlich blickten die Gluthen durch die dicken schwarzen Dampfwolken hervor, und mit der letzten Anstrengung der Verzweiflung, den Athem an sich haltend, stürzte er sich in den brennenden Rauch hinein. Es gelang ihm, von seinem Mantel geschützt, den er über das Gesicht hielt, durchzudringen. Eine offne Thüre gab der Dampfsäule eine Richtung quer über den Gang. Kaum war er durchgedrungen, als er ein einzelnes Mädchen angstvoll laufen, schwanken, hinfallen sah. Er eilte auf sie zu, ergriff sie, und selbst erschöpft, mußte er das ohnmächtige Mädchen mehr schleppen, als tragen. Sie näherten sich schon der Treppe, als eine helle Flamme ihnen den Weg versperrte; durch diese war der Rauch verzehrt, allein eine brennende Hitze an die Stelle getreten. Das Mädchen schöpfte Athem, richtete sich auf, er umfaßte sie, schob sie von der Richtung des Feuers weg, schützte sie und sich mit dem Mantel, den er der Flamme vorhielt, und drang noch einmal glücklich durch. Das Mädchen hatte sich, wie es schien, gänzlich erholt; sie lief mit ihm eilig vorwärts, und eben als sie die große Treppe erreicht hatten, sahen sie in dem fernen Gange durch den dicken Rauch zwei männliche Gestalten auf eine Flügelthüre zuschreiten. Sie war verschlossen, mit großer Gewalt ergriff der eine, ein mächtig hoher Mann, daß Schloß, die Thüre ging krachend auf.

und sie stürmten in das Gemach hinein, indem sie die Thüre, offenbar um den Rauch abzuhalten, schnell wieder schlossen.

Als nun die sichre Treppe vor ihnen lag, wagten Beide zuerst für einen Augenblick ruhig Athem zu schöpfen, und indem das Mädchen die langen Augenwimpern aufschlug, die großen Augen öffnete und ihren Retter anblickte, erschrak dieser, und er zweifelte nicht mehr, daß es ihm gelungen sey, die zu retten, die er schon für verloren ansah. Seine Vermuthung ward Gewißheit, als er die kleine, ihm wohlbekannte Schatulle erblickte, welche die Geängstete noch immer krampfhaft festhielt. Er ließ sich nichts merken; auch konnte er sich über die mannigfaltigen sich durchkreuzenden Gefühle, seine eigne Rettung, die Rettung des Mädchens, und die seltsamen Verhältnisse, unter welchen er sie zuerst kennen lernte, noch keine Rechenschaft geben. Denn noch immer drohte die Gefahr; die Flammen und die dicken Rauchsäulen erfüllten den Gang, und näherten sich immer mehr. Sie eilten die Treppe hinunter und waren nun in dem gedrängten Haufen von Menschen unter dem Portal. Aber es war unmöglich durchzudringen. Sie wurden unwillkührlich nach dem innern Hofe hingeschoben, und suchten hier einige ruhige Augenblicke. Unter dem verworrenen Haufen von Meubles und Geräthen allerlei Art fanden sie ein Sopha, und ließen, völlig erschöpft, auf diesem sich nieder. Ihre Lage war nichts weniger als gefahrlos, und nur das Gefühl, daß sie einer weit größeren Gefahr, fast wie durch ein Wunder, entgangen waren, daß sie hier die geringere mit einer Menge kühner, emsig beschäftigter Menschen theilten, ließ sie eine Zeit lang das Bedenkliche ihres Zustandes übersehen. Aus allen Fenstern schlugen die hellen Flammen heraus, und selbst in dem Mittelpunkte des Hofes, wo sie unter hin und her laufenden Menschen den Ruheplatz fanden, in der größtmöglichen Entfernung von dem Gebäude, herrschte eine furchtbare Glut. Das Wasser der Spritzen strömte durch den Hof und über die hier und da eingestürzten Mauern, die Feuerfunken fielen in dichten Haufen herunter, und das Gewirr der einander durchkreuzenden, rufenden, schreienden Stimmen erfüllte einen Jeden mit Entsetzen. Ein Gespräch konnte sich unter solchen Umständen nicht anknüpfen, obgleich alle Versuche, durch das Gedränge von Wagen, Spritzen, Meubles und Menschen, die das Portal erfüllten, durchzudringen, lange fruchtlos blieben.

Endlich, als das Mädchen versicherte, daß sie sich völlig erholt habe, wagte man den entscheidenden Versuch. Beide wurden nun von einer Masse Menschen ergriffen, welche die nämliche Absicht hatten. Sie geriethen in die Mitte dieser immer gewaltsamer, immer ängstlicher vordringenden Masse; das zarte Mädchen war in Gefahr erdrückt zu werden. Mit großer Anstrengung hob Bull sie in die Höhe, daß sie von den Nächsten getragen wurde. Der Gewalt der vorwärts drin-

genden Menge mußte jedes Hinderniß weichen, und wie ein mächtiger Strom, wenn er, eingeengt durch Felsenwände, dann sich wieder frei bewegen kann, nach allen Seiten sich ergießt: so zertheilte sich, wie fortgeschnellt von elastischen Federn, der zusammengepreßte Haufe, so wie sie den freien Platz erreichten. Jetzt erst waren Beide gerettet, und durften es sich gestehn. Sie eilten, sich von dem Schlosse zu entfernen, und eben wollten sie sich über die Richtung, die zu nehmen sey, berathen, als sie ein mächtiges, lautes Rufen um Hülfe hörten.

Das Mährchen von dem armen Wandersmanne und dem reichen Wirthe
(von Fr. Jacobs).

In einem Flecken — ich weiß nicht mehr wo — lag am Wege ein großes und schönes Wirthshaus, und in dem Hause war ein dicker, bausbackiger Wirth, der, wenn er Sonntags in seiner rothen Weste mit den silbernen Knöpfen und den weiten Hemdeärmeln an der Thüre stand, eben aussah, als ob er sagen wollte: „Seht, ich bin der reiche Wirth zum weißen Schwan, und ihr Andern seit nur schlechtes Volk gegen mich." — So hochmüthig er war, so hartherzig war er auch, und wie er nie an die grüne Sammtmütze griff, um andre Leute zu grüßen, so griff er auch nie in die Tasche, um einem Armen Etwas daraus abzureichen. Wenn er um Etwas angesprochen wurde, pflegte er zu sagen, wenn er gerade besonders guter Laune war: „Gott helf euch! unser eines braucht sein Geld selber, und wirft es nicht an Faullenzer weg;" — war er aber schlecht gestimmt, und das war meist der Fall, so schickte er sie zum Henker. — Da geschah es nun eines Abends — es war gerade ein häßliches, kaltes und nasses Wetter — daß Etwas an dem Fenster der Wirthsstube anpochte, und als der Wirth das Fenster aufriß, und fragte: „Was giebt's?" antwortete es: „Ein armer, alter Mann, der diese Nacht nicht weiter kann. Gebt mir einen Bissen Brod und ein Nachtlager um Gotteswillen." — „Um Gotteswillen ist im weißen Schwan kein Glas Wasser feil," antwortete der Wirth, und warf das Fenster wieder zu; und inwendig sagte er noch, laut genug, daß man es draußen hören konnte: „Das wäre mir eben recht, solches Bettelvolk bei mir zu beherbergen, damit sie die Gelegenheit ausspioniren, und ihren Diebsgesellen den Weg zeigen. So einer mag am Zaune liegen." — Der arme Wandersmann hörte das wohl, sagte aber kein Wort, sondern schlich langsam über den Weg, und klopfte an einem kleinen Hause an, in welchem ein armer Mann mit seiner Frau wohnte. Die Frau spann bei der Lampe, und der Mann las ihr aus der Bibel vor, und er hatte eben den Spruch gelesen: Bittet, so wird Euch gegeben; suchet, so werdet Ihr finden; klopfet an, so wird Euch aufgethan. — Da klopfte nun gerade

der alte Mann an das Fenster, und da die Frau aufmachte und fragte: „Wer ist da?" antwortete er ebenso, wie er zu dem Wirthe gesprochen hatte. Wie nun der Mann inwendig das hörte, nahm er das Licht, ging hinaus, und öffnete die Thüre; dann bot er dem armen Wandrer die Hand, und half ihm über die Schwelle; denn er war ganz erfroren und vom Regen durchnäßt. Und als er in die Stube trat, sagte die Frau freundlich: „willkommen!" und der Mann: „Gott grüß' Euch, Vater!" — Denn der Wandrer sah in seinem dürftigen Anzuge doch gar ehrwürdig aus. Dann räumten sie ihm auf der Bank am Ofen einen Sitz ein, und trockneten seine Kleider, und die Frau setzte einen Topf mit Erdäpfeln an das Feuer, und machte ein Abendessen zurecht. Und wie sie nun am Tische saßen, und den fremden Mann freundlich nöthigten zuzugreifen, wurde dieser ganz heiter, und sagte nach vielen frommen und gottesfürchtigen Gesprächen recht zutraulich zu den Wirthsleuten: „Ich meine, Ihr habt es nicht gerade übrig, und doch nehmt Ihr mich so freundlich auf. Gott vergelt's Euch! Wünscht Ihr Euch nichts?" — „Was sollten wir uns groß wünschen?" — sagte der Mann. „Wir haben eben nicht viel, aber wir leiden auch keine Noth, da wir beide gesund sind, und arbeiten können." — „Und Ihr, junge Frau, sagte der Fremde, „seid Ihr auch so genügsam, wie Euer Mann, daß Ihr Euch nichts wünschen mögt?" — Da erröthete die Frau, und der Mann sagte lächelnd: „Sie wünscht sich wohl Etwas; aber sie will's nicht sagen. Nicht wahr, Else? einen Jungen wünschest Du Dir in die Wiege?" — Die Frau wurde noch röther und sagte: „I ja, wenn es Gottes Wille wäre." — „Nun," sagte der Fremde, „dazu kann ja wohl mit Gottes Hülfe Rath werden. Aber wenn der Junge statt des kleinen Häuschens ein größeres, und ein Gärtchen daran, und noch sonst Einiges erbte, das wäre doch auch nicht übel." — „Uebel schon nicht," antwortete die Frau, „aber die Schrift sagt: Die da wollen reich werden, fallen in Versuchung; und es könnte ja seyn, wir wären dann nicht mehr so frohen Muthes, wenn wir für mehr zu sorgen hätten, und hätten dann einander vielleicht nicht mehr so lieb." — „Gut wär' es aber doch, wenn wir uns etwas besser regen könnten," sagte der Mann.

Wie es nun Zeit zum Schlafengehen war, nahm die Frau ihren Mann bei Seite, und sagte: „Ich denke, Bastel, wir lassen den alten Vater in unserm Bette schlafen, und behelfen uns auf einer Streu. Er ist noch immer nicht ganz durchgewärmt, und so wird ihm das Bette wohlthun." Der Mann war das gleich zufrieden, und so ließen sie den alten Mann in ihrem Bette schlafen, und legten sich selbst auf das Stroh, und schliefen, wie immer, recht frohen Muthes ein.

Als nun der Morgen zum Fenster hereinsah und sie zur Arbeit

rief, sagte der Mann: „Ich muß doch nach unserm Gaste sehn!“ und ging in die Kammer. Aber das Bette war leer; und der Alte war fort, und doch war die Hausthüre zu, und Niemand hatte ihn weggehen sehen, außer dem Schwanenwirth, der, wie es ihm oft begegnete, nicht hatte schlafen können, und nun brummend am Fenster stand. — Wie sich nun die beiden Leute über das Verschwinden ihres Gastes wunderten, und die Frau noch Einmal in die Kammer ging, um recht zuzusehn, rief sie: „O Bastel, was ist das in aller Welt? da steht ja in der Ecke eine Wiege, blau und roth gemalt, mit schönen Federbetten drin, und oben drauf ein Jungen-Mützchen! Hat man je so etwas Hübsches gesehen?“ — Und als die verwunderten Eheleute wieder in die Stube traten, rief der Mann, indem er sich die Augen rieb: „Ich weiß nicht, aber die Stube kömmt mir gar nicht mehr vor wie sonst. Sie ist größer, und Alles ist so blank darin.“ Und wie sie vollends hinaustraten und sahen, daß ihr Haus fast so groß geworden war, wie das Wirthshaus gegenüber, und daß in dem Hofe zwei Kühe standen, und neben Jeder ein Kalb, da konnte sich die Frau vor Freude nicht lassen, sondern fiel ihrem Mann um den Hals und weinte bitterlich, und der Mann konnte auch vor Thränen nicht sprechen. „Das hat Gott gethan,“ sagten sie endlich wie aus Einem Munde. „Der fremde Gast ist ein Engel gewesen! Ach Bastel! — ach Else! — Laß uns nur unser Glück recht fromm und dankbar genießen! Laß uns nur nicht hochmüthig werden auf unsern Reichthum!“ Und nun beteten sie recht andächtig ihren Morgensegen, besahen Alles noch Einmal, und gingen dann zusammen an die Arbeit, wo sie eben so emsig waren wie immer.

Die guten Leute hatten nun schon ein paar Stunden gearbeitet, da trat der Schwanenwirth, der sich wieder auf seinem Lehnstuhl ausgestreckt und den fliehenden Schlaf gesucht hatte, ans Fenster, und legte sich, nach seiner hochmüthigen Weise, mit der langen Pfeife heraus. Wie er nun so vor sich hinsah, und plötzlich gegenüber ein großes Haus erblickte, wo sonst nur eine kleine Hütte gestanden hatte, wußte er gar nicht, wie ihm geschah, rieb sich die Augen, und meinte, es sey ein Traum. Wie es aber nicht anders wurde, er mochte machen, was er wollte, rief er seine Frau und sagte: „Frau, komm her, schau heraus, und sage mir in's Henkers Namen, ob ich behext bin, oder was das sonst vorstellt. Ist nicht aus dem Bastel seinem miserablen Vogelbauer in der Nacht ein Schloß geworden, fast wie mein Wirthshaus?“ — Die Frau sah heraus, und fand es auch so, und bald war im Wirthshause Alles auf den Beinen, und das ganze Dorf lief zusammen, und gaffte das Wunder an, und es war von nichts anderm die Rede, als von Bastels neuem Hause. Wie es aber damit zugegangen, konnte kein Mensch errathen.

Nun war es wohl natürlich, daß, als Bastel und seine Frau von der Feldarbeit nach Hause kamen, sich Alles um sie her drängte, und wissen wollte, was es mit dem Hause für eine Bewandniß hätte. Auch der dicke Wirth kam über den Weg herüber, und nachdem er sich mit den Ellenbogen durch den Haufen Platz gemacht hatte, stellte er sich dem Bastel gegenüber, rückte, was er sonst nie gethan hatte, an seiner Sammtmütze, und sagte: „Ihr steht wohl mit dem Junker Gott sey bei uns, im Bunde, Bastel? Wie ist denn aus Euerm Koben so ein stattliches Haus geworden?" — Da erzählte nun der Mann auf der einen, und die Frau auf der andern Seite, was ihnen mit dem alten Wandersmann begegnet war, und wie sie gar nicht zweifeln könnten, daß sie ihm ihr Glück zu verdanken hätten. Da erstaunten die Leute noch mehr, und Jeder wünschte, daß der Fremde bei ihm eingekehrt seyn möchte, und meinte, er würde es dann eben so gemacht haben. Niemand aber ärgerte sich mehr, als der Wirth zum Schwan. Denn daß der Fremde, wer er nun auch gewesen seyn mochte, kein andrer war, als der auch bei ihm angeklopft hatte, und so unfreundlich von ihm abgewiesen worden war, daran konnte er nicht zweifeln. Er hatte ihn beim Weggehen in der Dämmerung gar wohl wieder erkannt.

Von dem Tage an hatte nun der Schwanenwirth keine Freude mehr. Alles sein Gut war ihm verleidet. Nie legte er sich mehr mit der langen Pfeife zum Fenster heraus; aber so tief er sich auch immer in seine Stube setzen mochte, immer sah' er das Haus seines Nachbarn. Er ließ das seinige neu anmalen und den Schwan auf dem Zeichen frisch versilbern. Aber was half es ihm? Bastel's Haus sah doch immer blanker aus als das Wirthshaus. Da wurde er endlich vor Neid ganz gelb und mager, und seine Frau hatte keine ruhige Stunde mehr, und gegen die Gäste war er so ungeschliffen, daß bald Niemand mehr in das Wirthshaus kam. Dagegen waren Bastel und seine Frau das wahre Bild der Zufriedenheit. Sie hatten einander noch eben so lieb als zuvor, und da sie nun auch wirklich einen runden, gelblockigen Jungen in die Wiege bekommen hatten, so war, ihres Bedünkens, kein König auf der Welt reicher und kein Mensch glücklicher als sie.

So war gerade ein Jahr seit jenem Wunder vergangen, und der Schwanenwirth saß am Ofen, und hörte, wie es draußen regnete und gegen die Fenster stürmte, gerade wie an dem Abend, wo er den alten Mann so unfreundlich fortgejagt hatte. Es war natürlich, daß er jetzt wieder an die Geschichte dachte; denn sie lag ihm so immer in dem Sinn, und wie er so da saß mit untergeschlagenen Armen, brummte er vor sich hin: „So wollt' ich doch, daß mich der Teufel geholt hätte, eh' ich den alten Hexenmeister von der Thüre wegjagte! Aber wer Henker konnte das wissen?" — Und wie er so brummte und sich selbst verwünschte, pocht es wieder an das Fenster, und der Sturm

tobt ärger als je. Da stand er auf, stellte das Licht in das Fenster, und sieht einen alten Mann, der ihm gerade so vorkömmt, wie Vastels großmüthiger Gast, und bittend zu ihm sagt: „Gebt mir ein Nachtlager und einen Bissen Brod aus Barmherzigkeit." Diese Worte und die Stimme des Mannes fuhren dem Wirthe wie ein Blitz durch den Leib, und er konnte vor Freude kaum antworten: „Ja, ja, mit dem größten Vergnügen! Es wird mir die allergrößte Ehre seyn; ich will gleich aufmachen" — und was er noch mehr so herausstotterte. Dann trippelte er mit dem Lichte in der Hand die Stufen hinunter, wie man ihn lange nicht hatte laufen sehn, und rief im Vorbeigehn in die Küche: „Frau, setze bei, was du hast; steck' einen Hahn an den Spieß; mach' eine warme Weinsuppe vorher. Aber schnell, schnell! wir bekommen vornehme Gäste." — Die Frau, die sich einbildete, es führe irgend eine vornehme Herrschaft vor, rief gleich ihren Mägden, und schürte das Feuer zusammen; war aber nicht wenig verwundert, als ihr Mann mit vielen Kratzfüßen und Entschuldigungen einem alten Mann, der in seinem dürftigen, grauen Rocke ziemlich einem Bettler glich, hereinleuchtete, und ihm oben das Herrenzimmer Nummer 7 aufzuschließen befahl. Der Fremde nahm aber dieses Anerbieten nicht an, sondern sagte, er sey nicht gut auf den Füßen, und wollte lieber in der Wirthsstube bleiben, als noch eine Treppe steigen. Der Wirth erbot sich, ihn mit dem größten Vergnügen hinauf zu tragen; der Fremde blieb aber bei seiner Weigerung, und ließ sich auf dem Lehnstuhl nieder, den sonst Niemand einnehmen durfte, als der Wirth. Dieser lief nun auf und ab, schaffte herbei, was Küche und Keller vermochten, und sagte seiner erstaunten Frau ins Ohr: das sey eben der Tausendkünstler, der dem Bastian das schöne Haus über Nacht gebaut habe. „Und was hat ihm denn der Bastel vorsetzen können," setzte er hinzu, „als etwa ein paar elende Erdäpfel? Wenn wir ihn gut bewirthen, so wird er uns schon noch besser bedenken." — Und die Frau sagte das ihren Mägden wieder, und die sagten es den Nachbarn, und in wenigen Augenblicken war es wie ein Lauffeuer im ganzen Flecken herum, der Hexenmeister sey wieder da, und sey in dem Schwane eingekehrt. Ja Manche wußten schon von Wundern, die er gethan; das Unglaublichste wurde geglaubt, und Niemand gönnte dem Wirthe das Glück, das ihm, wie sie meinten, zugefallen war.

Was nun lange nicht geschehen war, geschah an dem Abend; eine Menge Gäste kam in das Wirthshaus. Alle Tische waren besetzt, und wer an den Tisch kommen konnte, an dem der Graurock saß, hielt sich für besonders glücklich. Dieser war anfänglich ganz still, aß und trank was ihm vorgesetzt wurde, und schnitt dabei wunderliche Gesichter, etwa wie Einer, der den Gesichts-Tik hat. Bisweilen knöpfte er auch den Rock auf, als ob ihm zu warm würde, und da wollte denn

der Eine eine prächtige goldne Kette unter der Weste, der andre rothfunkelnde Edelsteine auf seinem Wamse gesehen haben. Wie nun die Mahlzeit vorüber und die Stube recht voll neugieriger Gäste war, legte der Fremde Messer und Gabel aus der Hand, und ließ sich mit dem Wirthe in ein Gespräch ein. — „Das war halt eine passable Mahlzeit, Herr Wirth. Immer aber ist er nicht so freundlich gegen seine Gäste.“ — „Nach Unterschied,“ antwortete dieser, „nachdem man eben die Leute vor sich hat.“ — „Wofür hält Er mich denn?“ fragte der Fremde. — „Das weiß ich freilich so eigentlich nicht zu sagen,“ erwiederte der Wirth; „aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Sie für einen vornehmen Cavalier halte, der zum Spaß incognito reist.“ — Der Graurock lächelte, und schnitt wieder seine wunderlichen Gesichter. Dann fuhr er fort: „Ich kenne Ihn wohl länger als er glauben mag, Herr Wirth.“ — „Sehr viele Ehre,“ sagte der Wirth, und lüftete die Mütze. — „Ja, Er war von klein auf ein durchtriebner Schalk. Weiß Er noch, wie Er Seinen blinden Großvater aus dem Blasrohre mit Erbsen auf die Nase schoß, und dann zum Fenster hinaus zankte, als ob die Buben von der Straße hereingeworfen hätten? Oder wie Er auf dem Dache Seiner Mutter die Würste aus der Esse angelte?“ — „Ja, es ist wahr,“ sagte der Wirth: „ich war ein loser Vogel, und ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wie meine Mutter seliger über ihre Würste klagte, und ich ihr weiß machte, die Fledermäuse hätten sie gefressen.“ — „Seine Mutter hielt Etwas auf Beten und Singen,“ fuhr der Graurock fort, „und hielt auch Ihn dazu an. Sie hatte eine gute Art dabei. Für jeden Spruch oder Vers, den Er auswendig wußte, gab sie Ihm einen Kreuzer. Und das muß man sagen, Er verdiente Etwas mit der Gottesfurcht. Das Geld lieh Er dann armen Leuten auf Pfänder aus — Ist's nicht so?“ — „Ich habe mein Geld immer arbeiten lassen,“ erwiederte der Wirth, verwundert, daß der Fremde so viel von seiner Kindheit wußte; und dabei blies er sich auf; denn er meinte, er müßte doch von Kleinauf eine wichtige Person gewesen seyn. — „Der ärgste Schelm aber,“ fuhr der Alte fort, „war er doch in der Schule. Alle Bubenstücke brachte Er auf, und setzte sie in Gang, und wenn Eines herauskam, wußte Er es immer so einzurichten, daß der Andere Schläge, Er aber Lob bekam. Weiß Er noch, wie Er einmal beim Schul-Examen das ganze Athanasianische Glaubensbekenntniß — oder, wie es heißt — vorwärts und rückwärts aufsagte, und der Pfarrer Ihn allen Andern zum Muster aufstellte, und Seiner Mutter vor Freude die hellen Thränen über die Backen liefen — und Er sich umdrehte, eine Fratze schnitt, und die Zunge herausstreckte?“. — Der Wirth erschrak und dachte: „Wer muß der nur sein, der Alles und Alles weiß?“ Dann aber faßte er sich wieder und dachte: „Nun ja, er muß freilich mehr können als andre

Leute; sonst brächte er nicht so große Dinge zur Kraft." — Und da der Alte zu jeder Büberei, die er erzählte, lachte, und die Gäste ebenfalls einstimmten, so lachte der Wirth auch mit, und rechnete auf die Vergeltung am folgenden Morgen.

So trieb es nun der Graurock eine ganze Zeit, und hielt dem Schwanenwirth unter Lachen und Kurzweil seine Sünden in guter Ordnung vor. Von den Kinderstreichen kam er auf die Jugendstreiche, und dann immer weiter — und die Sache wurde immer bedenklicher und ernsthafter, so daß der Wirth mit aller Gewalt, die er sich anthat, doch kein Lachen mehr aufbringen konnte. Da kamen Geschichten vor von ausgegrabenen Grenzsteinen, von falschen Schuldbriefen, von abgeschwornen Unterschriften, von falschen Zeugnissen, und dergleichen. Und da der Alte jedes Schelmstück ganz klar und deutlich zu erzählen wußte, und die, welche der Wirth um das Ihrige betrogen hatte, oder die Kinder und Verwandten des Betrogenen gegenwärtig waren, so entstand ein entsetzlicher Rumor in der Stube, und die Ehrentitel von Dieb, Spitzbube und dergleichen wurden nicht gespart, und die Drohungen auch nicht. Der Wirth wollte nun Manches in Spaß umkehren, leugnete auch wohl dies und das. Aber es half ihm nichts. Der Graurock wußte Alles besser, und überführte ihn auf der Stelle. Da wurde der Wirth immer blässer und armseliger, und schwieg am Ende ganz still. Wie nun der Lärm am ärgsten war, und der Wirth wie zerschlagen da saß, und Mitternacht herankam, stemmte sich der Alte mit den Händen auf den Tisch, um aufzustehn, und sagte: „Ich muß diese Nacht noch weiter. Was bin ich schuldig?" — Der Wirth wollte nicht fordern, denn er hoffte noch immer, der Alte hätte ihn nur so gequält, um ihn desto besser zu bedenken. — „Ei was," sagte der Fremde, „umsonst will ich bei einem solchen Schelme nicht gezehrt haben," und warf ein Goldstück auf den Tisch, so groß wie das Innre der Hand. Dann stand er auf, und humpelte zur Thüre hinaus, ohne gute Nacht zu sagen; als er aber auf der Schwelle stand, kehrte er sich um und sagte: „Auf Wiedersehn, Herr Wirth zum weißen Schwan!" — Die Gäste gingen nun auch alle fort, und es war Allen unheimlich zu Muthe. Wo der Graurock hingekommen, wußte keiner; so wie auch keiner wußte, was er von ihm denken sollte.

Wie nun die Stube leer war, stand der Wirth noch lange ganz verdutzt, und sah auf Einen Fleck, und dachte an die lange und schwere Beichte, die der Alte in seinem Namen abgelegt hatte. Um seine Sünden hätte er sich nun wohl so sehr nicht bekümmert; sie hatten ihn ja zum reichen Mann gemacht; aber daß sie alle offenbar geworden waren, und daß er jetzt mit seiner betrognen Hoffnung ein Spott der Leute werden sollte, das konnte sein Hochmuth nicht verwinden. Mit einem tiefen Seufzer trat er nun an den Tisch, auf dem das große,

schwere Goldstück funkelte. „Es ist doch etwas!" dachte er, und streckte die Hand danach aus. Aber als er das funkelnde Gold anrührte, war es der Schnitt einer gelben Rübe. Darüber erschrak er nun so, daß er todt zur Erde fiel. So fand ihn seine Frau, und man konnte ihn nicht wieder zu sich bringen. Der Gasthof zum Schwan wurde nun zugemauert; denn Niemand wollte mehr hineingehen, viel weniger ihn kaufen. Kinder hinterließ der Wirth nicht, und so kam sein Geld und Gut, das er mit Sünden zusammengebracht hatte, an lachende Erben. Einige seiner Grundstücke kaufte Bastel, der mit seiner Else lange Jahre in Einigkeit und Frieden lebte, und Kinder und Enkel erzog, und immer ein Wohlthäter der Armen und ein Freund aller rechtschaffenen Menschen blieb. —

7. Das beschreibende Gedicht.

Beschreiben heißt, die Merkmale eines Gegenstandes so darstellen, daß Andre eine deutliche Vorstellung davon erhalten. Ich kann beim Beschreiben einen zweifachen Zweck haben: entweder will ich einem Andern genaue Kenntniß von einem Gegenstande verschaffen, z. B. von einem Hause, das er zu kaufen gedenkt, oder von einem Lande, das er bereisen will; oder ich will seiner Phantasie ein schönes Bild von einem Gegenstande verschaffen. Jenes ist der Zweck der nichtpoetischen, dieses der Zweck der poetischen Beschreibung.

Das beschreibende Gedicht schildert nicht nur das, was zur Außenwelt gehört und also von den Sinnen aufgefaßt wird; es kann auch die Bewegung des Gemüths, Gefühle des Herzens schildern. Die meisten Gedichte dieser Art aber beschäftigen sich mit der Natur. Die Prosa kann alles beschreiben; die Poesie aber nur das, was durch seine Schönheit, oder Größe, oder Seltenheit das Gefühl aufregt, und das ist ja besonders bei den Naturerscheinungen der Fall.

Der Genfersee

(von v. Matthisson, Geheimen-Legationsrath in Stuttgart, gest. 1831 in Wörlitz bei Dessau).

An deinen Ufern, wo vom Winzerheerd
Bis zu des Burgpalastes Marmorhallen
Der Ueberfluß sein goldnes Füllhorn leert,
So weit der Freiheit Jubelhymnen schallen;

Wo stets die Freude mir, sokratisch mild,
Die unbewölkte Stirn mit Epheu kränzte,
Seitdem des weißen Berges*) Riesenbild
Zum ersten Mal in deiner Fluth mir glänzte;

Wo einsam auf bemooster Felsenwand
Am Bergstrom, der aus Tannendunkel schäumte,
Mein Geist, an Xenophons und Platon's**) Hand,
Sich des Ilissus†) Myrthenhaine träumte;

Wo Agathon[1]) den Grazien vertraut,
Der Musen Stolz, bewundert im Palaste,
Des Volkes Lust bis wo der Jura blaut,
Wie seinen Gray[2]) mit Liebe mich umfaßte;

Wo Bonnet[3]), der nicht früher als sein Ruhm,
Nicht früher als der Erdball sterben sollte,
In seines Tempels lichtem Heiligthum
Das große Buch der Wahrheit mir entrollte;

Wo er mir zurief: „über Grab und Zeit
„Schwingt sich der Geist; sein dunkler Schleier modert:
„Beglückt, wem Glaube der Unsterblichkeit,
„Wie Vesta's Gluth, in reinem Herzen lodert;"

Wo meine Blicke, der Natur geweiht,
An ihr, wie Bienen an der Blüthe hingen, —
O See! schwebt mein Gesang in jene Zeit,
Als menschenleere Wüsten dich umfingen.

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva[4]), deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan[5]) seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

---

*) Des Montblanc. **) Zwei griech. Philosophen, Schüler des Sokrates.

†) Ilissus war ein Fluß bei Athen.

1) Unter diesem Namen versteht der Dichter hier seinen Freund Carl v. Bonstetten, auf dessen Schloß am Genfersee er damals lebte.

2) Gray war ein berühmter englischer Geschichtschreiber. Hier meint der Dichter den Geschichtschreiber der Schweiz, Johannes v. Müller, Bonstettens trautesten Freund.

3) Bonnet war ein ausgezeichneter Naturforscher und Philosoph, aus Genf gebürtig. Er lebte auf seinem Gute Genthod am Genfersee, wo er auch 1793 starb.

4) Genf.

5) Der lateinische Name des Flusses Rhone.

Da hörte deine Paradiesesflur,
Du stilles Thal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Kein Lustgesang der Traubenleserin,
Kein Erntejubel, keines Hirten Flöte,
Kein schmetternd Horn aus reicher Wälder Grün
Begrüßte da den Stern der Abendröthe.

Kein Rundetanz im sanften Vollmondsschein!
Kein Freudenmahl vor Tells geweihtem Bilde!
Kein Gang der Liebenden im Frühlingshayn,
An Veilchen reich wie Attika's Gefilde![6])

Die Oede schwieg, wenn auf verwachsnem Pfad,
Wo nur der Bär in Felsenklüften hauste,
Nicht etwa noch des See's gewohntem Bad
Ein Ur mit wilder Lust entgegenbrauste.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenei'n
Voll trüber Nebeldämmrung seine Schimmer.

Da hieß aus dieses Chaos alter Nacht
Der Herr, so weit des Lemans[7]) Fluthen wallten,
Voll sanfter Anmuth, voll erhabner Pracht
Sich zauberisch dies Paradies entfalten;

Dies stolzumthürmte Land, gleich Tempe's Flur,[8])
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen!
Dies Wunderwerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit, wie von Glanz die Sonn', umflossen —

Wo Jener, dessen heilgen Aschenkrug
Mit Eichenlaub die Wahrheit selbst umwunden,
Die Bahn zum unerreichten Adlerflug
In Heloisens Zauberwelt gefunden.[9])

---

6) Das Land, in welchem Athen lag.

7) Der französische Name des Genfersees.

8) Tempe war ein reizendes Thal in Thessalien, einem Theile des alten Griechenlands.

9) Der Dichter meint den Philosophen J. J. Rousseau aus Genf, der den Roman: die neue Heloise, schrieb.

Und wär' ich auch mit Hallers Wissenschaft, [10])
Von Grönlands Eis bis zu Tahiti's Wogen
Mit Geßners [11]) Blick, mit Ansons [12]) Heldenkraft,
Mit Claude Lorrains [13]) Kunst die Erd' umflogen:

Doch weiht' ich ewig im Erinnrungstraum
Nur dir der Sehnsucht und des Dankes Thränen;
Doch würd' ich mich in jedem Schöpfungsraum,
O See! verbannt aus deinen Himmeln wähnen.

Schön ist's, von Aetna's Haupt des Meeres Plan
Voll grüner Eiland', und die Fabelauen
Siciliens und Stromboli's Vulcan,
Beglänzt von Phöbus erstem Strahl, zu schauen;

Doch schöner, wann der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Luna's Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

Süß ist's, am Wogensturz in Tiburs Hain,
Wo Flaccus [14]) oft, entflohn den Schattenchören,
Im Mondlicht wandelt', bei Albanerwein
Den Genius der Vorwelt zu beschwören;

Doch süßer noch, in Prangins Götterwald,
Wann seine Laubgewölbe sich erneuern,
Und weit umher der Vögel Mailied schallt,
Erhabner Freundschaft Bundestag zu feiern.

Entzückend ists, wann donnernd himmelan
Des Feuerberges Wogen sich erheben,
Auf Napels Golf bei Nacht im leichten Kahn
In magischer Beleuchtung hinzuschweben;

Mit höhrer Lust sieht auf des Lemans Fluth,
Wann Thal und Hügel schon in Dämmrung sinken,

---

10) Albrecht v. Haller war ein großer Dichter, Naturforscher und Arzt, und starb 1777 in seiner Vaterstadt Bern.

11) Salomon Geßner war in Zürich Buchhändler, ist als Idyllendichter geschätzt, und starb 1787.

12) Anson war einer der größten Seehelden Englands in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

13) Claude Lorrain, ein berühmter französischer Landschaftsmaler.

14) Hier ist der altrömische Odendichter Horatius Flaccus gemeint. Bei Tibur, in der Nähe Roms, hatten viele Römer ihre Villen.

Der hohen Eiswelt reine Purpurgluth
Mein Aug' aus dunkler Klarheit wiederblinken.

Auf Hellas Höhn erblickt der Wandrer nur,
Von Resten alter Herrlichkeit umgeben,
Der Tyrannei tiefeingedrückte Spur,
So reizend auch sich Meer und Land verweben.

Hier segn' ich froh Helvetiens Geschick,
Hier, wo die Flur des Fleißes Lohn verkündet;
Hier theilt mein Herz des freien Volkes Glück,
Auf Menschenrecht und auf Vernunft gegründet.

Am Strand der Seine tobt Gewittersturm;[15])
Denn Gallien erwacht mit Löwengrimme.
Die Kette fällt; des Elends Riesenthurm,
O Freiheit, stürzt vor deiner Donnerstimme.[16])

Am Leman weht des Friedens Palmenzweig!
In Stadt und Dorf erschallt das Lied der Freude.
Zufrieden, wähnt der ärmste Hirt sich reich,
Und Eintracht schützt der Freiheit Felsgebäude.

An diesem Hain, vom Erlenbach durchtanzt,
Ein Gärtchen nur vor einer kleinen Hütte,
Mit schlanken Pappeln malerisch umpflanzt,
Ist Alles, was ich vom Geschick erbitte.

Hier würde mir die Weisheit Rosen streun,
Des Himmels Friede meinen Geist umfließen,
Und einst, o goldnes Bild! im Abendschein
Die Freundschaft mir die Augen weinend schließen.

Hell würde sich des reinsten Glückes Spur
Mir dann entwölken, fern vom Weltgetümmel.
Wo Liebe, Freundschaft, Weisheit und Natur
In frommer Eintracht wohnen, ist der Himmel.

Auf jenem Vorland, von der Wog' umrauscht,
Wo die Betrachtung gern auf grünen Matten
Die leisen Tritte der Natur belauscht,
Erhübe sich mein Grab im Eichenschatten.

---

15) Das Gedicht wurde gedichtet, als die erste französische Revolution ausgebrochen war.

16) Dies bezieht sich auf die Zerstörung der Bastille 1789.

Kein Marmorbild, kein thatenreicher Stein,
Vor dem erröthend sich die Wahrheit wendet,
Entehrte des Entschlummerten Gebein,
Den eitler Größe Schimmer nie geblendet.

Die Rose nur würd' über meinem Staub
Des zarten Mooses Wohlgeruch verhauchen,
Der Thränenweide niederhangend Laub
Mit leisem Flüstern in die Fluth sich tauchen;

Die Nachtigall, vom Lenzgesträuch umblüht,
Um ihren Freund dort in der Dämm'rung klagen,
Und Daphne mir, von Zärtlichkeit durchglüht,
Das Opfer einer Thräne nicht versagen.

Auch würd' im Dorfe bald die Sage gehn,
Daß dort, gedämpft, wie ferne Bienenchöre,
Sanft, wie am Blüthenbaum des Frühlings Wehn,
Der Hirt in stiller Mondnacht Lieder höre.

Vierter Abschnitt.

Dramatische Poesie.

Die wesentlichen Eigenschaften der dramatischen Poesie haben wir schon oben angeführt, und gesehen, wie sie sich von der epischen unterscheide.

Der Dichter schildert die Charaktere der handelnden Personen, indem er sie vor den Augen der Zuschauer handeln läßt. Diese Charaktere müssen bis ans Ende des Stücks gleichmäßig durchgeführt werden. Unter den Personen ist die eine der Held des Stückes, um den sich die Handlung dreht, auf den sich alles bezieht. Der Dichter läßt ihn in Hindernisse und Verlegenheiten gerathen, die erst am Ende des Stückes überwunden werden. Dies nennt man: den Knoten schürzen und ihn auflösen. Wird er statt dessen am Ende zerhauen, d. i. werden die Schwierigkeiten durch das plötzliche Erscheinen einer unerwarteten Person gehoben, so ist das ein Fehler, weil ein solcher Ausgang unwahrscheinlich ist. Man nennt dies einen Theatercoup.

Jedes längere dramatische Gedicht ist in verschiedene Aufzüge oder Acte getheilt, damit der Zuschauer Ruhepuncte habe. Jeder Act muß ein Ganzes für sich ausmachen; daher ist es nicht gleichgültig, wenn ein Act endigt; es muß die Handlung wirklich einen Ruhepunct nöthig machen. Mehr als 5 Acte pflegen nicht leicht vorzukommen. Die Acte zerfallen wieder in Scenen oder Auftritte, deren kürzere oder längere Dauer von dem Gange der Handlung abhängt.

Vor Allem muß jedes dramatische Stück Einheit der Handlung besitzen.

Zur Einheit der Handlung gehört, daß alle Personen, Handlungen und Ereignisse nothwendig zum Ganzen gehören. Es darf danach keine Person, kein Act, keine Scene überflüssig seyn; jedes muß zur Bildung des Ganzen etwas beitragen. Finden wir, daß etwas, unbeschadet des Ganzen oder wohl gar zum Vortheile des zu machenden Eindrucks, hätte wegbleiben können, so hat der Dichter gegen die Einheit der Handlung gefehlt.

Seinen Stoff kann der Dichter entweder aus der Geschichte nehmen (historisches Drama), und dann steht ihm wie dem epischen Dichter frei, von der historischen Wahrheit abzuweichen, so viel wie er will, oder er schöpft ihn aus seiner Phantasie.

Alle dramatische Gedichte werden in vier Klassen geordnet: das Trauerspiel, das Lustspiel, das Schauspiel und das Singspiel.

1. Das Trauerspiel (Tragödie).

Wie beim ernsten Heldengedicht sehen wir im Trauerspiel den Helden des Stücks gegen die gegen ihn anstürmende Gewalt des Schicksals oder der Leidenschaften kämpfen. Die Seelengröße des Helden erweckt bei den Zuschauern ein lebhaftes Interesse für sein Schicksal. Bald fürchten sie, er möge unterliegen, bald hoffen sie, er werde den Sieg davon tragen, bis er zuletzt wirklich unterliegt. Aber der Schmerz darüber im Herzen der Zuschauer wird gemildert durch die Bewunderung der Kraft des Helden selbst im Augenblicke seines Falles. Darum muß der Held des Trauerspiels durch große Eigenschaften über die gewöhnlichen Menschen hervorragen; denn kleinliche Fehler und niedrige Leidenschaften können nur Abscheu, aber nie Bewunderung erregen, und also nie ein Gegenstand des Trauerspiels seyn. Entweder steht der Held wirklich als ein höchst edler Mensch da, der ohne seine Schuld gegen das Unglück ankämpft, oder er erscheint zwar als ein Verirrter, dessen Seelenstärke aber doch eine hohe Theilnahme erweckt.

Das Trauerspiel kann entweder das menschliche Leben verschönert oder in seiner Wirklichkeit darstellen. Die erstere Art nennen wir das ideale, das letztere das mimische Trauerspiel.

Ferner spricht man von einem antiken und einem modernen Trauerspiele. In jenem kämpft der Held mit einem unüberwindlichen Fatum (Schicksal); so groß seine Kraft auch ist, so ist doch sein Untergang einmal beschlossen. Auch in neuerer Zeit ist diese Art des Trauerspiels viel bearbeitet, und Schicksals-Tragödie genannt worden. Im modernen Trauerspiele hat es dagegen der Held mit eigenen oder fremden Leidenschaften zu thun, als deren Opfer er zuletzt fällt.

Der Ausgang der Tragödie ist in der Regel blutig; doch ist dies keineswegs nöthig. Die Sprache ist würdevoll, dem Ernste der Handlung angemessen. Es hängt von dem Dichter ab, ob er in gebundener oder ungebundener Sprache schreiben will. Wählt er jene, so bedient er sich gewöhnlich des jambischen oder trochäischen Versmaaßes. Sonst waren die Alexandriner gebräuchlich; jetzt sind sie aber mit Recht außer Gebrauch gekommen.

Hier zur Probe eine Scene aus Müllners (Hofraths in Weißenfels, gest. 1829) Schuld. Der Zusammenhang ist dieser: Hugo's, Grafen v. Derindur, Mutter, eine Spanierin, verschenkt diesen ihren Sohn gleich nach der Geburt an eine Freundin, eine nordische Dame. So wird Hugo im Norden erzogen. Aber die Bilder seiner Kindheit erwecken seine Sehnsucht nach dem Süden. Er kommt nach Spanien, wird im Hause seines Bruders Karlos bekannt, ohne die Verwandtschaft zu wissen, wird sein Freund, und faßt Liebe zu dessen Frau Elvire. Karlos wird mißtrauisch, und Hugo glaubt, jener stelle ihm nach. Einst ist Karlos auf der Jagd. Hugo trifft ihn im Walde, und erschießt ihn. Darauf vermählt er sich mit Elviren, und zieht nach Norwegen auf seine Güter. Aber Don Valeros, des Karlos (und auch Hugo's) Vater, kommt auch dahin, um sich Licht zu schaffen über den räthselhaften Tod seines Sohnes. Die That offenbart sich, und Hugo erfährt nun, daß er seinen Bruder erschlagen habe.

2ter Act, 5te Scene.

Hugo und Elvire. Valeros tritt ein, Otto (Hugo's Stiefsohn) an der Hand, welcher ein Licht hält.

Hugo (der sich furchtsam nach der Thür gewendet, prallt entsetzt zurück): Sein Geist!

Valeros (bleibt bestürzt stehen): Wie? — (zu Otto) Du irrst im Zimmer, Kleiner? Ist das —?

Elvire (ihn ins Auge fassend): Don Valeros!

Hugo: Wer?

Elvire: Karlos Vater!

Valeros: Ihr erkennt mich?

Elvire: Ja, ihr seyd's! Verzeiht — Ihr findet —

Valeros: Mir verzeihet und dem Knaben, der nicht mehr zu halten war, als ich einmal mich entdeckt. Wenn ich, ungemeldet kommend, wie ein Geist euch hab' erschreckt: biet' ich euch die Hand, zum Bürgen, daß ich lebe. (Elvire küßt seine Hand mit Innigkeit. Er umarmt sie gerührt). Tochter! (zu Hugo) Ihr seht mich heut' zum ersten Male. Daß mir's zukommt, eure Dame Tochter zu begrüßen, mag sie und dieser Brief bewähren, des Gesandten Hand und Siegel.

Hugo (der den Brief nahm, ohne das Auge von Valeros Gesicht wegzuwenden): O fürwahr! ihr braucht der Zeugen nicht — die Aehnlichkeit mit Karlos —

Valeros (weich): Sie ist Alles, — Alles, was mir geblieben ist vom Sohne! (nach einer Pause) Ihr, Herr Graf, ihr seyd der Erbe seiner beiden schönsten Güter: seiner Wittwe Gatte, seines Sohnes Vater! Beider Liebe ist eu'r Eigenthum geworden. Ich — hab' niemand. — — Mögt ihr's tadeln, daß der Arme mit dem Reichen solches Erbe kommt zu theilen?

Hugo (giebt ihm die Hand): Seyd willkommen, Ritter!

Elvire: Euch konnten wir uns nicht vermuthen.

Hugo: Wenn mir recht ist, war't ihr ja in Westindien Gouverneur?

Valeros: Vor neun Jahren zog ich hin, mir das goldne Vließ zu holen, das den Spanier ewig lockt. Ich errang's; doch minder glücklich als der Argonauten Führer, der ein Weib fand über Meer, hab' ich meines dort begraben. Glücklich, einen Sohn zu haben, der, geehrt im Mutterlande, Trost und Ruh mir konnte geben, ward die Bitte fortgesandt, mich des Amts zu überheben. Die Gewährung kam; dabei lag die Nachricht, Karlos sey — eingegangen in das Leben. — — Günstig linde Lüfte dehnten weit des Schiffes Flügel aus, und das leicht bewegte Haus trug die Pilger, die sich sehnten nach der Heimath, fröhlich fort. „Land!" erscholl's; an straffen Tauen klimmten sie empor am Bord, Spaniens Küste zu beschauen, die im sonnen-

hellen Tag auf der See wie Nebel lag. — Wehmuth nicht, ein seltsam Grauen faßte mich, als ich den blauen Nebel sich gestalten sah. Bilder, dunkel und doch nah, hingen drohend um mich her. Bang und schwer trat ich auf der Heimath Boden. Weinen wollt' ich um den Todten; aber keine Thräne rollte, und wie vor mir selbst entsetzt, stand ich vor Tortosa's Thoren. Nicht, als hätt' ich ihn verloren — nein! mir war, als ob ich jetzt, jetzt erst ihn verlieren sollte. (Hugo wankt, und hält sich an einen Stuhl) Fehlt euch etwas, Graf? Ihr seyd blaß!

Hugo: Ein Schwindel. Uebelkeit von der Anstrengung der Jagd.

Elvire: Lieber Hugo!

Hugo: Wie gesagt, nichts. — Nichts, was euch dürfte stören. Sprecht nur fort, und laßt mich hören! 's ist vorüber.

Valeros: Nein, fürwahr! Wenn ihr krank seyd, möcht' ich euch, was zurück ist, nicht erzählen.

Elvire: Soll uns dunkles Ahnen quälen? Redet!

Valeros (zu ihr tretend): Saht ihr Karlos Leich' auf der Bahre?

Elvire: Nein; ich war außer Stand' —

Valeros: Im Sarge?

Elvire: Nein!

Otto: Ich — ich habe sie gesehn! Schwarz behangen war der Saal, aber hell vom Kerzenschein, und im Bette, lang und schmal, lag der Vater, bleich, doch schön, wie ein weißes Marmorbild — sichtbar nur bis an die Brust, die der Sammetmantel deckte mit dem Calatravasterne. — Viele aus der Näh' und Ferne kamen, weinten sehr, und küßten ihm des Mantels goldnen Saum; denn den Sammet aufzuheben und die Hände zu berühren, war verboten, weil man ihn köstlich balsamiret hatte.

Valeros: O! hätt' ich ihn nie gesehen in dem lang' verschloßnen Sarg, der das Grausende verbarg! Ist es — ist es nicht geschehen —? Einerlei für mich ist's da, was mein inn'res Auge sah, als der Deckel war gehoben, und der Mantel weggezogen!

Elvire: Was? — ich bitt' euch, Vater! was?

Valeros: Eine Hand auf seiner Wunde, und den rechten Arm gespannt, niederwärts, die Faust geballt, und der Augen hohe Bogen wie im Zorn herabgezogen, schien der stumme Mund zu sagen: „räche mich! ich bin erschlagen!"

Elvire: Jesus Christus! wenn das wäre!

Hugo (bleich, mit wankenden Knieen, am Stuhl sich haltend, mit starren Blicken): Ja, das wär' entsetzlich!

Otto (zu Valeros): Höre, schweig davon! Herr Hugo ist krank jetzt —

Hugo: Schweig du selbst; — du bist kindisch! — Weiter, weiter nur! Eure Ahnung —? Keine Spur —?

Valeros. Wie er da im Sarge lag, fand man ihn im Walde. — So — das bezeugten seine Diener, die mich in die Gruft geleitet — so die Hand, den Arm, die Miene — nirgends weiter eine Wunde, als der Kugel Weg durchs Herz! Und die Hand wie angewachsen auf der Wunde, und die Faust nicht zu öffnen, und der Arm nicht zu beugen an der Leiche! Vor mir, in mir ging es auf, wie ein Nordlicht, das den Wald blutigroth und matt beleuchtet. Nicht ein Argwohn war's, ein Schauen und ein Drängen nach der Gegend, die des Nordlichts Graus gebiert. So durch Frankreich zog's mit mir, und durch Deutschland, übern Belt, bis zu euren Eisgebirgen. Rachsucht nicht — nicht die Begier, seinen Mörder zu erwürgen, ist es, was mich durch die Welt drängt und zieht. — Ich such' ihn nicht; nein es graut mir, ihn zu finden, und doch lechzt mein Geist nach Licht, wie das Aug' des halb nur Blinden. — Zweifelnd, ob ich vor ihm fliehe, oder ihm entgegen ziehe, steht sein nie geseh'nes Bild wechselnd vor mir, mild und wild, und — erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur! Bald möcht' ich in Blut sein Leben schwinden sehn, bald — ihm vergeben.

Hugo: Mir wird schlimmer — ich — (er wankt nach der Thüre).

Valeros (zu Otto): Mein Kind, nimm ein Licht, ihn zu geleiten.

(Hugo geht bis nahe an die Thüre; als Otto mit dem Lichte neben ihm ist, stürzt jener ohnmächtig zu Boden.)

Otto: Ach!

Valeros: Mein Gott!

Elvire (aus der Erstarrung erwachend): Was ist? —

Otto: Der Graf!

Elvire (zu ihm stürzend): Jesus!

Otto (nach der Thüre rufend): Hülfe! Hülfe! Hülfe!

---

2. Das Lustspiel (Comödie).

Das Lustspiel stellt das menschliche Leben von seiner heiteren Seite dar, und soll das Gemüth der Zuschauer erheitern. Darum führt es vor die Augen derselben entweder menschliche Schwächen, Thorheiten oder Unvollkommenheiten, oder es verwickelt die Handlung dermaßen, daß die Zuschauer mit Begierde der Entwickelung entgegen sehen, die das Vergnügen noch erhöht. Die letztere Art der Lustspiele pflegt man Intriguenstücke zu nennen, weil es gewöhnlich die Ränke der mitspielenden Personen sind, welche den Helden des Stücks in Verlegenheit setzen.

Im Lustspiele können nie sittliche Verirrungen zum Gegenstande des Lachens gemacht werden; denn das Sittlich-Schlechte regt wohl Mitleiden oder Verachtung auf, kann aber nie belacht werden. Besonders sind es die Thorheiten und Vorurtheile der Stände, welche dem Lustspieldichter zur Zielscheibe seines Spottes dienen, und in so fern kann allerdings das Theater dazu beitragen, uns auf manche Vorurtheile aufmerksam zu machen. Aber die Thorheiten sind zu allen Zeiten nicht dieselben, und die Begriffe von Schicklichkeit sind nicht bei allen Ständen und Völkern gleich. Thorheiten, die vor 50 Jahren gewöhnlich waren, sind vielleicht jetzt nicht mehr häufig, und haben anderen Platz gemacht. Daher passen manche Lustspiele nur für ihre Zeit und für ihr Volk.

Das höhere Lustspiel enthält nicht nur den feineren Conversationston der höheren Stände, sondern auch Anspielungen und witzige Einfälle, welche nur für den Gebildeten verständlich sind. Der Ungebildete findet mehr Vergnügen an solchen Lustspielen, die allgemein verständlich sind, die Charaktere als Carricaturen darstellen, und locale Witze anbringen. Dergleichen Lustspiele pflegt man Galleriestücke zu nennen.

Eine Abart des Lustspiels ist die Posse, die recht eigentlich darauf ausgeht, Lachen zu erregen, und sich daher grelle Uebertreibungen erlauben darf.

Hier von beiden eine Probe.

Aus Lorenz Stark

(von Engel, Professor in Berlin, gest. 1802 in Parchim).

(Ein angesehener, alter, braver Kaufmann, Lorenz Stark, war gegen eine junge Kaufmannswittwe, Madame Lyk, sehr eingenommen, weil ein einfältiger Kaufmann, Specht, ihm erzählt hatte, daß sie durch Eitelkeit ihren verstorbenen Mann zu Grunde gerichtet habe. Des alten Stark Schwiegersohn, Dr. Herbst, sucht diesem vergebens sein Vorurtheil zu benehmen. Da tritt Specht ins Zimmer des Stark, um diesem ein erhaltenes Darlehn zurückzuzahlen.)

(Specht setzt mit wichtiger Miene einen großen Beutel mit Geld auf den Tisch.)

Stark: Ei potz! potztausend! das ist ja gewaltig viel Geld! Das ist ja ein Reichthum, wie des Mannes im Evangelium! Wo hat Er das Alles her?

Specht: Hehehe! liebster, bester Herr Stark! Wie Sie doch immer so gern spaßen! — Reichthum? Daran fehlt viel. Lieber Gott!

— Aber man thut denn das Seinige, und wenn ein Körnchen zum andern kommt, sagte einmal der Herr Pathe, und immer neue Körnchen dazu —

Stark: Ja, sieht Er? Da wird am Ende ein Haufen; das ist ganz richtig.

(Specht zählt das Geld auf, Stark thut es wieder in den Sack.)

Herbst: Nun, weil ich sehe, daß Sie mit ihrem Geschäft fertig sind, mein Herr Specht — wie geht's Ihnen? Wie befinden Sie sich?

Specht (unter tiefen Verbeugungen): Ich danke tausendmal für gütige Nachfrage: ich bin wohl.

Herbst: Und zu Hause? Die Frau Liebste? Die Kinder?

Specht: Alles, alles wohl, mein verehrtester Herr Doctor.

Herbst: Nun das ist schön; das freut mich. — Wie sieht's denn jetzt in Ihrer Nachbarschaft aus? Was macht Madame Lyk?

Specht: Hehehe! Die lebt denn immer so fort, ganz im Stillen, wie's einer Wittwe denn auch nicht anders ziemt; ganz im Stillen.

Herbst: Vormals war es dort nicht so stille. Da war gewaltiger Lärm.

Specht: Ach das sagen nur der Herr Doctor noch einmal! Lärm bei Nacht wie bei Tage. Keinen Augenblick hatte man Ruhe. — Das war ein Geschreie, Gefahre, Gelaufe, Getümmel, und wenn Ball oder Maskerade war, ein Gefiedel, Geflöte, Geblase, Gepauke — man hätte mögen von Sinnen kommen. Meine Frau hat dabei im Krankenbette was Rechts gelitten. Sie nahm es dem Herrn nicht so sehr übel, als der Madame, daß man so gar keine Rücksicht hatte, und so schnell nach ihrer Krankheit ein solches Spektakel anfing. Sie konnte seitdem die Frau nicht mehr ansehn. — Es war auch wirklich recht gottlos.

Herbst: Freilich; die paar Wochen über hätte man sich schon ein wenig still halten können. Aber ob denn die Wirthschaft nicht bald wieder angehen wird?

Specht: Damit hat's denn wohl so seinen Haken.

Herbst: Wie so? Der Mann ist doch lange genug unter der Erde. Die große Trauer ist aus.

Specht: Das wohl; aber (den Daumen ein paar Mal über den Zeigefinger schiebend, und die Achsel zuckend) — wo einmal das fehlt, mein lieber Herr Doktor — —

Herbst: Ja, das ist wahr, da fehlt alles. — Und aufgeräumt mag die Frau unter den Beuteln des alten Schwiegervaters ein wenig haben; das will ich glauben.

Specht: Ein wenig? Hehehe!

Herbst: Aber wenn nur noch etwas, auch nur noch ganz wenig da ist, ein kleines, unbedeutendes Restchen; — solche Menschen, die einmal in der Jugend nicht rechnen gelernt haben, sind wie vom Bö-

sen besessen. Sie haben nicht eher Ruhe noch Rast, als bis sie Alles, schlechterdings Alles, auch den letzten Pfennig, durchgebracht haben. Erst müssen die Gerichtssiegel an Kisten und Kasten kleben, eher ist kein Aufhörens bei ihnen.

Specht: Ja das kann auch hier noch so kommen. Ich widerspreche keinen Augenblick, mein Herr Doctor. (Stark setzt sich indessen in Rücken Spechts auf seinen Sorgenstuhl.)

Herbst: Eins wüßt' ich nur für mein Leben gern: nicht, wer von beiden Theilen allein und ausschließend — denn daß beide nicht viel getaugt haben, ist mir gewiß —; aber wer wohl so am meisten und vorzüglich an dem ewigen Schmausen und Tanzen und Tollen in dem Hause Schuld gewesen ist: ob die Frau oder der Mann?

Specht: Die Frau! die Frau, mein lieber Herr Doctor.

Herbst: Doch! — Sie sind freilich der nächste Nachbar; sie können das wissen.

Specht: So wie die Frau nur den Fuß ins Haus setzte, ging's los.

Herbst: Ja, das sagt man. — Aber ich habe neulich ein paar recht wackre Männer über die Frage streiten hören, und da meinte der eine: dieser Umstand beweise wenig, beweise nichts; es sey ganz und gar nicht die Frau, sondern — was ich nun freilich für übertrieben halte — einzig und allein der Mann gewesen, der allen den Unfug getrieben.

Specht: Ach! wer das auch mag gesagt haben, mein liebwerthester Herr Doctor, — mit aller Hochachtung von ihm gesprochen —

Stark: Nehm' Er sich in Acht! Red' Er nicht allzuviel!

Specht: Wie so! wie so, mein bester Herr Pathe! Ich hatte nichts Böses im Sinne. — Die Frau ist von Ansehn recht artig, und ich möchte fast sagen, schön — was ich mich zwar zu Hause bei Leibe nicht dürfte merken lassen, und da, meinte ich, könnte einer der jungen Herren, die immer um sie herum waren — —

Stark: Sich in sie vergafft haben? jaja! Und so einer will denn nichts auf sie kommen lassen; das ist begreiflich. — Ich selbst kenne einen sonst braven Mann, der sich ihrer genaueren Bekanntschaft rühmt, und eben der — —

Specht: Der wird's seyn! Der wird's seyn! Ganz gewiß! (Alle lachen). — Hehehe! Man ist doch nirgends in der Welt so froh, als bei dem liebwerthesten Herrn Pathen.

Herbst: Aber nun einmal im Ernst, lieber Herr Specht! Daß Sie keinen Grund zu Ihrer Behauptung haben sollten, läßt sich von einem so vernünftigen Mann, wie Sie, nicht wohl denken. Vermuthlich hat einmal je in einem vertraulichen Abendstündchen der selige Lof Ihnen geklagt, daß er mit dem Wildfang von Frau gar nicht fertig zu werden, sie gar nicht zu bändigen wisse!

Specht: Geklagt, mein Herr Doctor? Mir? In einem vertraulichen Abendstündchen?

Herbst: So vor der Thüre, mein' ich; bei einem Pfeifchen. — Da schwatzen ja Nachbarn wohl eins zusammen.

Specht: Ach mein Gott, lieber Herr Doctor! Wo denken Sie hin? So ein vollwichtiger Mann bei der Börse, so ein angesehener Kaufherr; der sollte sich gegen mich kleinen Anfänger so herablassen, so erniedrigt haben? — Nein, da ist nur unser einziger Herr Stark, der gegen jedes Kind freundlich ist, und der auch den kleinsten Bürger etwas gelten läßt; den Ruhm hat er ganz allgemein.

Stark: Sehr verbunden!

Specht: Die andern Herren — es scheint ihnen schon zu viel, unser Einen nur ansehen zu sollen. Der höflichste, unterthänigste gute Morgen wird mit einem Wesen erwiedert, mit einer Miene — —

Herbst: Nun, dann merke ich schon — dann haben gewiß die Handlungsdiener oder Andere im Hause, die um die Sache Bescheid wußten, ein wenig geplaudert?

Specht: Die Handlungsdiener? — Ja, mein Gott, das sind nun vollends die rechten! Die sind wo möglich noch aufgeblasener als ihre Herren, oder wenigstens unerträglicher; denn mit allen ihren hohen Salairs — was sind sie denn? — „Diener!“ sagt meine Frau. „Unser Einer,“ sagt sie, „wenn er auch nur schmale Bissen ißt, schneidet sie doch von seinem eigenen Brote; aber ein solcher Miethling — keinem zu nah' gesprochen.

Herbst: Alles wahr! Alles schön, mein Herr Specht! Aber ich habe damit immer noch keine Antwort. — Sie wissen die Gesinnung der Frau und ihren Hang zum Verschwenden nicht durch den Mann, nicht durch Vertraute des Hauses; nun woher denn sonst? — muß ich Sie fragen.

Stark (bitter und spöttisch): Durch Ohrenbeichte! Die Lyk ist heimlich katholisch, und dieser Specht ist ihr Pater.

Specht: Ach um Gottes willen! wenn das der Herr Hauptpastor hörte! Oder gar meine Frau! — Ich ein Pater? — Nein, mein Herr Doctor, was ich weiß, das weiß ich aus sehr erlaubter und sehr zuverlässiger Quelle.

Herbst: Nun? Darf man denn nicht erfahren? —

Specht: Kaum daß ich Herrn Stark von der tollen Wirthschaft im lykischen Hause die erste Nachricht brachte, so rief der Herr Pathe sogleich: das kommt von der Frau her! Das ist die neue Modewirthschaft der Weiber! Da geht nun wieder einmal unter Tanzen und Frohlocken ein Haus, und ein so herrliches Haus, zu Grunde! — Und als ich das bei Tische wieder erzählte, sagte meine Frau augenblicklich: „er hat Recht, der Herr Pathe! er hat ganz Recht!“

Herbst: Ja so — allerliebst! — Und da schoben Sie denn nachher jede ähnliche Ausschweifung ganz getrost der Frau auf den Hals?

Specht: Lieber Gott! Wie denn anders? Meinem Herrn Pathen muß ich doch glauben; denn der hat Erfahrung — o! der kennt die Welt; der weiß Alles.

Stark (aufstehend): Ist Er toll?

Specht: Liebster, bester Herr Pathe —

Herbst: Wahrlich! das wird lustig. Sie, mein lieber Vater, haben die Sache von Herrn Specht, und Herr Specht hat die Sache von Ihnen.

Stark: Ach! Er ist mit allen seinen Höflichkeiten und Reverenzen — (geht ab).

Herbst: Sie sehen den Lohn der Welt! Das ist nun der Dank für alle Ihre mühsamen Gänge und Ihre gegebenen Nachrichten!

Specht: Mein Herr Doctor! (die Augen gen Himmel drehend) Wenn ich nicht so unschuldig bin, wie ein neugebohrnes Kind — —

Herbst: O das sind Sie! Das will ich Ihnen bezeugen.

Specht: Wenn nicht der Herr Pathe Alles, Wort für Wort, so gesagt hat, wie ich's da wieder sagte — (die Hand auf die Brust legend).

Herbst: Keine Schwüre, Herr Specht! Ich glaube Ihnen, eben um Ihrer Unschuld willen. Mein Schwiegervater hat Alles gesagt, was Sie ihn sagen ließen, vielleicht noch mehr; aber wissen Sie auch warum? — Weil eben damals zwei nicht unansehnliche Häuser gebrochen waren, und zwar, wie die ganze Stadt wußte, durch Eitelkeit und Verschwendung von Weibern, die aber der Lyk so ähnlich sahen, wie die Sünde der Tugend. Das eine war eine verlaufene Engländerin, das andere eine Tänzerin aus der Oper. Narren von Männern hatten solche Weiber geheirathet. — Diese Vorfälle lagen dem alten Manne auf dem Herzen, und auch die Lyk war eine aus der Fremde hieher Gekommene, eine ihm völlig Unbekannte. — Was er zu Ihnen sprach, war nur als Frage zu nehmen, die Sie nicht so leichtsinnig und so beharrlich zum Nachtheil einer würdigen Frau — denn das konnte sie wenigstens seyn, und das ist sie — hätten beantworten sollen.

Specht: Aber ich wußte ja nicht, mein Herr Doctor — ich wußte so wenig als der Herr Stark —

Herbst: So wußten Sie doch dies, daß Sie nichts wußten. — Und eben dies, mein Herr Specht, war die Wahrheit, die Sie als ehrlicher Mann hätten bekennen müssen.

Specht: Ach mein Gott, lieber Herr Doctor! Da hätt' ich ja doch widersprochen.

Herbst: Nun? Und wenn Sie nun widersprachen?

Specht: So einem Manne? so einem Herrn? In alle Ewigkeit nicht!

Herbst: Wahrheit, Herr Specht — merken Sie sich das für die Zukunft! — Wahrheit, nach Ihrer besten Erkenntniß, sind Sie nicht bloß Ihrer Ehre, sondern auch Ihrer Glückseligkeit schuldig. Eben mit ihr fahren Sie sicher am besten. — Die Art, wie man die Wahrheit sagt, macht den Unterschied; sonst sagt man sie dem Könige wie dem Bettler.

Specht: Ach, mein Herr Doctor! Wenn Sie doch nur wären wie ich!

Herbst: Sie sind sehr gütig.

Specht: Da sitzt man und sorgt und grübelt, und hat Frau und Kind auf dem Halse, und weiß oft vor Angst nicht, wo aus, wo ein; und wenn man denn da in so ein Haus kommt, und alle die großen Kisten sieht, und die ungeheuren Ballen mit Waaren, und das Gerenne und Getreibe der Leute, und die Frachtwagen, die ab- und die aufgeladen werden, und das ganze volle Dutzend Pferde davor: — ach, Herr Doctor! es wandelt einen eine Ehrfurcht an, ein Respect! — wo, um Gottes willen! nähme man da den Muth her, auch nur zu muchsen? —

Scene aus der Posse: die schlaue Wittwe oder die Temperamente

(v. Kotzebue, russ. Etatsrath, ermordet in Mannheim 1819 v. Carl Sand).

Herr von Kuhwackel. Frau von Rosenhof.

(Der dicke Herr v. Kuhwackel, von zwei Bedienten geführt. Ein andrer trägt ihm einen Sessel nach, auf welchen er sich sogleich niederläßt. Die Bedienten stehen um ihn her. Einer wedelt ihm die Fliegen ab. Seine Arme hängen schlaff herunter).

Fr. v. R.: Guten Morgen, mein Herr! Sie sind heute sehr früh aufgestanden.

H. v. K.: Ja wohl früh, gnädige Frau! Die Wachparade zieht vor meinem Fenster vorbei, und da weckt mich das verdammte Trommeln! — Hans! man schiebe mich etwas höher herauf! (Die Bedienten thun es). Haben Sie mein Billet erhalten?

Fr. v. R.: Erhalten und gelesen.

H. v. K.: Alles, was ich darin melden thue, hab' ich 50 Jahre lang wohl überlegt.

Fr. v. R.: Eine löbliche Vorsicht!

H. v. K.: Ganz recht. — Peter! gieb mir eine Prise Taback! (Der Bediente nimmt ihm die Dose aus der Tasche, und präsentirt sie ihm offen).

Ich habe die Ehre, Denenselben zu wiederholen, daß bei mir vorzüglich auf Bequemlichkeit und Gemächlichkeit gesehen wird. Ruhe ist das einzige wahre Glück auf der Welt, und so oft ich zu Hause meinen alten großen Ofen betrachte, kann ich nicht umhin, ihn zu beneiden, weil er schon seit 40 Jahren so ruhig auf Einer Stelle steht. Ein Stuhl oder ein Tisch möchte ich schon nicht so gern seyn als ein Ofen. — Niklas! halt die Hand vor! (Der Bediente hält ihm die Hand vor den Mund, und er gähnt). Ich will daher kürzlich recapituliren, was Hochdieselben im heiligen Ehestande von mir zu erwarten haben: des Morgens schlafen wir bis 10 Uhr. — Dann sitzen wir, und trinken Chocolade. — Dann sitzen wir und essen. — Dann machen wir noch ein Schläfchen. — Dann sitzen wir, und spielen Piquet. — Dann sitzen wir, und trinken Thee. — Dann schlummern wir ein wenig. — Dann sitzen wir, und speisen zu Nacht. — Dann liegen wir und schlafen. So habe ich bereits einige und funfzig Jahre in der Welt gelebt, und hoffe, alt dabei zu werden. Sind Sie nun entschlossen, dieses sanfte Hinwallen mit mir zu theilen, so sprechen Sie ein deutliches und langsames Ja.

Fr. v. R.: Sie wissen, Herr von Kuhwackel, daß zu einer glücklichen Ehe vor allen Dingen Liebe erforderlich ist.

H. v. K.: Nein, meine Gnädigste, das thue ich nicht wissen.

Fr. v. R.: Darin bin ich eigensinnig. Zuerst möchte ich erfahren, ob Sie mich wirklich lieben.

H. v. K.: Ob ich Sie lieben thue? — Hans! halt' die Hand vor! (er gähnt). Ich bete Sie an. Aber begehren Sie nur nicht, daß ich auf die Knie fallen soll; das wird mir sauer.

Fr. v. R.: Bemühen Sie sich nicht. Unter uns, Herr v. Kuhwackel, Ihre Lebensart mag recht gut seyn; aber sie scheint mir doch ein wenig langweilig.

H. v. K.: Langweilig? Haben Sie denn nicht gehört, daß ich Piquet spiele?

Fr. v. R.: Man kann doch nicht den ganzen Tag Piquet spielen.

H. v. K.: Warum denn nicht? — Zuweilen mach' ich mir auch wohl eine Motion mit Garnabwinden. Oder wir schlagen mit einander Fliegen todt; das garstige Geschmeiß stört mich ohnehin oft genug im süßen Schlummer.

Fr. v. R.: Das wäre freilich eine angenehme Abwechselung. Aber ehe ich mich entschließe, fordere ich eine überzeugende Probe Ihrer Liebe.

H. v. K.: Thun Sie fordern, gnädige Frau; thun Sie das Stärkste fordern. Soll ich eine Stunde später schlafen gehn? — Ach Gott! auch das!

Fr. v. R.: Nein; es ist nur eine Kleinigkeit. Ich liebe das Tanzen sehr, und fordre, daß Sie aus Gefälligkeit für mich tanzen lernen.

H. v. K.: Tanzen? Gott bewahre! Das wäre mein Tod.

Fr. v. R.: So kann aus unsrer Verbindung nichts werden.

H. v. K.: Aber, gnädige Frau —

Fr. v. R.: Aber, gnädiger Herr, was kann ich denn von einem Manne erwarten, der mir zu Liebe nicht einmal die Füße bewegen will? Kurz, entweder Sie tanzen, oder Sie thun sich nach einer andern Frau umsehen.

H. v. K.: Könnten denn nicht meine Leute für mich tanzen?

Fr. v. R.: Sind Sie von Sinnen? Soll ich etwa mit einem ihrer Bedienten walzen?

H. v. K.: Walzen? — Ach Gott!

Fr. v. R.: Entschließen Sie sich.

H. v. K.: Eine Menuet will ich versuchen.

Fr. v. R.: Da kommt eben mein Tanzmeister; Sie können sogleich den Anfang machen.

H. v. K.: Peter! wisch' mir den Angstschweiß von der Stirne.

Georg, der Bediente der Frau von Rosenhof, als Tanzmeister. Die Vorigen.

Fr. v. R.: Sie kommen eben recht, mein Herr. Sie finden hier einen Schüler, der vor Begierde brennt, Ihre Kunst zu erlernen.

H. v. K.: Schwitzt — wollen Sie sagen.

Georg: Ohne Ruhm zu melden, ich habe diese Distinction verdient. Ich bin Monsieur Monbopon, und komme eben aus Paris. Vestris und Gardel haben mich aus Neid vertrieben, weil ich einen Revolutionstanz erfunden, der mir 200,000 Franks eingetragen hat.

H. v. K.: 200,000 Franks für eine läppische Kunst?

G.: Was, mein Herr? Wie, mein Herr? Eine läppische Kunst? Die älteste Kunst in der Welt? von Königen und Fürsten ausgeübt? König David tanzte schon vor der Bundeslade. Bei Xenophons Gastmahle wurde getanzt, und Sokrates lernte tanzen von der schönen Aspasia. Ludwig XIV. tanzte ein Ballet. Der Orden vom blauen Hosenbande wurde tanzend gestiftet. Kurz, Alles tanzt! Die Sphären tanzen und musiciren, und selbst die Sonne tanzt am ersten Ostertage.

H. v. K.: Nun laß sie tanzen in Gottesnamen! wenn ich nur nicht mittanzen soll.

G.: Sie sollen mittanzen, mein Herr; Sie sollen und müssen mittanzen; denn Sie sind ein Cavalier. Das Wort Cavalier bedeutet einen Tänzer, und kommt her von Kabal oder Kabala, weil man das Tanzen ehemals für eine Art von Hexerei hielt.

Fr. v. R. (Lachend): Also lustig, mein Herr Cavalier!

H. v. K.: Ach! wenn es denn durchaus seyn muß. — Hans! Peter! Niklas! helft mir auf die Beine! (Die Bedienten stellen ihn hin).

G.: Mit welchem Tanz befehlen Sie den Anfang zu machen?

H. v. K.: Mit einer Polonoise. Da geht es noch am vernünftigsten zu.

G.: Eh bien! commençons! (Er ergreift Kuhwackel bei der Hand, trallert eine Polonoise, und tanzt mit ihm. K. watschelt schwerfällig herum, und keucht unter der Last seines Fettes).

Fr. v. R.: Das ist ein langweiliger Tanz. Einen Walzer, Msr. Monbopon! Einen raschen Walzer!

G.: Zu Ihrem Befehle, Madame. (Er faßt K. um den Leib, singt, und walzt mit ihm).

H. v. K.: Ai! Ai! — ich kann nicht mehr! — Gnade! — Barmherzigkeit! — Ich sterbe! — (Er plumpt athemlos auf seinen Sessel).

Fr. v. R.: Geduld, H. v. Kuhwackel! es wird schon besser gehen, wenn Sie fein alle Tage solch eine kleine Uebung vornehmen.

H. v. K.: Alle Tage?

Fr. v. R.: Ich denke, wir engagiren den Msr. Monbopon vorläufig auf zwei Monate?

H. v. K.: Damit ich in der ersten Woche zu Grabe tanze? — Nein, gnädige Frau, ich bin Ihr unterthänigster Diener. — Essen, Trinken, Schlafen, Piquet spielen und allenfalls Fliegen todt schlagen: das sind vernünftige Ergötzlichkeiten. Wenn Sie aber tanzen wollen, so heirathen Sie meinetwegen den Tanzmeister. — Ich bin so matt — so echauffirt — ich werde mich zu Bette legen. (Zu den Bedienten, indem er sich mit ihrer Hülfe erhebt). Und daß sich Keiner unterstehe, mich vor morgen Mittag aufzuwecken! (Er watschelt ab) Ihr Knecht, Madame! — Adieu, Msr. Teufelsbopon! (ab.)

3. Das Schauspiel.

Das Schauspiel steht zwischen dem Trauerspiele und dem Lustspiele. Mit dem ersteren hat es das gemein, daß der Held des Stücks im Kampfe mit mannigfachen widrigen Verhältnissen erscheint, und daß die Haltung des Ganzen ernst ist. Aber die unangenehmen Verhältnisse, gegen die er ankämpft, werden nicht durch das Schicksal, sondern durch seine eigenen oder durch die Leidenschaften Andrer herbeigeführt. Ferner unterliegt der Held nicht, sondern die Handlung nimmt einen glücklichen Ausgang. Diese Entscheidung kommt aber erst ganz zuletzt, damit der Zuschauer während der ganzen Vorstellung zwischen Hoffnung und Besorgniß für den Helden schwankend erhalten werde. Endlich ist der Stoff in der Regel dem häuslichen oder bürgerlichen

Leben entnommen. Dem Lustspiele nähert sich also das Schauspiel theils durch seinen glücklichen Ausgang, theils durch seinen Stoff, theils endlich durch seine Sprache. Denn diese ist die des höheren Lustspiels. Die meisten Scenen sind zwar ernst, doch schließt das nicht auch heitere, selbst lustige Scenen aus. Das Schauspiel mahnt uns mehr als das Trauer- und Lustspiel an das wirkliche menschliche Leben, wo auch heitere und ernste Vorfälle abzuwechseln pflegen. Nicht leicht wird es einem Schauspiele auch an rührenden Auftritten fehlen; doch muß man ja nicht die Absicht des Dichters, rühren zu wollen, zu deutlich wahrnehmen, weil er sonst seinen Zweck verfehlen würde.

Eine Scene aus dem Edelknaben
(von Engel).

(Der Fürst ist früh erwacht, hat nach dem Pagen geklingelt, diesen aber im tiefen Schlaf gefunden. Er weckt ihn auf, und bemerkt leicht, daß der Knabe noch zu klein sey, um ihm zu dienen. Er will ihn der Mutter zurückschicken, erfährt aber durch einen Brief, den er dem Kleinen im Schlafe aus der Tasche zieht, daß dessen Vater todt, seine Mutter sehr arm sey, daß sich Mutter und Kind innigst lieben, und daß der Knabe den großen Wunsch habe, eine Uhr zu besitzen. Er entschließt sich nun, sich des Kleinen anzunehmen, schenkt ihm 12 Ducaten zu einer Uhr, und befiehlt, daß die Mutter gerufen werde. Die Mutter kommt, trifft zuerst auf den Sohn, der ihr das Geld zeigt und geben will, und zweifelt, daß er es vom Fürsten wirklich erhalten habe.)

Frau v. Detmund. Der Edelknabe. Der Fürst (eintretend).

D. E. (dem Fürsten mit ausgestrecktem Finger entgegen): Nicht wahr, gnädigster Herr? Sie haben mir zwölf Ducaten zu einer Uhr geschenkt?

D. F. (lächelnd): Das hab' ich, Kleiner.

D. E.: Sie haben mir gesagt, daß ich die Uhr nicht nöthig hätte?

D. F.: Ja wohl! das habe ich gesagt.

D. E. (schnell herum): Nun, Mutter? Nun?

Fr. v. D. (verlegen): Mein Kind — O verzeihen Ihro Durchlaucht! Verzeihen Sie der Einfalt eines Kindes, das der Ehrerbietung vergißt!

D. F.: Verzeihen, Madame? — Diese Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieser Einfalt mit allen Menschen leben. Sie ist so sehr in der Natur! — Immer sprich, Kleiner! Was war's? Wollte dir deine Mutter vielleicht nicht glauben?

D. E. (halb ärgerlich): Nein, gnädigster Herr! Erst wollte sie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

D. F.: Was hör' ich? Nicht nehmen? — Also hast du wohl gar

mein Geschenk so verachtet, es wieder wegzuschenken? Ich will nicht hoffen!

D. E. (betreten): Gnädigster Herr?

D. F.: In der That, das würde mir wenig Lust machen, dir mehr zu schenken. — Nur gleich bekannt! Hast du's gethan?

D. E.: Sie ist so arm, gnädigster Herr!

D. F.: Du guter Knabe! — Und also hast du deinen einzigen Wunsch, deine liebste Begierde aufgeopfert, um deiner Mutter zu helfen? — O wahrhaftig! Dann wäre es Jammer, wenn du deine Uhr solltest verloren haben. (Indem er seine Uhr hervorzieht) Aber sieh! und wenn ich nur diese einzige hätte; — um deine Zärtlichkeit zu belohnen — (er giebt sie ihm) du solltest sie dennoch haben!

D. E. (freudig zugreifend): Ach, gnädigster Herr! — Ist sie im Gange?

D. F.: Sey ruhig! In vollem Gange. (Indem der Knabe zu seiner Mutter läuft, sie ihr zu zeigen) Aber wenn man's bedenkt: ist es nicht schlimm in der Welt? Die meisten Reichthümer werden von Schwelgern besessen, die sie verschwenden, oder von Geizhälsen, die sie einschließen. Männer wie du sollten reicher seyn; da würde die Welt sich besser stehen. — Und was hindert mich denn, dich reicher zu machen? — Komm! Stecke die Uhr ein! Geschwind! — Und weil du so gut mit dem Wenigen umgingst — (ihm eine Börse gebend) da nimm! Da sind für zwölf Ducaten ihrer hundert.

D. E. (ihn erstaunt ansehend): Ach, gnädigster Herr!

D. F.: Du bedenkst dich? So nimm doch!

D. E.: Beutel und alles? (Im Begriff es zurückzugeben) Das ist ja wirklich zu viel!

D. F.: Wenn's für dich wäre! Schon recht! — Aber ich gab es dir, daß du es anlegen solltest, und wer meinst du wohl, der es brauchen könnte?

D. E.: Brauchen? — (Vom Fürsten auf seine Mutter, und dann wieder auf den Fürsten sehend): Da, liebe Mutter!

Fr. v. D.: Ihro Durchlaucht —

D. F.: Keine Danksagung, Madame! Sie werden finden, daß es sehr wenig ist, und daß ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. Aber (die Hand gegen den Edelknaben) Sie sehen schon, ohne daß man es Ihnen sagt — das Kind ist viel zu schwach für mich, viel zu klein. Er ist in einem Alter, in dem man Andern noch keine Dienste leisten kann, in dem man selbst ihrer noch braucht, und kurz, — Sie werden ihn ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff' ich. — — Sie schweigen?

Fr. v. D. (vor sich niedersehend): Ich habe Unrecht, Ihro Durchlaucht, —

D. F.: Wie so? Worin?

Fr. v. D.: Ich habe Unrecht — daß ich mich meiner Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe. — Aber ich will mich ihrer nicht schämen. Ich will sie frei in der Gegenwart meines Fürsten bekennen. (Ihm näher tretend und in die Augen sehend) Ja, Ihro Durchlaucht: ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe schon längst für die Zukunft gesorgt; nur zu bald werd' ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu sorgen, und wenn dann mein größter Kummer zurückkehrt, — wenn Ew. Durchlaucht dieses unmündige, unerzogene Kind verstoßen — (sie will ihre Thränen zurückhalten), dessen Vater zu früh starb — O verzeihen Sie meiner Schwachheit!

D. E.: Sie weint! (des Fürsten Hand wehmüthig ergreifend) — Gnädigster Herr!

D. F.: Nun wenn auch du kommst — — Was ist's?

D. E.: Sie werden mich doch nicht verstoßen? —

D. F.: Nicht? Meinst du nicht? — Nun wohlan denn! Um deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame — (verstellt.) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn seine Sitten, wenn seine Unschuld — Doch nein! Das wird so bald keine Gefahr haben.

Fr. v. D.: Seine Unschuld, Ihro Durchlaucht?

D. F.: Nein, nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Lassen Sie's gut seyn, Madame.

Fr. v. D. (verlegen): Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — Dürft' ich wohl um die Gnade einer Erklärung bitten?

D. F.: Ich wollte nur sagen, Madame, — ich bin schon längst mit meinen Edelknaben sehr unzufrieden; ich finde, daß sie der Auswurf des jungen Adels sind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt, und vielleicht — vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beispiel — doch Sie sehen, das ist ein bloßes Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wirs wagen.

Fr. v. D. (heftig des Kindes Hand ergreifend): Nein, gnädigster Herr!

D. F. (Wie beleidigt): Nicht? — Wie Sie meinen, Madame.

Fr. v. D.: Das Herz meines Kindes ist mir zu wichtig. Ich zittre vor der Gefahr, worein ich es hätte stürzen können.

D. F.: Aber bedenken Sie doch —

Fr. v. D.: Ich darf nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ich's nur rette, ob ich es nackend rette! —

D. F.: Ohne Vermögen, ohne Unterricht, ohne Erziehung! — Wie soll das werden? Was soll herauskommen, Madame?

Fr. v. D.: Was Gott will! Mir soll es gleich seyn. — Kann er seinen Stand nicht behaupten, so mag er das Land bauen, und mag in Armuth sterben!

D. F.: Das heißt edel gedacht! Ich sehe, Madame, Sie verdienen alles, was ich nur für Sie thun kann. — Wie soll ich Ihre Umstände verbessern? Reden Sie! Fordern Sie! Es ist Ihr Freund, der vor Ihnen steht.

Fr. v. D.: Ihro Durchlaucht — —

D. F.: Sagen Sie mir vor allen Dingen: wie ist der Zustand Ihres Vermögens? — Ihr Gut?

Fr. v. D.: Ist durchaus nicht zu retten.

D. F.: So groß ist die Schuld? — Aber Sie haben Prozesse, wie man mir sagt. Geben denn die keine Hoffnung?

Fr. v. D.: Keine, gnädigster Herr! — außer dem einen, den ich wegen einer geringen Erbschaft führe. Mein Recht darauf ist unstreitig; nur der Reichthum andrer Verwandten kämpft noch mit meinem Rechte. — Eben war ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; — es hat sich zerschlagen!

D. F.: Desto besser für Sie. So müssen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Rechte kommen. Ich hafte dafür. — Nehmen Sie überdies noch hundert Louisd'or zum Jahrgelde an. Das wird Sie, hoffe ich, über alle Bedürfnisse hinaussetzen.

Fr. v. D. (sich niederwerfend): So viele Gnade — — Kann ich sie je — —

D. F. (hält sie zurück): Was soll das? Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes schuldig bin, dessen Wittwe Sie sind; als was ich für Jeden thun würde, dessen Verdienste ich so wie die Ihrigen schätzte. — Sagen Sie mir: würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurückzunehmen?

Fr. v. D.: Wie könnt' ich, Ihro Durchlaucht?

D. F.: Und du, Kleiner? — Gingst du wohl gern mit deiner Mutter? —

D. E. (die Uhr in der Hand): Mit meiner Mutter? — O ja!

D. F.: Aber ich weiß doch, du liebst mich. Du bliebst wohl gern auch hier bei mir?

D. E.: Sehr gern, gnädigster Herr!

D. F.: Nun dann! — Wenn das ist — Schicke ich dich fort, so hätte ich dich doch immer verstoßen, und du hast mich so dringend gebeten, das nicht zu thun. Auch hat dich deine Mutter nun einmal in meine Arme geworfen. Ich muß denn schon auf Anstalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder, Madame! (Ab.)

(Der Knabe wurde auf Kosten des Fürsten der Aufsicht und Erziehung des Schuldirectors übergeben.)

4. Das Singspiel.

Das Singspiel ist darauf berechnet, daß die Handlung entweder durchgängig oder doch abwechselnd von Musik begleitet werde. Was also die Cantate unter den lyrischen Dichtungsarten ist, das ist das Singspiel in der dramatischen Poesie. Daher kommen auch in ihm eben so wie in der Cantate Arien, Arietten, Cavatinen, Duetts, Terzetts, Chöre u. s. w. vor. Wie in der Cantate muß sich die Musik nach den vorgetragenen Gefühlen richten; Dichter und Componist müssen Hand in Hand gehen.

Beim Trauer-, Lust- und Schauspiel soll der Zuschauer in die Täuschung versetzt werden, daß er für den Augenblick sich überrede, das, was auf dem Theater vorgeht, geschehe in der Wirklichkeit. Diese Täuschung wird nun beim Singspiele allerdings aufgehoben; denn in der Wirklichkeit pflegt man weder seine Gedanken und Gefühle abzusingen, noch werden sie da von der Musik begleitet, und so kann auch die lebhafteste Phantasie den Zuschauer nicht in die Täuschung einwiegen, daß das, was er vorgehen sieht, etwas anders als ein Kunstwerk sey. Allein auf der andern Seite wird der Genuß des Zuschauers dadurch erhöht, daß er nicht nur eine lebendige Handlung sieht, sondern daß auch zugleich die Tonkunst und die Malerkunst auf seine Sinne angenehm einwirken. Denn auch die Malerei wird in der Regel zu Hülfe genommen, um das Theater auf eine ausgezeichnete Weise zu schmücken. So wirkt also das Singspiel zugleich auf das Ohr, das Auge und die Phantasie des Zuschauers.

Das Singspiel zerfällt aber in drei einzelne Formen: 1. das Melodrama, 2. die Oper, und 3. die Operette.

a. Das Melodrama.

Das Melodrama ist ein solches dramatisches Gedicht, in welchem die Rede theils durch Musik begleitet, theils durch Musik unterbrochen wird, um den Zuschauer noch mehr in die Stimmung zu versetzen, welche der Dichter beabsichtigt. Genau genommen ist also das Melodrama kein Singspiel; denn es wird darin bloß gesprochen, nicht aber gesungen. Daher kom-

men auch keine Arien, Recitative, Chöre u. s. w. darin vor. Auch sind es selten mehr als zwei Personen, welche darin auftreten, wodurch allerdings eine gewisse Einförmigkeit entsteht. Schon aus dieser Ursache kann das Melodrama nur von geringem Umfange seyn.

b. Die Oper.

Dem Stoffe und der Haltung nach kann die Oper eben so wohl dem Trauerspiele wie dem Lust- und Schauspiele sich anschließen; denn sie kann eben so gut traurige, wie ernste und auch lustige Vorfälle darstellen. Man unterscheidet daher die ernsthafte (Opera seria) und die komische Oper (Opera buffa). In jener sieht man einen Helden mit mannigfachen Schwierigkeiten ringen; in dieser werden menschliche Thorheiten vorgestellt. In der eigentlichen Oper findet gar keine Rede statt; alles wird gesungen, und der Gesang von der Musik begleitet. So groß nun auch der Genuß ist, der durch eine von schöner und passender Musik begleiteten Darstellung hervorgebracht wird, so pflegt doch eben durch den reichen Genuß, der die Sinne und die Phantasie so sehr in Anspruch nimmt, zuletzt eine gewisse Ermüdung zu entstehen. Die Handlung wird durch die Musik und den Gesang mehr unterbrochen und gewissermaßen aus einander gezogen, so daß die Oper weniger als das Trauer-, Lust- und Schauspiel im Stande ist, die Charaktere ausführlich zu schildern und eine umfassende Handlung darzustellen.

c. Die Operette.

Die Operette ist eigentlich ein Lustspiel, in welches Arien, Duette und Chöre mit musikalischer Begleitung verwebt sind. Die handelnden Personen singen nicht, sondern sprechen alles das, was zur eigentlichen Handlung gehört, und nur erst dann, wenn das Gefühl lebhafter wird, tritt der Gesang ein. Alle früheren Operetten sind daher komischen Inhalts. Erst in neuerer Zeit haben die Operetten einen andern Charakter angenommen, indem man die italienischen und französischen Opern auf deutschen Boden verpflanzte, die Recitative in Dialoge verwandelte, und nur die Arien, Duette und Chöre mit musikalischer Begleitung singen ließ. Aber dadurch hat die Operette die leichte

Anmuth verloren, die sie nach ihrer ersten Bestimmung hat, und die Arien sind kunstvoller und die ganze Ausstattung überladener und ausgeschmückter geworden.

Hier eine Scene aus dem lustigen Schuster von Weiße (Kreissteuer-Einnehmer in Leipzig, gest. 1804), einer älteren Operette:

Jobsen Zeckel (ein Schuhflicker). Lene (seine Frau, setzt sich ans Spinnrad). Nickel (ein Schuhknecht, bringt ein Schurzfell voll alter Schuhe, von denen er allezeit ein Paar wieder verliert, wenn er ein Paar aufgehoben hat).

Nickel: Ich glaube, die Schuhe fangen an, wie dem Meister sein Geld davon zu laufen.

Jobsen: Raisonnire nicht! Ich laß es bloß zum Besten des Staats ruliren. — Mach' die Werkstatt zurecht! (Jobsen und Nickel machen die Werkstatt zurecht, und setzen sich an ihre Arbeit).

Lene (am Spinnrade):

Wie werden die Nachbarn nicht stutzen,
Wenn ich mich aufs neue kann putzen;
Sie wissen nicht, warum?
Denn sie sind dumm.
Und wenn sie mich fragen,
So werd' ich sagen:
I darum!

So pflegen's die Damen zu machen;
Sie weinen, um wieder zu lachen,
Und wer nicht weiß: warum?
Der heißt sie dumm.
Doch wollt ihr sie fragen,
Sie werden sagen:
I darum!

Jobsen (wirft Nickeln ein Paar Schuhe zu): Da flicke du des Magisters Schuhe. Er hat am Sonntage allen Respect vergessen, und mich nicht, wie den König der Schuhflicker, sondern wie den König der Faullenzer herunter gemacht, und ich schreie doch in der Kirche die Orgel und den Schulmeister mit sammt den Jungen taub. — Warte! die Schuhe gehören dem Junker Liebreich — die flicke ich. Er ist ein Landstand, und der Staat liegt mit auf ihm. Wenn er nun zerrissene Schuhe hätte, so möchte er vielleicht nicht fest stehn. Vielleicht kann er auch helfen, daß die Abgaben vom Leder aufgehoben werden. — Die Vornehmen müssen wissen, daß sie noch unter meine Hände gehören, wenn sie gleich thun, als wenn sie einen mit Füßen treten könnten.

Minister flicken am Staat;
Die Richter flicken am Rath;
Die Pfarrer an dem Gewissen;
Die Aerzt' an Händen und Füßen.
O Jobsen, was flickest denn du?
Du flickest an den Ministern,
An Richtern, Aerzten, Magistern —
Zerriss'ne Schuh'!

Aber bei meiner Treu! der Junker muß manchen Hasen- und Fuchsbalg verdient haben, ehe es mit seinen Schuhen so weit gekommen ist. Sie sehen doch so durchsichtig aus, als wenn im Türkenkriege eine Kanonenkugel durchgefahren wäre.

Sie flicken, und flicken oft schlecht!
Sie flicken, und flicken nicht recht,
Und reißen, wo sie noch flicken,
Das Gute wieder in Stücken.
O Jobsen! wie flickest denn du? —
Du flickest mit muthigen Händen
Die Schuh' von jeglichen Ständen —
Recht dichte zu.

Nickel: Meister! ich wollte, Ihr könntet auch den Magen zuflikken. Mich hungert erbärmlich! Sie werden mich bald im Dorfe für eure Laterne ansehen, so durchsichtig werde ich allmälig.

Jobsen: Desto besser für dich; so bist du nicht in Gefahr, Magendrücken zu bekommen. Wer viel ißt, schläft viel, und wer viel schläft, wird dumm, und Jobsen darf keinen dummen Schuhknecht haben.

Nickel: Meister, seid Ihr klug; ich will dumm bleiben; das eine schickt sich besser für euch als für mich.

Jobsen: Nun so will ich dich wenigstens unsterblich machen. Ich will dich lehren, von nichts leben.

Nickel: So bin ich wahrhaftig schon unsterblich, oder doch der Unsterblichkeit sehr nahe; denn ich lebe von wenig oder nichts. — Aber, Meister, ich will lieber sterblich seyn und essen, denn meinem Magen ist mit der Unsterblichkeit nichts gedient.

Jobsen: Du einfältiger Mensch! Ich will dir's monstrativisch beweisen. Nicht wahr? alle, die essen, müssen sterben; alle, die gestorben sind, haben gegessen; nun, folgt hieraus nicht, daß, wer nicht ißt, auch nicht stirbt? He?

Nickel: Närrisch genug! Aber wer kann denn dafür, wenn einen ein unsterblicher Hunger quält? Nein, nein! ich will lieber sterben und essen, bis ich einmal wieder von Würmern gefressen werde.

Jobsen: Du bist doch eine sehr gemeine Seele, Nickel! Jetzt könntest du auf einmal ein König werden.

Nickel: Ein König? Der Tausend!

Jobsen:

Ein Philosoph, ein großer Mann,
Sagt' einst, ich weiß nicht wo und wann:
Ein Weiser brauche wenig.
Ein andrer Mann von gleicher Art,
Mit grauem Kopf und weißem Bart,
Nennt nun den Weisen einen König.

Siehst du das ein, Einfaltspinsel? Der, welcher wenig ißt, ist ein Weiser; ein Weiser ist ein König; wenn du also gar nicht äßest, so könntest du — ein Kaiser werden.

Nickel: Ei Kaiser hin, Kaiser her! Ich wollte, daß das Geraisonire ein Ende hätte!

Jobsen: Nu, nu! Lene soll gleich ein Dutzend gebackene Aepfel kochen. — He, Lene! ist der Draht bald fertig? — Spinne, sag' ich, spinne!

Lene: Gleich, Zeckel!

Werd' ich erst Madame heißen,
Und aufs Neue vornehm seyn,
So mag sich Zeckel die Krause zerreißen,
Und: „Lene, spinn! Lene, spinn!“ heiser sich schrei'n.
Dann schickt sich Spiel, Singen und Tanzen für mich.
Pfui! Spinnen? Ja, das reimte sich!

Fünfter Abschnitt.

Gemischte Dichtungsarten.

Es giebt einige Dichtungsarten, die weder ganz in die Klasse der lyrischen, noch der didaktischen, noch der epischen, noch der dramatischen Poesie gesetzt werden können, sondern sich bald mehr der einen, bald der anderen nähern. Und doch sind sie unter sich so verschieden, daß sie nicht unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct gebracht werden können. Darum hat man für sie eine fünfte Klasse angenommen, die man die der gemischten Dichtungsarten nennt. Dahin gehören:

1. Die Idylle.
2. Die Epistel.
3. Der Dialog und Monolog.
4. Die Parodie und Travestie.
5. Das Sinngedicht und Epigramm.
6. Die Allegorie.
7. Die Vision.
8. Das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm.
9. Die Endreime.

1. Die Idylle.

Die Idylle stellt das goldene Weltalter dar, wo die Menschen sich herzlich liebten, unschuldig und zufrieden lebten, und ohne Sorgen in die Zukunft sahen. Da es ein solches Leben nicht giebt, so denkt es sich der Dichter. Er giebt den handelnden Personen die zartesten Empfindungen, die edelsten Grundsätze, die tiefste Ruhe des Gemüths, unberührt von den beengenden Formen der Convenienz. Daher wählt er die Personen nicht leicht aus den höheren Ständen, sondern aus denjenigen Verhältnissen, die der Natur näher stehen; er schildert das Le-

den der Hirten, der Jäger, der Fischer u. s. w. in seiner ganzen Harmlosigkeit. Die Idylle nähert sich theils der lyrischen, theils der epischen Poesie. (In wie fern?)

Die Form der Idylle kann sehr verschiedenartig seyn. Der Dichter kann erzählen, er kann die Personen aber auch selbst sprechen lassen; er kann sich der gebundenen oder der ungebundenen Rede bedienen.

Menalkas und Alexis
(von Sal. Geßner, Buchhändler in Zürich, gest. 1787).

Ein Greis war Menalkas; achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seinem Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt, und so den stillen Schlaf erwartet: so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer im Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne; und das lassen die Götter nicht ungesegnet.

Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes; oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichtchen der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süßester Zeitvertreib, gaukelten um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig seyn und nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischte er immer süß treffenden Unterricht. Er selbst macht' ihnen ihr Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen, — „mach' uns dies, mach' uns das," und hüpften mit frohem Gewühle um ihn her. Aus Schilf lehrt' er sie Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man die Schafe und die Ziegen zur Weide und von der Weide bläset: lehrte sie viele kleine Lieder; die Kleinen mußten sie singen, die Größern sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtchen; dann saßen sie aufmerksam am Boden oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis, sein Enkel, stand allein bei ihm. Ein schöner Jüngling: jetzt hatte er dreizehn

Frühlinge gesehen; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldenen Locken wallte sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, Andern Gutes zu thun, und dem, der in Noth ist, beizustehen; und daß kein Vergnügen dem gleiche, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat. „Die schöne aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsre Busen von Vergnügen; aber süßer, mein Sohn, süßer ist jene Freude noch.“ Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter. Mit Entzücken sah es der Greis: „du weinest, mein Sohn,“ so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm ins Gesicht; „aber gewiß nicht meine Reden allein können dies; in deinem Busen muß etwas seyn, das ihnen diese Stärke giebt.“

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. „Ach!“ sagt' er, „ich fühl' es, ich fühl' es ganz; nichts ist süßer, als Andern Gutes thun.“

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände, und sprach: „Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ichs, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte.“

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts. „Sind,“ so sprach er, „deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?“

„Ich sehe, mein Sohn,“ sagte Menalkas, „ich sehe, daß du mir etwas verhehlest, zum ersten Male vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sitzt.“

Alexis weinte und sprach: „O! so will ich dir Alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; drum will ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mir's so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freude unsers Lebens ist.“

„Eins unsrer Schafe hatte sich verirrt. Ich sucht' es im Gebirge; und ich hörte im Gebirg' eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter, und legte sie auf den dürren Boden hin. „Weiter,“ so sprach er, „vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen; und kein Baum, keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach Götter, um mich her sehe ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter mögen meine schwankenden Kniee nicht. Doch ihr Götter! ich murre nicht; denn immer habt ihr geholfen!“ So sagt' er, und kraftlos legte er sich auf seine Bürde hin.“

„Von ihm nicht gesehen, lief ich da, so schnell ich konnte, zu unsrer

Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine größeste Flasche voll Milch, und so schnell ich konnte, lief ich ins Gebirge zurück, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn, und die Flasche voll Milch, und still schlich ich mich ins Gebüsch zurück."

„Aber bald, da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin und sprach: „Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ich's versuchen, dich weiter zu schleppen: hast du doch so sanft mir zum Pfühl gedient! Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt.""

„Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben; da erblickt' er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. „Götter, was seh' ich?" so rief er. „Ach, mir Hungrigen träumet von Speise; und wenn ich erwache, so ist nichts mehr da! doch nein, Götter! ich wache, ich wache." — Jetzt langt' er nach den Früchten. „Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? das Erste aus dieser Flasche gieße ich dir aus, und diese beiden, die größesten dieser Früchte, weih' ich dir! Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt!" So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. „Oder," so sagt' er, „haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen herbeigeführt, und warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? Segnet ihn, ihr Götter: Segnet den Redlichen, die Seinen; segnet, o segnet Alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm' ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen.""

„Jetzt ging er; o! ich weinte vor Freude! Aber ich lief durchs Gebüsch den Weg ihm vor, und setzte mich an einen Bord hin, wo er vorbei mußte. Er kam, er grüßte mich und sprach: „Hör, mein Sohn, sage, hast du niemanden auf diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte?" — „Nein, niemand habe ich in diesem Gebüsche gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte." „Aber sage mir," so fragt' ich, „wie kommst du in diese Wildniß? Uebel hast du dich gewiß verirrt; denn hier führt keine Straße." — „Uebel," so erwiedert' er, „übel hab' ich mich verirrt, mein Sohn; und hätte nicht eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger oder vor Durst im Gebirge gestorben." — „So

laß mich nun den Weg dir weisen; gieb deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter.‟‟

„Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir; und so führt' ich ihn auf die Straße. Und sieh'! das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen macht. Gering und mühelos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn's mir zu Sinne kommt, wie sanfter Sonnenschein. O! wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!‟

Und der Greis umarmte den schönen Knaben voll der süßesten Freude. „O,‟ so sprach er, „froh und ruhig geh' ich ins Grab; lass' ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück!‟

2. Die Epistel.

In dem prosaischen Briefe spricht sich der Schreiber desselben gegen eine abwesende Person über Dinge aus, welche zunächst nur sie beide angehen. Er ist nur für den Empfänger berechnet, also ganz speciell; die darin berührten Gegenstände und Verhältnisse brauchen nur ihnen beiden bekannt zu seyn. Anders verhält es sich mit dem poetischen Briefe oder der Epistel. Sie ist nicht bloß für den, an welchen sie gerichtet ist, bestimmt, sondern für jeden, der sie lesen will. Darum muß sie solche Wahrheiten und Gefühle enthalten, die Jeden ansprechen, und darf nur solche Verhältnisse berühren, welche entweder Jedem bekannt sind, oder die doch Jeder aus dem Zusammenhange gleich kennen lernen kann. Oft ist die Epistel wirklich für eine gewisse Person bestimmt, und betrifft solche Verhältnisse, die zwischen ihr und dem Dichter statt finden; oft aber nimmt der Dichter auch nur eine solche Person an, um eine Gelegenheit zu haben, sich über gewisse Wahrheiten und Gefühle auszusprechen. Legt er gewisse Wahrheiten an den Tag, so ist die Epistel didaktisch; enthält sie mehr den Ausdruck von Gefühlen, so ist sie lyrisch; doch kann sie auch episch seyn, wenn er gewisse Ereignisse erzählt. (Von welcher Art ist die nachstehende?)

Epistel an meinen Fritz

(von v. Göckingk, Geh. Oberfinanzrath in Berlin, gest. in Deutsch-Wartenberg in Schlesien 1828).

(An seinem Geburtstage.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dies jetzt schreiben, liebes Kind!
Wenn du dereinst das Blatt wirst lesen;
Vielleicht daß schon der Abendwind
Mit dem Vergißmeinnicht und Veilchen
Auf meines Grabes Hügel spielt,
Wann erst dein Herz das volle Leben fühlt! —
Dann, guter Junge, setz' ein Weilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,
Und denke, daß mein Leib in Millionentheilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und ist's erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt — o, so umschweb' ich dich,
Wenn du dies Blatt gerührt wirst lesen,
Und nicht erröthen darfst, daß heut' dein Vater sich
Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Eremit gewesen!

Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut' dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrot halb nach dem Käfig trug,
Und wahrlich war's kaum ganz für dich genug.
Du wirst es längst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt', daß sie den kleinen Schwaben
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir, trotz dem Kuchen, brach,
Als deine Base scherzend sprach:
„Du sollst mein Erbe seyn, wenn sie mich einst begraben."
Ich schrieb dies auf, nicht, Kind, um dich zu preisen;
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur,
Und deine Eltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen.
Doch könntest du dereinst dies Herz,
Und, ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen,

Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber sollst die Schande doppelt fühlen;
Denn wisse, daß dein Vater selten Wein
Nur trank, zum Reitpferd seine Füße,
Und seine Hände zum Lakay'n
Gern für sich machte, selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß Deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen, statt der Perlen, schmückte,
Sich oft dem Schlaf', so vest er hielt, entriß,
Zu halben Tagen zwischen ihren Knieen
Dich horchend stehen hatt', und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erziehen.

Erfüllst du diese Hoffnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen;
Denn sollt' auch schon mein Mund im Grabe schweigen,
So schweiget doch vielleicht nicht mein Gedicht.
Sohn! werde, was du willst, im Staat!
Sey seines Schutzes werth durch deinen Rath,
Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel;
Nur werd' ein Biedermann, o Sohn!
Und bist du dies, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst; denn, Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Bist du nur dies, so wirst du Freunde finden,
Wie überall sie noch dein Vater fand,
Und o! vielleicht wird eines Mädchens Hand,
Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir verbinden.
Erfülle dies: denn, sieh'! zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o! fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn!
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen sehn;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze gehn.

Wird endlich dann der Schlaf dir Händ' und Füße lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild sehn;
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette nehmen,
Worin die schönen Pferde stehn.

3. Der Dialog und der Monolog.

Beide, der Dialog und der Monolog, kommen zwar in jedem dramatischen Gedichte vor; aber nicht allein hier; sie können auch selbständig erscheinen, und dann bald der lyrischen, bald der didaktischen, bald der epischen Poesie angehören, je nachdem der Dichter Gefühle, oder Wahrheiten, oder Begebenheiten dadurch vorträgt. Aber nicht jedes Selbstgespräch (Monolog) und nicht jede Unterredung zwischen mehreren Personen (Dialog) ist Poesie; auch die alltäglichsten Dinge können darin vorgetragen werden, und dann gehören beide der Prosa an. Hier ist nur von den Monologen und Dialogen die Rede, welche über das Alltägliche erhabene Wahrheiten, edle Gefühle oder allgemein ansprechende Thatsachen in einem poetischen Gewande vortragen.

Der Monolog kann nur da statt finden, wo das Herz von starken Gefühlen ergriffen ist. Nur dann fühlt sich der Mensch getrieben, durch Worte, auch wenn er allein ist, seinen Empfindungen Luft zu machen. Die gelungensten Monologe finden wir allerdings in dramatischen Gedichten; aber sie kommen auch sonst vor.

Monolog aus dem Schauspiel Wilhelm Tell

(von v. Schiller, Hofrath in Weimar, gest. 1805).

Tell (mit der Armbrust):

Durch diese hohle Gasse muß er*) kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.

---

*) Der Landvogt Geßler.

Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du; deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos — Das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet;
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt, in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feind's.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, aufs Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang zu dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz seyn sollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld; ich will sie zahlen!

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges; denn er zürnet —
Doch nicht um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Greuels straflos zu erfrechen.
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen!

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz! —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn. — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt. —

Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen:
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet; —
Denn hier ist keine Heimath. — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer belad'nen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern;
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft, — und meines ist der **Mord**! (Setzt sich.)

Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wand'rer findet auf den Bergen.
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach;
Am wilden Steg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert. —
Und doch an **euch** nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen; eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen! (Steht auf).
Ich laure auf ein edles Wild. — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut, —
Um ein armselig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis;
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

Mein ganzes Lebelang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen; — aber heute will ich

Den Meisterschuß thun, und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Dialog.

Das Kind im Walde und ich

(von Aug. Kuhn, Privatgelehrter und Doctor in Berlin, gest. 1830).

Wo willst du, Kindlein, hin im Wald?
Der Abend kommt, der Abend bald
Und dunkler Nächte Schweigen.
Des Vaters Hütte, die ist fern,
Und nirgendwo ein klarer Stern,
Den Weg dir anzuzeigen.

„Kann doch nicht bleiben, muß doch fort!
Der Vater sprach ein gutes Wort:
„Wirst schon im Wald dich finden!“
Und Vater, der belügt mich nicht,
Wenn auch der liebe Gott sein Licht
Vom Himmel ließ verschwinden.“

Die Füßlein sind so nackt und zart,
Und Waldesweg ist rauh und hart,
Ach, Kindlein, laß dir rathen!
Du hast die Schühlein abgethan;
Bekleide dich und zieh' sie an;
Es müßte dir sonst schaden.

„Ach! Vater giebt so gern uns her;
Doch sagt er oft, es wird ihm schwer,
Uns nähren und uns kleiden.
Ich weiß es wohl, er will das nicht;
Doch wenn's mich auch ein wenig sticht,
So will ich's lieber leiden.“

Der Abend ist so schwül und drückt!
Hast rothe Beerlein dir gepflückt
Wohl schon an vielen Orten.
Erquicke dich nun auch, mein Kind,
Und iß davon. Die Aeuglein sind
Dir trüb' und matt geworden.

„Die Beeren alle sind nicht mein.
Zu Hause muß die Schwester klein

Das Brüderchen noch wiegen.
Da kann sie nicht in Wald hinaus;
Drum bring' ich Beeren ihr nach Haus,
Und will sie nicht betrügen."

Iß immer aus dem Hütchen voll!
Iß immer, Kind! Dir ist nicht wohl,
Es brennt dir Stirn' und Wange.
Wenn nun ein böser Mensch dir käm',
Und dir die Beerlein alle nähm'!
Ach! wird dir da nicht bange?

"Ach nein! das thun die Menschen nicht.
Auch sind die Eng'lein eingericht't,
Die Kindlein zu bewahren.
Die sind den Kindern immer nah',
Und stehn mit weißen Flügeln da,
Und schützen vor Gefahren."

Ja, Kindlein lieb! ja, Kindlein rein!
Wie du gesagt, wirds immer seyn!
Du wirst sie nicht vermissen!
Wo Engel nur bei Blumen stehn,
Da bleiben sie, bis die vergehn
Sanft unter ihren Küssen.

Ach! was der Mensch voll Sehnsucht will,
Das blüht in deinem Herzen still,
Und niemand kann dir's rauben!
Ach Gott! was aller Welt gebricht,
Das hast du schon und weißt es nicht:
Gehorsam, Lieb' und Glauben.

---

4. Die Parodie und Travestie.

Die Parodie setzt ein anderes, schon vorhandenes Gedicht voraus, das entweder allgemein bekannt seyn, oder vom Dichter als Gegenstand seiner Parodie genannt werden muß. Von dem Gedichte nun, auf welches sich die Parodie bezieht, behält diese die äußere Form möglichst bei: das Versmaaß, die Gedankenordnung, selbst wo möglich die meisten Worte und Reime, wendet dies alles aber auf einen andern Gegenstand an. Was das Originalgedicht ernsthaft sagt, sagt die Parodie oft komisch;

was jenes bejaht, verneint diese oft; was jenes von wichtigen Dingen aussagt, wendet diese oft auf unwichtige an, u. s. w. An sich kann man jedes Gedicht parodiren; jedoch wird es mit Recht als ein Frevel betrachtet, wenn man religiöse Gedichte durch Parodie entweihen wollte.

Hier mögen zwei Proben von recht gelungenen Parodieen stehen, denen wir, zur bessern Vergleichung, die Gedichte, auf welche sie sich beziehen, voran setzen:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl? — — Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus: auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl? — — Dahin, dahin
Laß mich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth;
Kennst du ihn wohl? — Dahin, dahin
Geht unser Weg; — o Vater, laß uns ziehn!

(von v. Göthe, Geheimerrath und Minister in Weimar gestorben am 22sten März 1832).

Parodie
(von Bretschneider, Oberconsistorialrath in Gotha).

Siehst du das Licht, das jenseits unbegränzt
Aus tausend Welten auf= und niederglänzt,
In das der Nächte Finsterniß nie dringt,
Das rein und frei sich durch den Aether schwingt?
Siehst du das Licht? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens banger Nacht uns fliehn!

Siehst du das Blau, das jeden Stern umschließt,
Den Aether, der durch alle Welten fließt,

Der nie getrübt, von keinem Sturm bewegt,
Den Strahl des reinsten Lichtes trinkt und trägt?
Siehst du das Blau? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens Nebelluft uns fliehn!

Siehst du den Stern, der dort so hell uns glänzt,
Wo keine Nacht des Lebens Traum begränzt,
Wo keines Truges Gaukellicht uns scheint,
Kein Donner rollt, kein liebend Auge weint?
Siehst du den Stern? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens Thränenthal uns fliehn!

Parodie
(von Cl. Harms, Prediger in Kiel).

Das Vaterland.

Kennt ihr das Land, — auf Erden liegt es nicht —
Von dem das Herz in bangen Stunden spricht,
Wo keine Klag' ertönt und keine Thräne fließt,
Der Gute glücklich, stark der Schwache ist?
Kennt ihr es wohl? — Dahin, dahin
Laßt, Freunde, fest uns richten Herz und Sinn!

Kennt ihr den Weg, die rauhe Dornenbahn?
Der Wandrer seufzt, daß er nicht weiter kann;
Er wankt und sinkt; im Staube blickt er auf:
„Verkürze, Vater, doch des Pilgers Lauf!"
Kennt ihr ihn wohl? — Der geht, der geht
In jenes Land, wohin die Hoffnung steht!

Kennt ihr den Freund? — er ist ein Menschenkind
Und mehr doch, mehr, als alle Menschen sind;
Er ging voran die rauhe Dornenbahn,
Nimmt freundlich sich der armen Pilger an;
Kennt ihr ihn wohl? — Die Hand, die Hand
Geleitet sicher uns ins Vaterland!

Aufmunterung zur Freude
(von Hölty, gest. in Hannover 1776).

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn' in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'.

O! wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Parodie
(von Kosegarten, Consistorialrath und Prof. in Greifswald, gest. 1818).

Klaglied eines Mißvergnügten.

Wer wollte nicht auf Erden klagen,
Wenn schon so früh sein Frühling flieht,
Wenn schon in seinen Blüthentagen
Das Weh mit ihm zu Felde zieht?

Die Schwermuth wandelt mir zur Seite
Durch meinen engen Lebenssteg,
Und hemmt mir, allwohin ich schreite,
Mit hochgezücktem Dolch den Weg.

Mit Gram und düstern Seelensorgen
Ist meine Jugend schier vollbracht.
Zu seufzen weckt mich jeder Morgen,
Mit Gram durchwach' ich jede Nacht.

Der Leidenschaften Foltertriebe
Zerrütten meine wunde Brust,
Und Wermuth hoffnungsloser Liebe
Vergällt mir jeden Trank der Lust.

Mich rühret nicht des Frühlings Schöne,
Nicht Morgenroth, nicht Mondenschein;
Der Nachtigallen Klag-Getöne
Wiegt mich in finstre Träume ein.

Der wunderschönen Gottes-Erde
Vermag mein Herz sich nicht zu freun;
Ich werde, bis ich Asche werde,
Vom Gram umwölkt und traurig seyn.

Die Travestie ist in so fern das Gegentheil der Parodie, daß sie den Gegenstand des Gedichtes, auf welches sie sich bezieht, beibehält, aber die Form ganz nach Belieben ändert. Auch gewinnt die Travestie dem Gegenstande die komische Seite ab. Dadurch kann nun allerdings Lachen erregt werden; nur darf die Travestie sich nie an dem Heiligen vergreifen. Ja es verdient schon mit Recht Tadel, wenn allgemein gefeierte Werke, wie Schillers Jungfrau von Orleans, Lessings Nathan der Weise, Shakespeare's Hamlet, travestirt werden. Nur das Mißlungene verdient durch die Travestie lächerlich gemacht zu werden. Unsere Litteratur ist an dieser Dichtungsart besonders arm.

Hier eine Probe aus Blumauers (Buchhändlers in Wien, gest. 1798) travestirter Aeneis. Müssen wir auch gestehen, daß er sehr komische Scenen aufstellt, so sind dagegen doch die oft sehr starken Ausdrücke nicht zu billigen.

Des Aeneas Flucht aus Troja.

Ich trat ins Zimmer. Welch ein Bild!
Wie war ich da betroffen!
Mein Vater hinter einem Schild,
Mein Söhnchen hinter'm Ofen;
Mein Weib, das hoch die Hände rang,
Schrie heulend unter einer Bank:
„Hilf! heilge Mutter Anna!"

„Courage!" rief ich, „faßt euch! Wißt,
„Frau Venus hat mir eben
„Ein Land, wo Milch und Honig fließt,
„Statt dieses Nests gegeben.

„Kommt mit in dies gelobte Land;
„Da sind die Felsen von Dragant,*)
„Die Wälder voll Zibeben." **) —

„Da will ich naschen!" rief Askan,
Und hing an meiner Seite;
Mein Weib that Pelz und Handschuh' an,
Und ich rief meine Leute,
Und sprach: „schickt euch zur Reise an!
„Im Bierhaus vor der Stadt, beim Schwan,
„Da kommen wir zusammen."

Drauf nahm ich meine Wildschur um,
Daß sie die Rüstung deckte.
Indessen brannt' es um und um,
Und sieh! das Feuer reckte
Zum Fenster schon die Zung' herein.
Da fingen alle an zu schrei'n;
„Sanct Florian errett' uns!"

Nur Weiber zittern in Gefahr.
Ich, ohne umzublicken,
Nahm meinen Vater, wie er war,
Und packt' ihn auf den Rücken.
„Nun," rief ich, „Vater, reitet zu!
„Gieb her die Hand, Askan, und du,
„Kreusa, geh zur Seite!"

Ich, der ich sonst dem Teufel steh',
Erbebte nun vor Lanzen
Und Schildgeklirr, und zitterte
Für meinen theuren Ranzen.
Indessen trug ich meinen Sack
Ganz unverletzet huckepack
Durch Nacht und Graus und Flammen.

Auf einmal schrie mein Vater: „Sohn!
„Sohn! tummle dich nur weiter!
„Ach! siehst du, siehst, sie kommen schon
„Heran, die griech'schen Reiter!"
Ich fort, als brennte mir der Kopf,
Zog meinen Jungen noch beim Schopf,
Und ach! — verlor Kreusen.

*) Gummi. **) Große Rosinen.

Ich Dummkopf merkte das nicht eh',
Bis wir am Bierhaus stunden;
Da sah ich um, und rief: „o weh!
„Da war mein Weib verschwunden!“
Patsch! warf ich meinen Vater fort,
Und lief nach dem verhaßten Ort
Zurück, um sie zu suchen.

Auf einmal faßte eine Hand
Eiskalt mich an der Kehle.
Ich schlug ein Kreuz, und da erkannt'
Ich ihre arme Seele.
„Kreusa!“ rief ich, „bist du todt?
„Du arme Närrin, tröst' dich Gott!
„So bin ich also Wittwer!“

5. Das Sinngedicht und das Epigramm.

Das Sinngedicht ist ein kleines Gedicht, das in möglichst wenigen Worten entweder einen neuen oder doch sinnvollen Gedanken enthält, ohne damit Jemand loben oder tadeln zu wollen. Das Epigramm hat die Kürze und das Sinnvolle mit jenem gemein, aber es soll jemand auf eine witzige Weise loben oder tadeln. Das letztere ist am häufigsten der Fall. Bei beiden, namentlich beim Epigramm, muß der Treffpunct, die Pointe, in die letzten Worte zusammengedrängt werden, um dadurch den Leser zu überraschen. Viele neuere Aesthetiker wollen zwischen beiden Dichtungsarten keinen Unterschied gelten lassen.

Sinngedichte. *)

1. Hohe Geister, hohe Ruh

(von Zinkgreff, Doctor der Rechte, gest. 1635 in Worms).

Was unter den Wolken vom Berge zu sehen,
Empfindet den Regen, den Hagel, das Wehen.
Was über den Wolken, das ruhet im Frieden; —
Nur himmlischen Herzen ist Ruhe beschieden; —

*) Wenn wir mehr Proben bei dieser Dichtungsart als bei den übrigen anführen, so geschieht es theils wegen des geringen Umfangs dieser Gedichte, theils um die Leserinnen mit mehreren Dichtern, die wir nicht alle im folgenden Theile namhaft machen können, bekannt, oder wenigstens im voraus auf sie aufmerksam zu machen.

2. Jugend (von dems.)

Neue Weine müssen gähren
Wer kann der Jugend wehren?
Laß sie toben. Most wird Wein.
Sie wird endlich klüger seyn.

3. Das gefährliche Thier
(von Opitz v. Boberfeld, zuletzt polnischem Secretair und Geschichtsschreiber, gest. 1639 in Danzig).

Dir ist so manches Thier auf Erden fürchterlich? —
Vor einem nur, das Mensch heißt, rath' ich, hüte dich!

4. Grabschrift eines Bettlers (von dems.).

Ohn' Haus hab' ich gelebt; todt hab' ich eines hier.
Im Leben hatt' ich nichts; todt bin ich reich dafür.
Mein Leben war nur Flucht; das Grab ist meine Ruh.
Im Leben ging ich bloß; jetzt decket man mich zu.

5. Auf die Tugend der Sparsamkeit (v. dems.)

Gieb aus, als solltest du der Welt dich bald begeben!
Sey karg, als würdest du noch viele Jahre leben!
Der ist ein weiser Mann, der beides wohl ermißt,
Und mild zu rechter Zeit, zu rechter sparsam ist.

6. Lehre.
(von Olearius, holsteinischem Rath, gest. 1671).

Besser, trocken Brot gegessen,
Im geflickten Rock gesessen,
Und sich in der Armuth weiden,
Als gerechten Vorwurf leiden.

7. Vorwurf (v. dems.).

Singet ein Vögelein Tag und Nacht,
Warum sind Menschen nicht auch bedacht,
Daß sie den gütigen Schöpfer droben
Dankbar des Tags ein Stündchen loben?

8. Zwei lästige Dinge (v. dems.).

Zwei Dinge sind dir heimlich eine Last:
Wenn du viel Geld, und wenn du gar nichts hast.

9. Das Schicksal (v. dems.).

Wenn Unglück über dich die schwarze Wolk' ergeußt,
So traure darum nicht; du weißt,
Daß durch die Finsterniß der Stern des Lebens fleußt.

10. Die Sünde
(von v. Logau, Kanzleirath des Herz. v. Liegnitz, gest. das. 1655).

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch, bei der Sünde bleiben;
Christlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich aber, Sünd' erlassen.

11. Der schlechteste Glauben (v. dems.)

Schlecht ist es mit dem Glauben an Gott bestellt,
Wenn man nicht Treu und Glauben dem Nächsten hält.

12. Die beste Arznei (v. dems.).

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schließt dem Arzt die Thüre zu.

13. Reichthum (v. dems.).

Reichthum soll man zwar nicht suchen, doch sich von ihm finden lassen,
Mag ihn in das Haus zwar nehmen, aber nicht ins Herz ihn fassen,
Mag ihn, hat man ihn, behalten, darf ihn nicht von dannen jagen,
Mag ihn wohl in sein Behältniß, sich nur nicht in seines tragen.

14. Gott unser Schutz
(von Tscherning, Prof. in Rostock, gest. 1659).

Laß kommen Pharao, laß Pfeil und Kugel schneien,
Ja, laß die Höll' auf dich all' ihre Teufel speien!
Wer unter dessen Schirm und treuer Obhut ist,
Der mit dem Donner spielt, die Welt mit Spannen mißt,
Dem kann ein Feind nicht bei. Gott selber macht ihm Wege,
Wo keine sind; er hängt die Wasser auf, macht Stege,
Wie über festes Land. Soll er der Noth entgeh'n,
Muß ihm der Spinne Garn statt einer Mauer stehn.

15. Zweierlei Feinde (v. dems.).

Dein kleinster Feind ist der, der dir von Außen droht;
Der dir im Busen wohnt, verursacht größre Noth.

16. Kindespflicht (v. dems.).

Gieb Eltern, was du kannst, und gern, und bis ins Grab.
Du schenkest nicht; du trägst nur deine Schulden ab.

17. Vergebliches Glück (v. dems.).

Es ist umsonst, daß dir das Glück gewogen ist,
Wenn du nicht selbst erkennst, wie sehr du glücklich bist.

18. Wort

(von Christian Gryph, Prof. und Rector am Magdalenäum in Breslau, gest. 1706).

Wird etwas in der Eil,
Das dich verdrießt, gesprochen,
So laß es ungerochen;
Ein Wort ist ja kein Pfeil.

19. Wahrheit und Arznei (v. dems.).

Die Wahrheit und Arznei sind füglich zu vergleichen:
Man muß sie beiderseits zur rechten Stunde reichen.

20. Eitelkeit des Zeitlichen

(von v. Canitz, wirkl. Geheimen-Staatsrath in Berlin, gest. 1699).

Was frommt dir die Gestalt? Was frommt dein hoher Sinn?
Ein Laken und ein Brett ist endlich dein Gewinn.
Spiel' noch so lang und gut die Rolle hier auf Erden,
Der Schauplatz muß einmal doch zugezogen werden.

21. Feinde

(von Wernike, lebte lange in England, zuletzt dänischer Staatsrath und Resident in Paris, gest. daselbst zwischen 1710 und 1730).

Du mußt so mit den Feinden leben,
Daß du Gesetz und Recht erfüllst.
Den stärkern magst du, wenn du willst,
Den schwächeren mußt du vergeben.

22. Großer Herren Gnade (v. dems.).

Wer sich verläßt auf Erdengötter,
Wer ihrem holden Lächeln traut,
Und viel auf Anblick hält, der schaut
In dem Calender nach dem Wetter.

23. Spielen

(von Brockes, Rathsherr in Hamburg, gest. 1747).

Beim Spieler, war er auch der Redlichkeit gewogen,
Ist dies der allgemeine Lauf:
Erst fängt er an, und wird betrogen;
Dann hört er als Betrüger auf.

24. Nutzen der Demuth (v. dems.).

Lernt, wer des Geistes wildes Feuer
Und stolzen Muth nicht dämpfen kann:

Seht nur von euch und allen Menschen
Die Ankunft und den Abschied an!

25. Heirathen (v. dems.).

Man fragte Sokrates: was doch das Beste wäre:
Zu freien, oder nicht zu frei'n?
Der Weise gab darauf die Lehre:
Thut, was ihr wollt, so wird es euch gereu'n!

26. Warnung
(v. Triller, Hofrath und Prof. in Wittenberg, gest. 1782).

Wer nachgiebt mit Bescheidenheit,
Fährt wohl; doch Widerspenstigkeit
Hat sich nichts Gutes zu versprechen;
Was sich nicht biegen läßt, muß brechen.

27. Witz und Tugend
(von v. Hagedorn, Secretair am engl. Court (einer Handelsgesellschaft) in Hamburg, gest. 1754).

Wie schön ist nicht Homer, der Dichter aller Zeiten,
Wie reizend, wie gelehrt, wie reich an Trefflichkeiten!
Doch auch nur eine That rechtschaffner Menschenhuld,
Der wahren Mäßigung, der Großmuth, der Geduld,
Verschwiegne Tugenden, die wir mit Kenntniß üben,
Sind noch einmal so schön, als was Homer geschrieben.

28. Wohlthäter (v. dems.).

Wer übertrifft den, der sich mild erzeigt? —
Der seltne Freund, der es zugleich verschweigt.

29. Gastereien (v. dems.).

Die hohe Kunst, ein Gastmahl anzustellen,
Wo zwanzig sich wie durch das Loos gesellen,
Geliebte Stadt, die war dir längst bekannt.
Allein die Kunst, drei, die von gleichen Sitten
Und Herzen sind, auf ein Gericht zu bitten,
Die fremde Kunst wird Reichen nie genannt.
Der einen kann es nicht an Schmeichlern fehlen,
Die andre wird nur wahre Freunde wählen.
O! stolzes Geld! ach! hättest du Verstand!

30. Armuth und Liebe.
(v. Dreyer, Secretair in Hamburg, gest. 1769).

Ihr wähnt, auch ohne Glück und Gold
Bleibt ihr einander ewig hold.

Dagegen hätt' ich nichts zu sagen,
Wärt ihr nur lauter Herz, und hättet keinen Magen.

31. An den Thäter
(v. Gleim, Canonicus und Domsecretair in Halberstadt, gest. 1803).

Thu nicht die kleinste That, die dir bedenklich scheint;
Befrag' erst einen guten Freund!
Wo nicht, so frage dich:
That wohl auch solche That Wolf*)? Solon? Friederich?

32. An Aglaja (von dems.).

Du lachst? O lache nicht, Aglaja! Laute Freuden
Verstellen dein Gesicht!
Wie schön ist Niobe! Sieh ihre stillen Leiden!
Sie leidet, aber weinet nicht.

33. Ruhe nach der Arbeit (von dems.).

Hast du dein bestes Werk vollbracht,
Ein Dorf gebaut, ein Buch gemacht,
Dabei gesessen, nachgedacht,
Geschwitzt, gehungert und gewacht:
So wünsch' ich eine gute Nacht!

34. Hofleute
(von Götz, Superintendent in Winterburg in Baden, gest. 1781).

Hofleute gleichen den Steinen in ihres gnädigsten Fürsten
Hofcapelle: sie sind zierlich geschliffen, doch hart.

35. Vergessenheit und Gedächtniß (von dems.).

Sey, Vergessenheit! Sey, Gedächtniß! den Menschen willkommen,
Du in betrübenden, du in herzerfreuenden Dingen.

36. Grabschriften
(von Johanne Charlotte Unzer, Gattin des berühmten Arztes Unzer in Altona, gest. 1782).

Die längste Grabschrift, die man selbst sich prophezei't,
Ist, wie die kürzeste, ein Werk der Eitelkeit.
In jener prahlt der Stolz mit vielen kleinen Thaten;
Aus dieser soll die Welt auf viele große rathen.

37. Das Epigramm
(von Klopstock, dän. Legationsrath, gest. in Hamburg 1803).

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;

*) Hier ist der berühmte Philosoph Christian Freiherr von Wolf gemeint. Er war aus Breslau, der Sohn eines Gerbers, und starb 1754 als Vicekanzler der Universität Halle.

Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

38. Der Kater
(von Freiherr v. Gemmingen, würtemb. Geh. Rath und Präsident, gest. in Stuttgart 1791).

Ein Mensch, der, stolz auf nichts als Ahnen,
Sein Häufchen armer Unterthanen
Mit Frohnen drückt, mit Jagden quält,
Der, wie im Orient, ein Sieger,
Ihr Blut sogar zu seinen Gütern zählt,
Der ist ein Kater, dem zum Tiger
Nichts als die Größe fehlt.

39. Wahres Glück (von dems.).

Ach! es ist nichts in dem Genuß der Welt
Von einer bis zur andern Hemisphäre,
Was Thoren sättigt, Denkenden gefällt,
Nichts in der Hoheit, wenig in der Ehre,
Und weniger in dem Besitz von Geld.
Viel glücklicher wird dem sein Leben fließen,
Der, ohne Boden, ohne Amt,
Zum Sclaven nicht, und nicht zum Herrn verdammt,
Das, was er hat, weiß zu genießen.

40. Die unwillkommenen Erstlinge
(von Ephraim Moses Kuh, jüd. Gelehrter in Breslau, gest. 1790).

Für jeder Gottheit Heiligthum
Sind Erstlinge die besten Gaben;
Nur mag die Gottheit Publicum
Sie von dem Dichtervolk nicht haben.

41. Die Wiege
(von Pfeffel, Hofrath und Consistorial-Präsident in Colmar im Elsaß, gest. 1809).

Die erste Thräne, die im Kriege
Mit Seyn und Nichtseyn uns entquillt,
Stillst du. Die letzte Thräne stillt
Der Sarg, des Menschen zweite Wiege.

42. Der Tod
(von v. Nicolay, Geh. Rath in Petersburg, gest. 1820).

Was sollt' ich vor dem Tod' erschrecken?
Ein gutes Ding ist's um das Grab.

Seht, alle, die es einmal schmecken,
Die lassen gar nicht wieder ab.

43. Lebensweisheit
(von v. Köpken, Hofrath in Magdeburg, gest. 1811).

Behalte Hoffnung stets im widrigen Geschick,
Und eine heitre Stirn bei trüben Sorgen,
Genuß für jeden Augenblick,
Und einen Wunsch noch für den andern Morgen.

44. Groß und gut
(von Kretschmann, Gerichtsactuarius in Zittau, gest. 1809).

Bist du groß, bald wirst du größer,
Nur nicht besser werden.
Bist du gut, so kannst du besser,
Nur auf Erden
Schwerlich größer werden.

45. Die alte Neuigkeit (von dems.).

Freiheit! Gleichheit! Diese Lehren
Sind so neu nicht, wie du denkst.
O! es predigt, wollt's gleich Niemand hören,
Jeder Kirchhof sie vorlängst.

46. Das Leben, ein Traum
(von Heydenreich, Prof. in Leipzig, gest. 1801 bei Weißenfels).

Brüder! ein Traum ist unser kurzes Leben,
Aber ein Traum von großer wahrer Bedeutung.
Prüfe dein Leben, und du siehst prophetisch
Vor dir die Zukunft!

47. Das Kind in der Wiege
(von Schiller, Hofrath in Weimar, gest. 1805).

Glücklicher Säugling, dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt!

48. Grabschrift zweier Schwestern, die im blühenden Alter bald nach einander starben
(von Joh. Georg Jacobi, Prof. in Freiburg in Baden, gest. 1814).

Sie flochten unschuldsvoll am Kranz der Jugendfreude.
Da ließ ein Engel sie die bessern Kränze sehn,
Ließ seine Frühlingspalme wehn,
Und sie umarmten sich. „Komm, Schwester!“ sagten beide,
„Der Engel winkt uns, heimzugehn!“

49. An die sterbende Agathe, als sie sagte: „wir sehen uns zum letzten Mal!"
(von Klamer Schmidt, Dom-Commissar in Halberstadt, gest. 1826).

Dein Gott so groß! Dein Geist so schön!
Wie könnten wir zum letzten Mal uns sehn!

Epigramme.

1. Valer
(von Weckherlin aus Stuttgart, gest. wahrscheinlich 1651 in London als Secretair in der deutschen Kanzlei).

Es ist kein Wunder, daß Valer,
Seitdem er reich ist, ganz vermessen
Hat seiner Freunde schon vergessen;
Er kennet ja sich selbst nicht mehr!

2. Tod eines Lasterhaften (von dems.).

Gelebet hat er nicht, als ob er sterben sollte;
Gestorben ist er nicht, als ob er leben wollte.

3. Die Schöne in der Ferne
(von Opitz v. Boberfeld).

Von Ferne bist du schön, und häßlich in der Nähe;
Drum flieht dein Mann vor dir, daß er dich schöner sehe.

4. Gestorbene Redlichkeit
(von v. Logau).

Man lobt die Redlichkeit, und sieht sie nicht hier oben.
Man thut gar recht; sie starb. Gestorb'ne muß man loben.

5. Die Flucht (von dems.).

Podaurus lief jüngst aus der Schlacht,
Weil er sich schnell besann,
Daß, wird man einmal umgebracht,
Man nicht mehr fechten kann.

6. Der Traum (von dems.).

Dem Bardus träumt', er wär' ein Pfarr;
Erwachend war er nur ein Narr.
Hätt' ihn geträumt, er wär' ein Narr,
So würd' er wachend — doch kein Pfarr.

7. Auf Opitz Werke
(von Paul Flemming, gest. in Hamburg 1640 als junger Arzt).

Ich las, ich überlas, und las es zehnmal wieder.
Es war ein gleicher Geist der Reden, wie der Lieder.

Streicht nur den Titel aus, wo seiner wird gedacht;
O jede Zeile sagt, daß Opitz sie gemacht.

8. Von einem Richter
(von Andreas Gryph (dem Vater des Christian), Landschaftssyndikus in Glogau, gest. 1664).

Zwölf Thaler schickt' ich jüngst dem Richter, meinen Sachen
Dadurch geschwinde Bahn und schnellen Gang zu machen.
Er sandte sie zurück. Verachtet er denn Geld?
Das nicht; ich hatt' ihm nur zwölf Thaler zugestellt!

9. An den Aulus (von dems.).

Du bist aus großem Stamm und altem Blut gebohren? —
Es ist kein Blut so alt und mächtig als — der Thoren.

10. Grabschrift Alexanders des Großen
(von v. Hofmannswaldau, kais. Rath und Rathspräses in Breslau, gest. 1679).

Mir war die Welt zu klein. Was nützt mir nun mein Siegen?
Hier könnten noch bei mir viel Alexander liegen.

11. Grabschrift eines Boten
(von Wernike).

Ein schlimmer Christ und guter Bote fand
Allhier sein Grab. Ihm war durchs ganze Land
Ein jeder Weg, nur nicht der Himmelsweg, bekannt.

12. Segen eines Bischofs (von dems.).

Ein Bauer nahm den Hut nicht ab,
Als man dem Volk den Segen gab.
Als nun der Bischof ihn entdeckte,
Und mit der Kirchenbuß' ihn schreckte,
Rief jener: „ist der Segen gut,
„So geht er wohl durch meinen Hut!"

13. Grabschrift eines Geizigen
(von Drollinger, badenschem Hofrath in Durlach, gest. 1742 in Basel).

Hier liegt in seiner Ruhestatt
Ein Mann von listigem Geschlechte,
Der sich zu Tod gehungert hat,
Damit er nicht verarmen möchte.

14. An Morist (von Triller).

Du sammelst Bücher dir zu Tausenden, Morist!
Und wähnst, daß du beredt, klug und belesen bist.
Wer also Lauten kauft, wird schnell ein Lautenist?

15. Phax (von v. Hagedorn).

Phax ist nur klein, und was den Witz betrifft,
Scharf, kurz und neu, im Beifall und im Zanken,
An Worten karg, verschwendrisch in Gedanken:
Der ganze Phax gleicht — einer Ueberschrift.

16. Die weitläuftigen Grabschriften (von dems.)

Der Gräber Ueberschrift ist sehr dein Werk gewesen,
Doch jedes Mal zu lang; und dies ist nicht erlaubt.
Die eine Hälfte, Freund, wird nimmermehr geglaubt,
Die andre nimmermehr gelesen.

17. An Trivius (von dems.).

Ich sehe dich beim Schönemann*);
Ich sehe dich in Iris Garten**);
In Harvstehude**) land' ich an,
Auch dort seh' ich dich auf mich warten.
Auf unserm Walle seh' ich dich;
Im Baumhaus seh' ich deine Züge;
Dich seh' ich hier; — o lehre mich,
Wo ich dich nicht zu sehen kriege.

18. Der Tadler

(von Christian Ewald von Kleist, preuß. Major, gest. 1759 in Frankfurt an d. Oder an den bei Cunersdorf erhaltenen Wunden).

Marforius fand allen Sachen Mängel;
Er lästerte Gott, Engel und Erzengel,
Und schalt darauf mit leichter Müh
Das menschliche Geschlecht und das Geschlecht vom Vieh;
Er schalt das Lamm, den Hund, das Crokodil;
Vom Esel nur und Affen schwieg er still.

19. Als Gellert todt gesagt wurde (v. dems.).

Als jüngst des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt' ich, und weint', und sah den Himmel offen.
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich: —
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

20. Hallers Lehrgedicht vom Ursprung des Uebels
(v. Gellert, Prof. in Leipzig, gest. 1769).

Des Uebels Ursprung las ich jüngst in Hallers Werken,
Und nahm mir vor, mit einem Strich

---

*) Im Theater.

**) Vergnügungsörter bei Hamburg.

Die besten Stellen zu bemerken.
Ich las, strich an, las fort, strich an, und freute mich,
Und da ich fertig war, sieh', da war Alles Strich.

21 Bei einem Gastmahle
(von Dreyer, Secretair in Hamburg, gest. 1769.)

Ihr, der Vernunft geschworne Hasser,
Ihr plagt mit Unsinn mich, und schenkt mir Mosler ein.
O gebt mir Wasser, gebt mir Wasser,
Und lasset mich allein!

22. An Klopstock (v. Gleim).

Wer groß, wer größer ist, o Klopstock,
Wer der größte?
Den Streit entscheidest du. Den andern, den schlicht' ich:
Von Landesmüttern war Theresia die Beste,
Von Landesvätern ist's der weise Friederich.

23. Als ein Buchhändler die Tochter eines Materialisten heirathete
(von Kästner, Hofrath und Prof. in Göttingen, gest. 1800.)

Beglückter Schwiegersohn! Dir kann kein Buch vermodern;
Wenn es kein Leser kauft, wird es dein Vater fordern.

24. An einen Buchhändler (v. dems.).

Drei Louisd'or für eine Nachtigall,
Und halb so viel, ein Jahr sie zu ernähren;
Der Nutzen ist, durch ihren Schall
Der Nachbarschaft den Schlaf zu wehren.
Wohlthätig sanften Schlaf zu bringen,
Laß um das Geld doch lieber Dichter singen.

25. An einen Virtuosen (v. dems.).

Daß er durch mächtigen Gesang
Der Löwen Grimm, der Felsen Härte zwang,
Der Ruhm war einst dem Orpheus eigen.
Doch du thust mehr, — du machst die Damen schweigen.

26. Misogyn*) auf die weibliche Zunge (v. Götz).

Daß ohne Zung' ein Mädchen schweigen kann,
Das glaubet man;
Daß mit der Zung' ein Mädchen schweigen kann,
Geht schwerlich an.

*) Weiberfeind.

27. Aus dem Testament eines Zechers
(v. Joh. Charlotte Unzer).

Es soll auf meinem Leichenstein
So vielmal stehn als Platz wird seyn:
Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein!

28. Julius Cäsar
(v. d. Dichterin Karsch, geb. Dürrbach, gest. 1791 in Berlin).

Daß Cäsar den Pompejus überwand,
War bloß ein Werk des Glücks, der Götter Rath.
Doch daß er nach dem Sieg die Menschlichkeit empfand,
Und jeden Tag sich selbst für seine Feinde bat,
Dies war des Helden große That.

29. Das königliche Geschenk.*)

Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück.
Nein, es erniedrigt mich ein wenig;
Drum geb' ich es zurück.

30. Die Schwätzer (v. Klopstock).

Widriger sind mir die redenden, als die schreibenden Schwätzer.
Diese leg' ich weg; jenen entflieh ich nicht stets.

31. Von der Gellia.
(v. Ramler, Prof. am Kadettencorps in Berlin, gest. 1798).

Einsam beweint den Verlust des Vaters Gellia niemals;
Aber ist jemand da, schießen die Thränen hervor.
Ruhm durch die Trauer zu suchen, o Gellia, heißt nicht getrauert.
Ohne Zeugen sind wahre Betrübte betrübt.

32. Auf einen langsamen Bartscherer (v. dems.).

Freund! Wann kommt Marmull herum auf deinem Gesichte?
Putzt er die Wange dir glatt, wächst dir der Bart schon am Kinn.

33. Der Unbeständige
(v. Weiße, Kreissteuer-Einnehmer in Leipzig, gest. 1804).

Er weiß nicht, was er will; doch weiß er allzusehr:
Das, was er erst gewollt, das will er jetzt nicht mehr.

---

*) Friedr. d. Große hatte diese Dichterin, die Tochter bäurischer Eltern, einst rufen lassen, und ihr dabei Hoffnung gemacht, für sie zu sorgen. Sie erinnerte ihn zehn Jahre später daran durch einen Brief, worauf er ihr 2 Thlr. schickte, mit der Aufschrift: 2 Thlr. zum Geschenk für Deutschlands Dichterin. Sie nahm dies aber übel, und sandte ihm das Geld mit dem folgenden Epigramm zurück, das ihr indeß keine größere Unterstützung verschaffte.

34. Das Almosen (v. dems.).

Was hör' ich dort in jenem Haus,
Und hier im Hof für ein Geschrei? —
Beatrix theilt dort Gaben aus,
Und hier legt unsre Henn' ein Ey.

35. Doppelte Rache
(von Löwen, Registrator in Rostock, gest. 1773).

Nicht Unrecht ists, daß Huff der Welt, die ihn gekränkt,
Ein dickes Buch in Prosa schenkt.
Allein mußt' er die Rache so weit treiben,
Und jetzt noch gar in Versen schreiben?

36. Der Stachelreim
(v. Lessing, Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel, gest. 1781).

Ernst, der gern so neu als eigenthümlich spricht,
Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

37. Die Kirchengängerin (v. dems.).

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt,
Daß sie nicht betet, und nicht höret,
Und Andre nur im Beten störet.
Sie bat (mein eignes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmälig auf die Neige;)
Sie bat mit ernstlichen Gebehrden:
„Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden!"

38. Ihr Wille und sein Wille (v. dems.).

„Nein, liebe Frau, das geht nicht an;
„Ich muß hier meinen Willen haben." —
„Und ich muß meinen haben, lieber Mann!" —
„Unmöglich!" — „Was? Nicht meinen Willen haben?
„Schon gut! So sollst du mich in Monatsfrist begraben!" —
„Den Willen kannst du haben."

39. Der Mitleidige
(v. Ewald, geb. in Spandau, darmstädtischer Hofrath, ging nach Rom, wurde katholisch, und starb dort in einem Karthäuserkloster).

Die Menschenliebe trägt Philander im Gesicht,
Man sagt auch, daß ihn Elend rühre,
Daß er für Jeden Mitleid spüre, —
Für seine Gläubiger nur nicht.

40. Der Trost (v. dems.).

Vitell klagt den Verlust von seinem lieben Weibe,
Geht, schließt verzweifelnd sich in seinen Keller ein,
Und leert sein letztes Fäßchen Wein,
Damit kein Trost ihm übrig bleibe.

41. Buttlers*) Grabschrift
(v. Freiherrn v. Cronegk, Kommerjunker und Hofrath in Ansbach, gest. 1758. erst 27 J. alt).

Steh, Wandrer, Buttlers Bild zu sehn!
So lang' er noch am Leben,
Fand sich kein gütiger Mäcen,
Ihm nur ein Mittagsmahl zu geben.
Nun haut man ihn nach seinem Tod
In prächt'gen Marmor ein.
Ihr künft'gen Dichter! Buttlers Noth
Kann euch ein Vorbild seyn.
Der arme Dichter bat um Brod;
Man giebt ihm — einen Stein!

42. Ich und Ralph (v. Kuh).

Ich rede Gutes stets von dir;
Du, Ralph, sprichst immer schlecht von mir.
Wie schlimm geht es uns beiden nicht!
Man glaubet Keinem, was er spricht.

43. Der Domprobst und der Vogelsteller (v. Pfeffel).

„Wie heißt der Vogel, Nachbar Hein?“ —
„Ein Dompfaff ist's; wollt ihr ihn kaufen,
„Herr Probst?“ — „Kann er auch singen?“ — „Nein!
„Er kann nur fressen, Herr, und saufen.“

44. Der Schläfer (v. Nicolay).

Wer den ersten Wein gemacht,
Wer den ersten Pflug erdacht,
Wer die Lettern aufgebracht,
Wer die Leier ausgedacht,
Wer uns jede Kunst gelehret,
Wird gleich einem Gott verehret;
Nur an den wird nie gedacht,
Der das erste Bett' gemacht.

---

*) Ein berühmter engl. Dichter.

45. Das Gastgebot (v. Kretschmann).

Heut', an Leanders Feste,
War alles traun! aufs beste.
Denkt, fette Gänse drei,
Beliebte Hasen zwei,
Ein Dutzend stumme Fische,
Und gar ein wildes Schwein. —
„Das gab er alles?" — Nein!
Die saßen nur bei Tische.

46. Gellerts Monument (v. dems.)

Religion, die göttliche, reicht hier
Des Dichters Bild, o Tugend, dir!
Das sah die Muse fast mit Neide.
Doch ein Vergleich entschied den Streit:
Der Muse gaben's alle beide,
Und alle drei der Ewigkeit.

47. Abbitte
(v. Küttner, Superintendent in Pirna, gest. 1789).

Leandern hätt' ich nachgegeben?
Du träumst? Das sollst du nie erleben. —
„Sehr wohl! Verzeih' es mir, Arist,
„Daß du mir klüger schienst, als du es wirklich bist."

48. An die Herren, welche schwarze Mäntel tragen
(v. Joh. Georg Jacobi).

Ehrwürdig ist der Mantel, der euch ziert;
Ihn zu verspotten, wäre Sünde;
Doch tragt ihn auch, wie sichs gebührt,
Und hängt ihn niemals nach dem Winde.

49. Die böse Frau
(v. Schiebeler, Dr. d. Rechte und Canonicus in Hamburg, gest. 1771).

Wie ist Alcindor nicht geplagt!
Sein Weib zwingt stündlich ihn zum Beben,
Und hat in ihrem ganzen Leben
Nur Einmal ja zu ihm gesagt.

50. Grabschrift eines Windmüllers
(v. Claudius, Revisor der Bank in Altona, gest. 1815).

Hier liegt der Müller Jackson!
Er lebte vom Winde mit Weib und Knaben.
Es leben auch sonst noch viele davon,
Die keine Mühle haben!

51. Nachricht vom Genie (v. dems.)

Ein Fuchs traf einen Esel an.
„Herr Esel!“ sprach er, „Jedermann
„Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann.“ —
„Das wäre?“ fing der Esel an;
„Hab' doch nichts Närrisches gethan!“

52. Die Patriarchen
(v. Haug, Hofrath und Bibl. in Stuttgart, gest. 1829).

Der Arzt: „Herr Pastor, könnt ihr Aufschluß geben?
„Was mag der Grund vom langen Leben
„Der weiland Patriarchen seyn?“
Der Pastor: „Sie wußten nichts von Arzenei'n.“

53. Stand und Würde
(v. Joh. Heinr. Voß, Hofrath und Prof. in Heidelberg, gest. 1826).

Der adlige Rath: „Mein Vater war ein Reichsbaron!
„Und ihrer war, ich meine,“ —
Der bürgerliche Rath: „So niedrig, daß, mein Herr Baron,
„Ich glaube, wären Sie sein Sohn,
„Sie hüteten die Schweine.“

54. Frau Garrula
(v. Müchler, Kriegsrath in Berlin).

Frau Garrula gehört zwar zu den Frommen,
Doch in die Kirche geht sie nie;
Denn dort läßt sie
Der Pfarrer nicht zu Worte kommen.

55. Die neue Deutschheit
(v. Weißer, Obersteuerrath in Stuttgart).

Die neue Deutschheit, die ihr preis't,
Kann ich nicht werth des Lobs erkennen,
Und, treu der Väter ernstem Geist,
Was man jetzt neue Deutschheit heißt,
Nur neue deutsche Narrheit nennen.

---

6. Die Allegorie.

Wenn wir, was fast in jeder Rede geschieht, für einen eigentlichen Ausdruck einen bildlichen gebrauchen, so nennen wir das eine Metapher, z. B. wenn ich sage: die Blüthe der Jahre statt Jugend; das Brüllen des Donners statt tobender

Donner; der Frieden der Natur statt die ruhende Natur u. s. w. Die Allegorie dagegen ist eine Darstellung, durch welche wir etwas anderes, dem Dargestellten Aehnliches und Verwandtes ausdrücken wollen. Statt des Gegenstandes, den ich bezeichnen will, stelle ich einen andern Gegenstand auf, der jenem zum Bilde dient, um dadurch jenen deutlicher, anschaulicher zu machen. In der Mythologie der Griechen finden wir viele sehr schöne Allegorien, z. B. Herkules am Scheidewege; Aurora; Echo; die Mythe von Eros und Psyche, und viele andere. Jede Allegorie muß zuvörderst so seyn, daß man in ihr das, was der Dichter durch sie bezeichnen will, leicht erkennen kann. Darum müssen Bild und Gegenbild in allen Puncten mit einander zu vergleichen seyn, wie wir das in den beiden nachfolgenden schönen Allegorien finden. Ferner muß sie die Phantasie angenehm beschäftigen und das Gefühl aufregen. Denn das ist ja eben der Zweck der Allegorie: daß das Bild mehr auf Gefühl und Phantasie wirken soll, als der eigentliche Gegenstand selbst. Wenn ich z. B. erzähle, wie Alexander d. Große von dem Siege und dem Edelmuthe nach dem Tempel des Ruhms geführt, und hier von der Unsterblichkeit gekrönt wird, so beschäftigt dies die Phantasie weit mehr, als wenn ich sage: er habe sich durch Siege und Edelthaten Ruhm und Unsterblichkeit erworben.

Mährchen
(von Uhland).

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre schlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie.
Ich hab' ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem schönen Fürstenkind;
An seine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.

Die erste sprach behende:
„Ja, lächle nur auf mich!
„Ich gebe dir frühes Ende
„Von einer Spindel Stich!“

Die andre sprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesstich;
Der wird dich so bewahren,
Daß süßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königssohn dich weckt.“

Da ward ins Reich erlassen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo Jemand Spindeln hätte,
Die sollte man liefern ein,
Und sie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieses Kind
In dumpfer Kammern Mitte
Noch sonst wo Spindeln sind;
Nein in den Rosengärten,
In Wäldern, frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die schönste Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
Im Gang, Gebehrde züchtig,
In Reden treu und schlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur — mit der Spindel nicht.

Viel stolze Ritter gingen
Der Holden Dienste nach:
Heinrich von Ofterdingen,
Wolfram von Eschenbach.

Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit;
Den Frauen gaben sie Ehre,
Und sangen widerstreit.
Sie sangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Freundschaftssinne,
Von süßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Widerhall erklang;
Die Bürger und die Bauern
Erhoben frischen Sang,
Der Senne hat gesungen,
Der über den Wolken wacht;
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön.
Der Fürstin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höhn.
Sie stieg hinauf zum Dache,
Die Zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Ein Weiblein grau von Haaren
Dort an dem Rocken spann;
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist du, mit Vergunst?“ —

„Man nannt mich, schönes Liebchen,
„Die Stubenpoesie.
„Denn aus dem trauten Stübchen
„Verirrt' ich mich noch nie.

„Ich sitz' am lieben Platze
„Beim Rocken wandellos.
„Meine alte, blinde Katze,
„Die spinnt auf meinem Schooß.

„Lange, lange Lehrgedichte,
„Die spinn' ich recht mit Fleiß,
„Flächsene Heldengedichte,
„Die haspl' ich schnellerweis'.
„Mein Kater maut Tragödie,
„Mein Rock hat lyrischen Schwung,
„Meine Spindel spielt Komödie
„Mit Tanzbelustigung."

Die Fürstin thät erbleichen,
Als man von Spindeln sprach;
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel sprang ihr nach;
Und an der morschen Schwelle
Da fiel das Fräulein jach;
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferse stach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man sie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet
Und Rosen ohne Zahl.

So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt;
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt,
Die Sänger, schon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut erklang.

Die Alte spann noch immer
Im stillen Kämmerlein;
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein.

Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben,
Da spann sich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerschaaren
In's Waldgebirg davon.
„Was ragen doch da innen,
„Ob all' dem hohen Wald,
„Für graue Thürm' und Zinnen
„Von seltsamer Gestalt?"

Am Wege stand gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
„Hört meine Warnung an.
„Romantische Menschenfresser
„Hausen auf jenem Schloß,
„Die mit barbarischem Messer
„Abschlachten klein und groß."

Der Königssohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn;
Sie hieben mit dem Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin
Gesenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald;
Da sangen in den Bäumen
Die Vögel mannigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüsch erschien.

Zween Riesen schlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor;
Sie hielten, in's Kreuz geschlagen,
Die Hellebarden vor.

Darüber rüstig schritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit goldnem Saitenspiel.
Hochmächtige Gestalten,
Geschloßnen Auges, stumm,
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager reich von Gold;
Da ruhte, wohlgeschmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit frischen Rosen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Rosenlicht.

Der Königssohn, zu wissen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen
An ihren Mund so mild.
Er hat es bald empfunden
An Odem süß und warm,
Und als sie ihn umwunden,
Noch schlummernd, mit dem Arm.

Sie streifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angesicht;
Sie hob, so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau;
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

Ein Morgen roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.

Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister,
Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt, tiefgerühret:
„Dank dieser goldnen Früh',
„Die uns zurückgeführet
„Dich, deutsche Poesie!"

Die Alte sitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein!
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat sie der Schlag;
Gott schenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngsten Tag.

Eine der schönsten Allegorien ist folgende von Pfeffel, in welcher er die französische Revolution unter dem Bilde eines das Meer befahrenden Schiffes darstellt:

Ein Schiff, das lang im Ocean
Vor andern stolz hervorgeraget,
Ward endlich vom fatalen Zahn
Des Seewurms und der Zeit durchnaget;
Doch blieb der Kiel noch gut daran.
Der Schiffsherr, wie die Handschrift saget,
Ein braver Mann, gab das Gebot,
Den alten Schaden auszuheilen.
Sogleich griff alles zu den Beilen,
Der kluge Kopf, der Idiot,*)
Der Gauner, alles wollte zimmern;
Statt auszubessern, eilte man
Das ganze Fahrzeug zu zertrümmern,
Und, um nach einem eignen Plan
Ein neues Kunstwerk aufzubauen,

*) Der Unwissende.

Ließ man das Holz im Ausland hauen.
Der Schiffsherr sah den regen Schwarm
Mit Gram und ahnendem Entsetzen;
Allein gelähmet war sein Arm;
Er mußte sich noch glücklich schätzen,
Daß man ihm Rang und Namen ließ.
Nun war das seltne Werk vollendet,
Das man, von seinem Glanz geblendet,
Des Erdballs achtes Wunder hieß.
Es läuft ins Meer; die Segel blähen
Sich rauschend auf; die Wimpel wehen;
Vom wilden Hussa bebt das Land.
Allein schon in der ersten Stunde
Warf es ein Windstoß an den Strand,
Und der Patron ging mit zu Grunde.
Das Schiffsvolk hatte mit der Fracht
Auf eine Sandbank sich geborgen,
Und war nun mit vereinten Sorgen
Auf einen neuen Bau bedacht.
Es wußte nicht recht, was es wollte;
Nur kam es dahin überein,
Daß künftig kein Patron mehr seyn,
Und jeder Bootsknecht steuern sollte.
Doch bald entstand ein ärg'rer Strauß
Als jener, der die Baugenossen
Zu Babel schied. Das schwarze Haus
Der Furien ward aufgeschlossen;
Es spie ein Heer von Würgern aus,
Die täglich Ströme Bluts vergossen.
Der Werft, mit der Verwüstung Graus,
Mit Leichen ohne Zahl bedecket,
Glich einem großen Opferheerd,
Und dennoch ward der Bau vollstrecket.
Ein Machwerk, ganz des Berges werth,
Der diesen Maulwurf ausgehecket.
Die Bauherrn jauchzten hoch, allein
Eh' man dem stets empörten Meere
Die lecke bleierne Galeere
Vertraute, sahn die Klügsten ein,
Sie würde niemals segeln können,
Und faßten muthig den Entschluß,
Den ganzen Plunder zu verbrennen.
Der Machtstreich reizte den Verdruß

Des Pöbels unter den Matrosen.
Doch er besann sich bald und schnitt
Sich aus dem Rest der Segel Hosen.
Im Essen kommt der Appetit;
So ging es diesen Architecten.
Ein Stoß von neuen Bauprojecten
Ward aufgetischt. Man schrie, man stritt
Zwar auch; doch ging mit raschem Schritt
Der Schiffsrath dieses Mal zu Werke,
Und eh' man sichs versah, entstand
Ein Ideal, das größre Stärke
Mit größrer Leichtigkeit verband.
Das Schiffsvolk gab fünf Steuerleuten
Entzückt das Ruder in die Hand,
Und träumte lauter goldne Zeiten.
Nun schoß das Fahrzeug hoch und hehr
Beim Schall der Zinken und Posaunen
Vom Stapel in das offne Meer.
Die ganze Welt sah mit Erstaunen
Den furchtbar schnellen Riesenlauf,
Und weil es sich aufs Kapern legte,
So bracht' es manchen Fischzug auf,
Der fremder Kaper Haß erregte.
Doch weder durch vereinte Macht,
Noch durch der List verborgne Schlingen
Gelang es ihnen, es zu zwingen.
Oft hat die Zwietracht schon vollbracht,
Was nie der äußre Feind vermochte;
Sie schlich an der Piloten Heerd,
Wo sie das Gift der Herrschsucht kochte.
Der Taumelkelch ward ausgeleert.
Die Herrn begannen sich zu schlagen
Und gar vom Steuer wegzujagen;
Auch mancher Bootsmann, selber werth
Pilot zu seyn, ward ausgetrieben.
Das Schiff wird überall bedroht,
Schon fassen es die scharfen Zacken
Der ausgeworfnen Enterhaken;
Schon wühlt die Glut in seinem Schooß;
Schon hebet des Verderbens Loos
Sich aus der Urne des Geschickes;
Als aus dem fernen Orient
Ein Sohn des Sieges und des Glückes

Schnell wie ein Gott, die Wolken trennt,
Die Feinde schrecket, den Despoten
Die Arme lähmt, und den Heloten*)
Die Menschenrechte wieder schenkt.
Er stellt sich muthig an das Steuer,
Das er mit weiser Stärke lenkt;
Noch knirscht, noch schäumt das Ungeheuer
Der Zwietracht um sein waches Ohr,
Noch recket hinter seinem Schleier
Der Haß den schwarzen Kamm hervor.
Doch er, bewehrt mit Herkuls Keule,
Steht fest, wie des Pompejus Säule, **)
Auf die er seinen Namen schrieb.
Das wunde Schiff ward in der Eile
Zur Noth, und wie mit einem Hieb,
Auf offner See jetzt ausgebessert.
Die Kraft des Ruders ward vergrößert,
Das in der Hand des Retters blieb. —
Wird er mit seinem schönen Loose
Vergnügt als oberster Matrose
Den schlausten Feind, den Herrschertrieb,
Im eignen Busen stets bestreiten,
Und, von den Klippen unzerschellt,
Das Fahrzeug in den Hafen leiten:
So ist er, traun! der erste Held
Der alten und der neuen Welt.

Hier, Leser, bin ich stehn geblieben;
Zwar fand in meiner Chronika
Sich noch ein Blatt; doch siehe da!
In Ziffern war der Rest geschrieben.

---

7. Die Vision.

In der Vision werden entweder abwesende Personen und Dinge, oder Verstorbene, Geister, Engel als gegenwärtig dargestellt, und meistentheils auch redend eingeführt.

---

*) So hießen die Sclaven in Sparta.

**) Eine hohe Säule an der Küste Aegyptens.

Eine solche Vision finden wir im 1sten Act der Jungfrau v. Orleans v. Schiller:

Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Domremi,
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf. — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inselvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgebohrnen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt,
Und daß sie schon die große Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches sich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheim'schen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich gebohren, steht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geschehn;
Und eine heil'ge Eiche steht daneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten saß ich gern,
Die Heerde weidend; denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief.
— Und einstmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter diesem Baum
Gesessen, und dem Schlafe widerstand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber sonst wie ich
Als Schäferin gekleidet, und sie sprach zu mir:
„Ich bin's. Steh' auf, Johanna! Laß die Heerde!
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!
„Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!"
Ich aber sprach: wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts?
Und sie versetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,

„Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.
„Sieh' mich an! Eine fromme Magd, wie du,
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, gebohren,
„Und göttlich bin ich selbst!" Und sie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voller Engelknaben;
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und süßer Ton verschwebte in den Lüften, —
Und so drei Nächte nach einander ließ
Die Heilige sich sehn, und rief: „Steh' auf, Johanna!
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!"
Und als sie in der dritten Nacht erschien,
Da zürnte sie, und scheltend sprach sie dieses Wort:
„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden;
„Das harte Dulden ist ihr schweres Loos;
„Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden;
„Die hier gedienet, ist dort oben groß."
Und also sprechend ließ sie das Gewand
Der Hirtin fallen, und als Königin
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen sie hinauf,
Langsam verschwindend in das Land der Wonnen.

8. Das Räthsel, die Charade, der Logogryph, das Anagramm, und das Akrostichon.

Alle fünf Formen sind leichte Spiele des Witzes *), ohne einen hohen poetischen Werth zu haben.

Das **Räthsel** giebt die wesentlichen Merkmale eines Gegenstandes an, ohne diesen zu nennen, und verlangt, daß man denselben errathen soll. Die Merkmale müssen so seyn, daß sie zusammengenommen nur auf diesen einzigen Gegenstand passen, doch aber ihn nicht sogleich errathen lassen. Z. B.

*) Unter **Witz** versteht man die Fähigkeit, zwischen zwei ungleich scheinenden Gegenständen eine Aehnlichkeit herauszufinden. Unter den obigen Epigrammen enthalten die meisten Witz, z. B. das 34ste, wo zwischen einer Henne, die Eyer legt, und einer Frau, die Almosen austheilt, eine Aehnlichkeit angegeben wird, nämlich daß beide es mit Geräusch und Aufsehen verrichten.

Groß und einsam schweb' ich in den Lüften,
Doppelt leb' ich in den Felsenklüften;
Dieses Erdenrund berühr' ich nicht.
Klein erblickst du mich am blauen Himmel,
Kleiner noch im Sterngewimmel,
Doch am größten, wenn dein Mund von Leichen spricht.
Unter Menschen suchst du mich vergebens,
Weil ich nur der Anfang jedes Lebens,
Und von jedem Ziel das letzte bin.
Ohne mich wär' Lalage voll Mängel;
Selbst die Engel wären keine Engel,
Und dies Räthsel hätte keinen Sinn.

(Der Buchstabe L.)

Ich bin nicht breit, hoch aber wie die Ceder,
Hoch wie der Münster dort am Rhein.
Vom deutschen Volke kennt mich Jeder;
So rathe denn, wer ich mag seyn!
Ich bin ein Graf, sobald ich nur gebohren,
Bin Fürsten gleich, sobald ich Meister bin,
Und hast du gar ein Amt für mich erkohren,
Sinkst du in Demuth vor mir hin.
Drum muß besonders ich in Acht mich nehmen,
Den leisesten Verrath nicht zu begehn;
Du brauchst dich des Verrathes kaum zu schämen,
So ist's bei dir schon um den Kopf geschehn.
Und kommst du einmal heim zu mir gegangen,
Reich' ich dir unsres Deutschlands Götterwein.
Nur ein Gericht, das wirst du nicht verlangen,
Sonst möchten Raben unsre Gäste seyn.
Auch kann ich dir vom Kriege Manches sagen:
Wie einst ich an der Kirche stand,
Als Friedrich seine Schlacht geschlagen.
Doch reicht die Zeit mir freundlich ihre Hand,
Dann, Freunde, schmückt euch nur mit Myrthenkränzen;
Dann leg' ich Graf- und Fürstentitel ab,
Und knüpfe, unter frohen Jubeltänzen,
Ein festes Band bis an das Grab. (Von Houwald.)

(Die Sylbe: hoch.)

Die Charade unterscheidet sich nur dadurch vom Räthsel, daß zuerst die einzelnen Sylben des Worts (meist ein zusammengesetztes) bezeichnet werden, und dann erst das Ganze beschrieben wird. Ein Fehler ist es, wenn eine Charade auf mehr

als Ein Wort angewendet werden kann, oder wenn das Errathen zu leicht gemacht ist.

An meine kleine Caroline (v. C. B.).

O möchtest du des Ganzen dich erfreun,
Das man bei Kindern kaum so selten jetzt noch findet,
Und frei von dessen zweiter Sylbe seyn,
Bis freundlich dich der Tod mit seiner Hand umwindet.
Hast du die erste nicht auch ohne Wink schon aufgefunden?
Sie sagt das Gegentheil von dem, womit man sie verbunden.

(Unschuld.)

Erkennest du die Eigenschaft
Der ersten Sylbe an den Dingen,
Die man dir auflegt, suche nur die Kraft,
Die dir die zweite nennt,
Und du wirst sie vollbringen. —
Errathet ihr die Dulderin,
So kommt in ihrer Wohnung Schatten,
Ihr Lebensmüden, Lebenssatten,
Und sinkt an ihren Busen hin.
Seht! sie umfängt mit stillen Zähren
Wie euch, so euren heißen Schmerz,
Und kann sie Hülfe nicht gewähren,
So lächelt doch das kranke Herz,
Wenn sie das nahe Grab ihm zeigt,
Wo unter schaurigen Cypressen
Ein süßes, ewiges Vergessen
Die Friedenspalme niederbeugt. (B. Caroline Kl.)

(Schwermuth.)

In jeder Gegend, wo man Art und Richtscheit kennt,
Siehst du die erste Sylb' entstehen.
Die Pflanze, welche dir die zweite Sylbe nennt,
Muß ganz aus ihrer Hülle gehen,
Eh' man sie nützt. Ein Theil der ersten ist die dritte,
Und Mädchen, die der Häuslichkeit
Und stillem Fleiße sich nach alter deutscher Sitte
Mit Unbefangenheit geweiht,
Die liefern gern den Stoff zum Ganzen,
Statt sich auf Bällen krank zu tanzen. (Von C. B.)

(Hausleinwand.)

Der Logogryph ist gleichfalls ein Räthsel, aber ein zusammengesetztes. Es wird nämlich nicht nur Ein Wort beschrie-

ben, sondern durch das Hinweglassen oder Hinzusetzen einzelner Buchstaben werden neue Wörter gebildet, die gleichfalls zum Gegenstande des Räthsels gemacht werden.

Das Ganze verkündet auf freundlichen Auen
Den Fleiß rascher Mädchen und häuslicher Frauen;
Doch einen Buchstaben entziehe dem Worte,
Und dann — ach! man trägt es beweint bis zur Pforte,
Die schmerzlich den Auen es ewig verschließt,
Wenn gleich auch das Herz es wohl nimmer vergißt. —
Und nimmst du vom Worte noch einen Buchstaben —
Ein Baum dann, vor vielen im Walde erhaben,
Der gern oft mit Kühlung den Müden erquickt,
Steht vor dir, mit Würde und Hoheit geschmückt.
Doch trenne vom Baume, der, wenn er nach Jahren
Das selbst wird, was jene zwei Sylben erst waren,
Das zweite, zur ewigen Ruhe umfaßt,
Das erste und letzte der Zeichen, so hast
Du endlich ein Wörtchen, — verlaß dich auf mich —
Was Keiner dir besser enträthselt als ich.

(Bleiche. Leiche. Eiche. Ich.)

Das Anagramm ist ein solches Räthsel, welches ein Wort bezeichnet, das durch Versetzung der Buchstaben zu einem andern Worte wird, und dann zu einem neuen Räthsel Stoff giebt.

Drei Sylben — o geliebte Wohnung! —
Oft in der Fremde dacht' ich dein,
Und wünschte nichts mir zur Belohnung,
Als umgekehrt die drei zu seyn.
Daß man das Wort noch mehr muß lieben,
Hat Iffland und ein Freiherr es geschrieben,
Hat Iffland drin der deutschen Welt
Zwei wackre Deutsche dargestellt*).

(Vaterhaus — Hausvater.)

Das Akrostichon ist ein jedes Gedicht, das so eingerichtet ist, daß die Anfangsbuchstaben der Zeilen, zusammengelesen, ein Wort oder mehrere Wörter bilden, die in Bezug auf das Gedicht stehen. Nachstehendes Akrostichon wurde auf eine be=

---

*) Iffland, Schauspieldirector in Berlin, starb 1814, und schrieb unter andern auch das Schauspiel: der Hausvater.

Ein Schauspiel unter demselben Titel dichtete auch der Freiherr von Gemmingen, gest. 1791 als würtembergischer Geheimerrath.

liebte Schauspielerin in Berlin, Johanna Eunike, die in der Rolle der Zerline besonders gefallen hatte, gedichtet.

In Thaliens heiterm Tempel
Opferten die Auserwählten;
Heil'ge Schauer mich ergriffen,
Als ich alle sie erblickte.
Nicht an würd'gen Priestern fehlt' es,
Noch betagten Priesterinnen;
Aber — Eine war die Krone.

Ein alter Glaube hat sich mir bewährt,
Und was der Vorzeit fromme Sage lehrt,
Neu sah ich's dort vor meinem Blick erstehn.
Ja! freundlich kehren Engel bei uns ein;
Kein irdisch Mädchen kann Zerline seyn!
Ein Kind der Himmel hab' ich sie gesehen.

---

9. Die Endreime.

Es sind solche Gedichte, zu denen dem Dichter die Reime gegeben werden, also im Grunde eine poetische Spielerei. Der Dichter kann dabei mehr seine Gewandtheit in glücklicher Verbindung der Reime, als sein eigentliches poetisches Talent zeigen.

Das neue Jahrhundert
(von Aloys Schreiber, Hofrath in Carlsruhe).

Die Parze nimmt bald eine neue Spindel,
Und Charon zimmert einen neuen Kahn,
Bald lacht, — dem Säugling gleich aus seiner Windel,
Ein neu Jahrhundert uns vom Arm des Friedens an.

Die Zeit, da die cumanische Sibylle
Beim Maro*) sang, die goldne Zeit beginnt;
Wir leben dann ein Leben der Idylle,
Wo Jedem das Geschick ein goldnes Fädchen spinnt.

---

*) Maro ist der römische Dichter Virgil, der zu Kaiser Augusts Zeit lebte, und den Zunamen Maro hatte. Er erwähnt in seinem Heldengedichte, der Aeneide, der Sibylla, die in einer noch vorhandenen Höhle bei Cumä, einer Stadt unweit Neapel, wohnte, und die Zukunft prophezeihte.

Man kämpft nicht mehr mit Degen oder Feder,
Des Geistes Flug hemmt kein Censur-Edict;
Der Menschensinn wird nicht von dem Katheder
Mit dunkeln Räthseln mehr in den April geschickt.

Kein Ketzer wird gebraten und gesotten,
Auch Synagogen gönnt man Thurm und Knopf;
Es pflanzt fortan ein Jeder seine Schoten,
Und Sonntags fehlt das Huhn nicht in dem kleinsten Topf.

Es kauft kein Thor sich mehr, nebst einer Krücke,
Vom Ruhm ein Blatt aus seinem Lorbeer-Kranz;
Die Schönheit läßt dem Kahlkopf die Perücke;
Mit freiem Lockenspiel eilt sie zum Reihentanz.

Was Jeder werth ist, läßt man Jeden gelten,
Er hab' ein blondes oder Wollenhaar,
Und holt nicht mehr aus neuentdeckten Welten
Gewürz und Pocken und noch etwas Schlimmres gar.

O schöne Zeit, komm, eile, nimm dir Flügel,
Erscheine gleich bei des Jahrhunderts Schluß,
Damit ich nicht, wie Moses, von dem Hügel
Das Eldorado*) sehn, und dann mich trollen muß!

(Eine Prinzessin von Bernburg gab dem Dichter Joh. Georg Jacobi, gest. 1814 als Professor in Freiburg im Badenschen, folgende Wörter, um dieselben in einem Gedichte in beliebiger Ordnung anzubringen: Lichtputze, Tisch, Tarok, Spiegel, liebenswürdig, Mogul, Ahnen, Schlitten, Saturn, Karo-Aß, Marken, Herz, Eyerkuchen. Er entwarf darauf folgende Verse, die freilich streng genommen keine eigentlichen Endreime enthalten:)

Das goldene Zeitalter.

In jener goldnen Zeit, in der Saturn regierte,
Als noch ihr ungekünstelt Haar
Die Nymphe nur mit jungen Rosen zierte,
Und Quell und Bach ihr Spiegel war;
Als auf dem Rasen sie der Lerche Lieder weckten,
Und Marken-Schächtelchen die Tische nicht bedeckten;
Als keine Schöne noch in späten Nächten saß,
Und im Tarok bei Karo-Aß
Der Mutter Unterricht vergaß;

---

*) Nach der Entdeckung von Amerika trug man sich mit der Fabel, daß im Innern von Südamerika ein reiches Goldland sey, wo man das Gold nur vom Boden aufzuheben brauche. Dies oft gesuchte, aber nie gefundene Land nannte man El Dorado d. i. Goldland. Hier so viel als gelobtes, glückliches Land.

Als man dem Stutzer nicht auf jedes Wörtchen glaubte,
Und Pfand- und Schlitten-Recht ihm keinen Kuß erlaubte;
Als man im stillen, sichern Thal
Vergnügt den kleinen Acker nutzte,
Und kein Bedientenschwarm im weiten Marmorsaal
Auf Leuchtern von Krystall dreihundert Lichter putzte:
Da konnten die Zufriedenheit selbst Mogul's Schätze nicht versuchen.
Es saß die alte Redlichkeit
Bei schlechter Kost, bei Brod und Eyerkuchen,
Und reiner Lust war jedes Herz geweiht.
Da prangte man nicht mit zerrißnen Fahnen;
Wer liebenswürdig war, bedurfte keiner Ahnen
Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt;
Allein dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.

Von der Prosa.

Schon oben haben wir den Unterschied der Prosa von der Poesie und das Eigenthümliche der Prosa angegeben. Sie drückt das aus, was aus unserem Verstande hervorgeht, ohne daß das Gefühlsvermögen einen lebhaften Antheil daran nimmt. Was der Verstand gedacht, die Vernunft erwogen hat, wird möglichst deutlich, aber in einer ansprechenden Form vorgetragen, damit der Verstand Andrer die Wahrheit des Gesagten einsehe. Die Prosa will also nicht zunächst auf die Einbildungskraft Andrer wirken, — darum verschmäht sie die Bildersprache, — sondern auf den Verstand, — darum bedient sie sich der eigentlichen Ausdrücke. Wenn der Dichter in einer idealen Welt sich bewegt, so nimmt der Prosaist die Welt, wie sie wirklich ist.

Alles, was zum wirklichen Leben gehört, betrifft entweder Erkenntnisse, — oder Ereignisse, — oder schriftliche Mittheilungen an abwesende Personen, — oder schriftliche Bezeichnung der Verhältnisse des öffentlichen Lebens. Daher theilt man alle Prosa ein:

1. in den Lehrstyl,
2. in den geschichtlichen Styl,
3. in den Briefstyl,
4. in den Geschäftsstyl.

Erster Abschnitt.

Der Lehrstyl.

Zum Umfange des Lehrstyls gehört alles, was zum Kreise der menschlichen Erkenntniß gehört. Zwei Eigenschaften dürfen ihm nicht fehlen: Wahrheit und Schönheit. Wir sollen

nämlich nicht nur die Richtigkeit der vorgetragenen Wahrheiten einsehen, sondern auch Wohlgefallen an der Art des Vortrags empfinden. Der Hauptzwe des Lehrstyls ist allerdings zu belehren und Ueberzeugung hervorzubringen. Aber wir haben nicht bloß Verstand, sondern auch Einbildungskraft und Gefühle, und diese Kräfte sind nicht so schroff von einander geschieden, daß nicht der Lehrstyl auch nebenbei die Einbildungskraft und die Gefühle berühren sollte. Doch hängt das vom Stoffe ab. Manche Gegenstände können bloß den Verstand beschäftigen, z. B. die Lehren der Mathematik; andere wirken zugleich auf das Gefühlsvermögen und die Einbildungskraft, z. B. die Astronomie. Ferner hängt es von dem Zwecke des Lehrenden ab, ob er seinen Styl mit mehr oder weniger Schmuck ausstatten will. Trägt er einem Kreise von Gelehrten seine Lehren vor, so wird der Styl anders seyn, als wenn er das weibliche Geschlecht, und wieder anders, wenn er Kinder belehren will. Ebenso bestimmt sein Zweck, ob er kurz oder umständlich reden soll. Je nachdem seine Zuhörer oder Leser gelehrter oder gebildeter sind, muß er auch seinen Vortrag anders einrichten.

Hier kann nur von dem Lehrstyl die Rede seyn, der dem weiblichen Geschlecht verständlich seyn soll. Dieser muß nicht nur alles vermeiden, was nicht zu dem Kreise dessen gehört, was dieses Geschlecht zu wissen braucht, sondern auch alle Ausdrücke und Anspielungen vermeiden, welche selbst den Gebildeten desselben unverständlich seyn würden. Einen solchen Lehrstyl nennt man den populären d. i. allgemein verständlichen. Die eigentliche Philosophie z. B. würde zu diesem Kreise nicht gehören, theils weil man dem weiblichen Geschlecht die Anstrengung des Verstandes, die nöthig ist, um dem Vortrage der Philosophie zu folgen, nicht zumuthen kann, theils weil die dabei vorkommenden wissenschaftlichen Ausdrücke unbekannt seyn würden. Folgendes würde z. B. dahin gehören:

„Eine Wahrheit heißt empirisch, sofern sie auf Erfahrung gegründet ist, d. h. sofern sie darum als wahr angenommen, weil die Erfahrung das lehrt, was sie aussagt. Dagegen ist eine Wahrheit rational, sofern sie nicht auf Erfahrung beruht. Bei einer rationalen Wahrheit muß die Vernunft ohne Hülfe der Erfahrung einsehen, daß dasjenige statt finde, was diese Wahrheit aussagt," u. s. w.

Diese Sätze sind zwar verständlich, erfordern aber eine gespannte Aufmerksamkeit des Verstandes, und möchten daher dem weiblichen Geschlechte nicht zusagen. Unverständlicher würde demselben Folgendes seyn:

„Es ist nothwendig, daß die vernünftigen endlichen Wesen während der disciplinarischen Epochen ihres Daseyns in Zusammenhang und unter den Einfluß eines Systems von Kräften gesetzt werden, welches mit der Gesetzgebung der moralischen Vernunft nicht harmonirt, eines Systems von Kräften, in welchem sich denselben allenthalben Reize zur Sünde entgegenstellen, hingegen keine anschaulichen Aussichten zu einer Harmonie der Glückseligkeit mit der Tugend eröffnet werden;" u. s. w.

Dagegen ist Folgendes allgemein verständlich:

Natürlichkeit.
(Aus der Anstandslehre für das weibliche Geschlecht, von der Gräfin v. Wallenburg.)

Es giebt in dem Betragen eine gewisse liebenswürdige **Natürlichkeit**; sie steht im Gegensatze mit dem Unnatürlichen, Gezierten, Erkünstelten und Steifen. Es kleidet Jeden, und erweckt das Wohlgefallen Anderer, wenn man sich in seinem ganzen Wesen treu an die Natur hält. Jede Abweichung von der Bahn, die sie uns vorzeichnet, beleidigt den Geschmack, das Gefühl fürs Schöne, und macht einen widrigen Eindruck. Aber die Natürlichkeit, die ich Naivität nennen möchte, ist nicht rohe, ungebildete Natur, wie wir sie bei den schlichten, ununterrichteten, ungehobelten Naturmenschen finden, wo sie uns in ihren Aeußerungen fast thierisch, nicht menschlich, widrig und abschreckend erscheint. Die Natürlichkeit, welche ich meine, ist das Product des Unterrichts, der sittlichen Disciplin, des Umgangs, der Kenntniß und richtigen Anwendung der Regeln des Anstandes. Bei ihr hat die Kunst den Charakter einer durch sie veredelten Natur erhalten.

Wir sehen mit Vergnügen ein Landmädchen, an dem wir lauter Natürlichkeit in ihrer Sprache, in ihrem Benehmen wahrnehmen; aber ihre Natürlichkeit würde sich für die gebildete Jungfrau nicht passen, sie würde zum Lächeln und Spötteln reizen, wenn sie so in einer Gesellschaft erschiene. Bei dieser hat die Natürlichkeit höhere Grade; sie verleugnet das Schickliche, das Wohlanständige nicht, und fällt nicht in das Gemeine, Rohe und Ungebildete.

Es wäre z. B. natürlich, eine uns in der Gesellschaft zugefügte Beleidigung augenblicklich zu rächen; aber es zeigte von thierischer Rohheit, von Unkultur, von Mangel an Selbstbeherrschung und gänzlicher Unkenntniß der Pflichten, die wir der Gesellschaft schuldig sind. Es ist natürlich, selbst Unreines, Schmutziges, Ekelhaftes mit dem rechten Namen, ohne Umschreibung und Verhüllung zu bezeichnen; es

verstößt aber gegen die Bildung, die man von Damen erwartet, welche Ansprüche auf feinere Lebensweise machen. Dem Natürlichen muß die bessere Sitte, die Scham, das Anständige und Schickliche zur Seite gehen, es begleiten und unzertrennlich bei ihm bleiben. Wir können nicht reden, was wir wollen, nicht sitzen, stehen und gehen, wie wir wollen, so natürlich dies auch wäre; der Anstand schreibt andere Gesetze vor, und übertreten wir sie, so fallen wir ins Grobe, Gemeine und Pöbelhafte. Ein großer Gelehrter, wenn ich Rousseau*) so nennen darf, meinte auch, es sey dem Menschen natürlich, auf Händen

*) Jean Jacques Rousseau war 1712 in Genf gebohren, der Sohn eines Uhrmachers. Schon als Knabe hatte er seinen Geist durch fleißiges Lesen gebildet. Auch er sollte Uhrmacher werden; aber er entlief, 16 J. alt, seinem harten Lehrherrn, und wurde in Turin Bedienter, bis er zufällig an der Tafel seines Herrn seine höhere Bildung einmal verrieth. Sein Herr entließ ihn beschenkt, und nun lebte er auf dem Gute einer wohlthätigen Dame den Wissenschaften und der Beobachtung der Natur. Dreißig Jahre alt ging er nach Paris. Hier sah er auf der einen Seite die Schwelgerei der Reichen und auf der andern die Armuth des niedrigen Volks, und dies empörte ihn so, daß er den bittersten Haß gegen die damals bevorrechteten Stände faßte. Nur im Zustande der Natur, meinte er, könnte der Mensch glücklich leben; jede Verfeinerung aber wäre sein Unglück. Ja er behauptete im Ernste, daß die Wissenschaften und Künste alles menschliche Elend hervorgebracht hätten. Das zog ihm Spott und Verfolgung zu, und dies nöthigte ihn, Paris zu verlassen. Er ging nach Genf, kehrte aber bald wieder nach Frankreich zurück, und wohnte im Dorfe Montmorency bei Paris, wo er seine beiden berühmtesten Werke schrieb: die neue Heloise, und Emil oder über die Erziehung. Das letztere, das bei vielem Trefflichen freilich auch manche sonderbare Behauptung enthält, wurde von der Geistlichkeit angegriffen, vom Scharfrichter verbrannt, und er war genöthigt nach Genf zu fliehen. Aber auch hier wollte man ihn nicht dulden. Er ließ sich im Kanton Neufchatel nieder. Doch auch hier ließ man ihm keine Ruhe. Die Bauern warfen ihm, vom kathol. Geistlichen dazu aufgewiegelt, die Fenster ein. Friedrich der Große ließ ihm Schutz und Unterstützung anbieten. „Nein!" sagte R., „ich habe übel vom Könige geredet, und kann daher keine Wohlthaten von ihm annehmen." Jetzt wohnte er auf der kleinen Petersinsel im Bieler-See. Aber auch von da vertrieb ihn die berner Regierung. Er nahm darauf nach England seine Zuflucht, und lebte hier eine Zeitlang glücklich und geehrt. Aber sein Menschenhaß ließ ihm keine Ruhe. Ein Freund verschaffte ihm eine Pension vom Könige; darüber wurde er wüthend, brach mit seinem Freunde, und hielt sich für entehrt und von der ganzen Welt verfolgt. Dabei war er ein kindlich-gutmüthiger Mensch. Er ging einmal lange Zeit nicht aus dem Hause, weil sich zwei Schwalben in seinem Schlafzimmer ein Nest gemacht hatten; „denn", sagte er, „ich muß alle Augenblicke den unschuldigen Thierchen das Fenster aufmachen, damit sie hinaus und herein können." Er lebte nun in Paris von Notenabschreiben sehr kärglich, und doch nahm er es sehr übel, wenn man ihm mehr dafür geben wollte, als er verlangte. Zuletzt bezog dieser sonderbare Mann ein Landhaus in Ermenonville bei Paris, wo er 1778 lebenssatt, plötzlich starb.

und Füßen zu gehen; aber man fand das doch zu natürlich, thierisch, und erlaubte es nur Kindern in der Kinderstube, als Vorübung, um auf zwei Füßen gehen lernen zu können. Man kann es also mit der Natürlichkeit übertreiben, und sich dadurch sehr widrig auszeichnen.

Das Affectirte, Gezierte, künstlich Abgemessene, Erzwungene in dem Ton der Stimme, im Mienenspiel, in dem Gange, in den Bewegungen, in den Reden, zeigt Mangel an wahrer Bildung, ist abgeschmackt, und wird, wenn es einen hohen Grad erreicht, lächerlich. Es legt dem, der so Einfachheit und Natur verleugnet, einen großen Zwang auf. Die Natürlichkeit hingegen, die veredelte, ist frei, zwanglos, ohne Ziererei; sie gefällt, eben weil sie natürlich ist.

Zu dieser Natürlichkeit bist du erzogen. Deine Miene spricht das natürliche Gefühl aus, das dein Herz bewegt; du modelst sie nicht nach einer besondern Kunst, und schreibst gleichsam so eine andere Schrift auf dein Gesicht, als auf ihm stehen muß. Wenn es in deinem Innern lacht, so funkelt die Fröhlichkeit aus deinen Augen; sie ist keine erborgte, nachgemachte Heiterkeit. Deine Sprache hat einen natürlichen Ton, und nicht ängstlich gewählt sind zierliche Worte, mit denen du deine Gedanken und Gefühle bezeichnest. Du spielst keine gelernten Theaterrollen, und sinkst nicht in Ohnmacht, wenn Unerwartetes dich erschüttert, was man mit Ruhe ertragen muß. Es sprudelt bei dir nicht in Entzückungen über, wenn du dich mit einem und über einen freust. In deinen körperlichen Bewegungen herrscht nichts Steifes und Geziertes, aber auch nichts Gemeinnatürliches, sondern die veredelte, nach den Gesetzen des Anstandes gebildete und gewöhnte Natur. Nicht glaube ich dir zu schmeicheln, wenn ich die edle Natürlichkeit an dir rühme, die selbst in der Anordnung deiner Kleidung und deines Putzes sichtbar ist. Nie wirst du jenes tadelnswerthe Natürliche, was nur Rohheit, ein verwildertes Wesen, eine plumpe Geradheit ist, was Alles stößt und umläuft, eines gebildeten und wohlerzogenen Menschen würdig finden. Nur Mißfallen kann es erregen. Es stehen viele Jungfrauen in dem Wahne, daß sie um so mehr gefielen, je natürlicher sie wären; aber sie mögen bedenken, daß sie ohne die Cultur geistiger Kräfte, ohne zartes Schicklichkeitsgefühl, ohne Sittenbildung es nicht seyn können, wie man es seyn muß. Sie verkennen den wahren Charakter einer liebenswürdigen Naivetät, und fallen so mit der beliebten Natürlichkeit ins Gemeine, Platte, was sie verunziert.

Ebenso folgendes (aus Rosaliens Vermächtniß von Glatz, gest. 1831 als Consistorialrath in Preßburg):

Sanftmuth.

Dem Manne gab die Natur Kraft, Muth und Stärke. Er hat in der Außenwelt oft viel zu kämpfen, um das Ziel zu erreichen, das

er sich vorgesteckt hat. Seine Geschäfte erfordern nicht selten Anstrengung und festen unerschütterlichen Sinn, seine Pflichten für Gott und Vaterland schwere Aufopferungen, Selbstverleugnung, heroischen Geist. Dem Manne von eisernem Sinn und fester Entschlossenheit gebührt Ehre, und wir werden ihm manche Härte und Sprödigkeit in seinem Charakter leicht verzeihen. Er ist bestimmt, durch Männlichkeit und herrischen Muth zu gebieten.

So nicht das Weib. Nicht mit Unrecht heißt unser Geschlecht das schwächere. Feiner und zarter sind seine Nerven, subtiler sein ganzer Körperbau. Auf andern Wegen und durch andre Mittel soll ein weibliches Wesen zur Herrschaft gelangen, als der Mann: durch lieblichen, freundlichen Sinn und weibliche Sanftmuth soll es für sich gewinnen und die Herzen der Männer regieren.

Das Weib, das auf eine andere Weise sich bemerkbar machen will, weicht offenbar von dem Wege ab, den ihm die Natur selbst angewiesen hat. Es giebt so manche unsers Geschlechtes, die mit aller Absicht sich dem Männlichen nähern, durch ein gleichsam heroisches Wesen sich auszuzeichnen, und durch ein ungeschmeidiges, herrisches Benehmen den Ruf eines großen, hohen Geistes zu erwerben wünschen. Amazonen dieser Art haben nie ihr Glück gemacht. Weder Weib, noch Mann, schwankten sie unaufhörlich als Mittelding umher, ungeachtet, ungeliebt, und sehr oft ein Gegenstand des Spottes und harten Tadels. Aber so rächt sich die beleidigte Natur!

Nie wirst du es vergessen, theure Amanda, daß weibliche Wesen auf Erden schöne Milde, fromme Geduld, freundliche Nachgiebigkeit und Sanftheit der Sitten darzustellen bestimmt sind. Dies ist ihr schöner Beruf, dies das Element, in welchem sie leben und freudig wirken sollen. Er sey auch dir stets gegenwärtig und heilig, dieser Beruf! Harte, ungefällige Sitten meide mit aller Sorgfalt. Ungefügigkeit und spröde Unbiegsamkeit macht bei dem Weibe immer einen widerlichen Eindruck. Dich ziere immerfort ein weibliches, sanftes Wesen. Fahre Niemanden mit harter Rede an, sondern gewinne für dich durch milde, liebreiche Worte. Gerathe nie in tobende Leidenschaft, sondern behaupte allezeit einen rein-milden Sinn. Vertheidige dich nie mit ungestümer Heftigkeit, sondern mit edler, sanfter Wärme. In deinem ganzen Wesen und Benehmen offenbare sich der Geist weiblicher Sanftmuth. Dieß ist der Natur gemäß, und du wirst dadurch nicht nur selbst das meiste gewinnen, sondern auch Andre beglücken, und die Freuden des Lebens vermehren, wozu du gerade bestimmt bist.

Bescheidenheit.

Es giebt einen edleren Stolz, von dem man wünschen muß, daß er das Eigenthum eines jeden Menschen wäre. Er gehet aus dem Gefühl unsrer Würde hervor, und diese beruht wieder auf dem Bewußt-

seyn eines durchaus guten Willens und edler Bestrebungen. Wer einzig und allein das Rechte will, und im Guten lebt und webt, erscheint in seinen eignen Augen achtungswürdig, und wird empört, wenn ihm das Laster zumuthet, die Bahn desselben zu betreten. Er ist zu stolz, um sich zu dem herabzulassen, was niedrig und unsittlich ist. Ein solcher Stolz sey auch dir eigen, liebe Amanda! Fühle es stets, daß der Mensch zum Höheren geboren sey; und wirst du zu Handlungen gereizt, die deine Vernunft und dein Gewissen nicht billigen können, so rege sich in dir jener edlere Stolz, der alles verachtet, was ungerecht und böse ist.

Uebrigens gleiche dem Veilchen, das in stiller Bescheidenheit blüht, und Wohlgeruch um sich verbreitet. Man verträgt es schon bei einem Manne nicht leicht, wenn er sich zu sehr hervordrängt, auf seine Kraft und Wissenschaft pocht, und es darauf anlegt, sich bemerkbar zu machen. Bei dem weiblichen Geschlechte findet man so etwas noch unverzeihlicher; hier erwartet man immer edle Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit Die Frauen sind nicht dazu bestimmt, Aufsehen zu erregen; eine stille Wirksamkeit hat ihnen die Vorsehung angewiesen; geräuschlos und bescheiden sollen sie ihren Lebenspfad fortwandeln. Sie verlieren dabei nicht das Geringste. Denn ihr bescheidnes, anspruchloses Wesen ist eine Perle mehr in dem Kranze der Schönheit, mit welchem sie die Natur zu schmücken pflegt. Ihre Liebenswürdigkeit erhält gerade durch einen edlern, bescheidnern Sinn einen großen Zusatz, da hingegen Unbescheidenheit und Uebermuth ihr ganzes Wesen entstellt, und ihrer Herrschaft über die Herzen der Menschen ungemeinen Eintrag thut.

Sey daher bescheiden in deinen Reden und Urtheilen, meine Tochter! So wenig ich stumme Mädchen liebe, die in gesellschaftlichen Kreisen an dem Gespräche keinen Antheil nehmen, so sehr sind mir diejenigen zuwider, die sich ein vorlautes Wesen angewöhnt haben, immer nur allein sprechen, und dadurch das Vorurtheil von sich erregen wollen, als besäßen sie eine ausgezeichnete Bildung des Geistes. Sind sie vollends keck und unvorsichtig in ihren Urtheilen über Andere, so verdienen sie mit Recht den Tadel, den sie sich in der Regel zuziehen. Wüßten dergleichen unbescheidne Frauenzimmer, welche üble Eindrücke sie gewöhnlich durch ihr anspruchsvolles Wesen auf Andere machen, und wie nachtheilig sie deshalb beurtheilt werden, sie würden — schon ihres eignen Vortheils wegen — behutsamer und bescheidner in ihren Reden und Urtheilen seyn. Nichts ist häßlicher in der That, als ein sich vordrängendes, schnippisches Mädchen!

Du, liebe Amande, wandle auch in dieser Hinsicht die Mittelstraße. Nimm Antheil an geselligen Unterhaltungen, sprich und urtheile unbefangen, und belebe dadurch das Gespräch, aber sey nie

vorlaut, urtheile nie über Dinge, die du nicht gründlich verstehst, und bist du in Gesellschaft von ältern, einsichtsvolleren und erfahrenern Personen, so höre lieber zu, als daß du viel mitsprächest. Bist du andrer Meinung als sie, so widersprich ihnen niemals mit Eigensinn; bescheide dich, in deinen Ansichten vielleicht zu irren, und theile höchstens deine Meinung mit aller Bescheidenheit mit. Es macht einen widrigen Eindruck, wenn junge Personen sich mit älteren und erfahrenern in einen Streit einlassen und Alles besser wissen wollen. Das thue du nie, liebe Tochter!

In deinem ganzen Benehmen gegen Andere lege immer und überall ein bescheidnes Wesen an den Tag. Ohne schüchtern und kleinmüthig zu seyn, und deiner Würde etwas zu vergeben, wandle unter deinen Freundinnen und überhaupt unter denen, mit denen du in näherer oder entfernterer Verbindung lebst, als ein Wesen, das von seinen Vorzügen keine übertriebenen Vorstellungen hat, und die Vorzüge Anderer zu bemerken und zu schätzen versteht. Du wirst vielen Neckereien und Verdrießlichkeiten entgehen, wenn du dich davor in Acht nimmst, die Aufmerksamkeit Anderer zu sehr auf dich zu ziehen, oder dich unbescheiden vorzudrängen. Je bescheidner du in deinem ganzen Benehmen bist, desto mehr Liebe, Achtung und Zutrauen werden dir deine Nebenmenschen beweisen.

Zweiter Abschnitt.

Der geschichtliche Styl.

Alles, was außer uns in der Welt geschieht, trägt der geschichtliche Styl vor, also alle Thatsachen und Ereignisse, alles, was zum Kreise der Erfahrung gehört, während der Lehrstyl sich mit dem, was in uns ist, mit unsern Vorstellungen und Begriffen, sich beschäftigte. Auch hier sind Wahrheit und Schönheit zwei Hauptgesetze. Alles, was der geschichtliche Styl darstellt, muß wirklich geschehen seyn; sonst gehört es nicht ins Gebiet der Prosa, sondern der Poesie (Fabel, Mährchen, Parabel, Roman, Novelle, Drama). Ebenso muß der Styl schön seyn, d. h. um sein selbst willen gefallen, und so lebendig, daß der Leser oder Zuhörer ein möglichst deutliches Bild von dem geschilderten Gegenstande erhält. Noch mehr als bei dem Lehrstyl wird hier die Einbildungskraft und das Gefühl in Bewegung gesetzt. Wie weit der Geschichtschreiber auf den Verstand seiner Leser, oder zugleich auf Einbildungskraft und Gefühl einwirken soll, hängt wieder, wie bei dem Lehrstyl, von seinem Zwecke ab; anders wird er für Erwachsene als für Kinder, anders für Gelehrte als für Ungelehrte, anders für Gebildete als für Ungebildete schreiben.

Zum ganzen Kreise der Erfahrung gehören aber theils bereits vergangene Thatsachen, theils noch gegenwärtige Erscheinungen. Die Vergangenheit wird erzählt, die Gegenwart beschrieben. Danach theilt man den historischen Styl ein:

I. in Erzählung, und
II. in Beschreibung.

I. Der erzählende geschichtliche Styl.

Er umfaßt also alles, was in das große Reich der **Vergangenheit** gehört, also alle Ereignisse, die sich auf der Erde zutragen, alle Veränderungen, die auf der Erde vorgingen. Diese Ereignisse und Veränderungen können aber entweder die eigentliche Natur, oder den Menschen insbesondere betroffen haben. Daher gehört dahin

1. Die **Naturgeschichte**.
2. Die **Menschengeschichte**.

1. Die Naturgeschichte.

Darunter verstehn wir nicht das, was man gewöhnlich, aber sehr unrichtig, so nennt, nämlich eine Beschreibung der Thiere, Pflanzen und Mineralien, sondern die Erzählung von den Veränderungen, welche in der Natur vorgegangen sind. Sie erzählt, wie sich die Oberfläche der Erde nach und nach verändert habe, wie hier Land, dort Meer entstanden sey; sie spricht von den Ueberschwemmungen, den verschiedenen Erdbeben und andern vulkanischen Ereignissen, von der Entstehung neuer Inseln, vom Untergange ganzer Ländertheile, von dem Aussterben oder der Ausartung mancher Thierarten u. dergl., also eine eigentliche Geschichte der Natur.

Hier stehe eine Beschreibung des Ausbruches eines Vulkans in Island, des Skaptar-Jökul (aus Sommers, Prof. in Prag, Gemälde der physischen Welt):

„Bereits gegen das Ende des Januars 1783 bemerkte man ungefähr 6 oder 7 deutsche Meilen südwestlich von dem die südwestlichste Spitze Islands bildenden Vorgebirge Reikianeß, im Meere Flammen, welche sich über dem Wasser zeigten. Zu gleicher Zeit erschienen daselbst verschiedene kleine Inseln, die jedoch später wieder verschwunden sind. Diese Flammen dauerten mehrere Monate, während welcher große Mengen Bimsstein und dünne Schlacken an verschiedenen Theilen der südlichen Küste angespült wurden. Erst zu Anfange des Junius verschwanden diese Flammen, und nun begann dafür der fürchterliche Ausbruch des Skaptar-Jökul, welcher fast in der Mitte der Insel, in der niedrigsten Gegend derselben, liegt, und von obiger Stelle im Meere, wo die Flammen hervorgebrochen waren, auf 45 deutsche Mei-

len entfernt ist. Anfangs wurden nur einzelne Erdstöße bemerkt, aber diese wurden immer häufiger und gewaltsamer, und bald erschienen, nachdem eine Menge Rauch und Dampf vorausgegangen war, drei große Feuersäulen, welche zuerst abgesondert brannten, dann aber sich vereinigten und dergestalt vergrößerten, daß man sie 34 Meilen weit sehen konnte. Der Wind verbreitete weit umher so viele Asche und Sand, daß man am hellen Mittage nicht lesen konnte. Auch wurden große Massen Bimsstein und andere Steine umhergeschleudert. Ein häufiger Regen, mit Schwefelsäure vermischt, ätzte Hände, Gesicht und Füße unter häufigen Schmerzen, und zerfraß die Pflanzen. Am 11. Jun. verschwand der große Fluß Skaptar, der auf dem Skaptar-Jökul entspringt, und seit Anfang dieses Jahres ungewöhnlich wasserreich, aber auch übelriechend gewesen war, so gänzlich, daß man an Stellen, wo man sonst nur in Booten hatte übersetzen können, jetzt zu Füße hinübergehen konnte. Aus einer großen Erdkluft von 200 Klaftern Tiefe, in welche sich sonst der Fluß ergossen hatte, brach nun, nachdem er ausgetrocknet war, zwei Tage darauf plötzlich ein ganzes Meer von glühender Lava hervor, welches über die Ufer der Kluft trat, einen Theil des Flußbettes ausfüllte, und die ganze anliegende Gegend mit ihren Landgütern, Viehweiden, Häusern und Kirchen überschwemmte, bis es endlich im großen Thale, zwischen Gebirgen eingeschlossen und angeschwollen, diese durchbrach, und sich einen Weg nach den südöstlichen tiefern Thälern öffnete. Dorthin nun stürzte es sich mit unbeschreiblicher Gewalt, etwa wie man den Sturz des Niagara schildert, riß Felsen und Gebirgsmassen vor sich hin, und zerschellte sie mit fürchterlichem Krachen an einander. Weiterhin verbreitete sich dieses Feuermeer langsamer, aber in allen Richtungen, bis zum 16. August, und man kann sich einen Begriff von der Menge der geschmolzenen Lava machen, wenn man weiß, daß nach der Erkaltung die Schichten von 70 — 140 Klaftern dick gefunden wurden."

„Was diese Verwüstungen noch vermehren half, war, daß bei dem allgemeinen Brand sich auch die ältern Lavastrecken, dergleichen von früheren Ausbrüchen überall in Island in großer Anzahl vorhanden sind, allmälig entzündeten, und mit der neuen Lava fortströmten. Das Eindringen des feurigen Stroms in die Höhlungen und Spalten der alten Massen, wodurch die inwendig befindliche Luft herausgetrieben wurde, verursachte ein starkes Pfeifen und Sausen, nicht anders als ob eine Menge ungeheurer Blasebälge im Gange wären. Nur die oberste Rinde der alten Lava blieb ungeschmolzen und schwamm in großen Stücken, gleich Eisschollen, auf dem Strome dahin. Wo dieser ganze Strom Hügel und Klippen untergrub, da wurden diese mit der größten Heftigkeit über 100 Fuß weit in die Höhe geworfen. Zu beiden Seiten des Stroms stieg von den erhitzten Wassermassen, die

den Lavafluß begleiteten, ein dicker und weißer Dampf auf, und dieses Wasser selbst trug nicht wenig bei, den Schaden, der durch den Ausbruch angerichtet wurde, zu vergrößern."

„Aber auch außerhalb der Gränzen dieser Hauptlavaströme brach in nördlicher Richtung an einer Menge andrer Stellen Feuer aus dem Boden hervor, und der sogenannte Erdbrand dauerte bis in die Mitte des Novembers. Selbst im folgenden Jahre 1784 im Sommer kamen noch hier und da einzelne Flammen und Lavaausbrüche zum Vorschein, so daß sich Reisende vielen Puncten entweder gar nicht oder nur mit Lebensgefahr nähern konnten. Ein Bergbohrer, mit dem man die Lava untersuchen wollte, ward oft in einer Tiefe von einigen Fuß so heiß, daß man ihn mit bloßen Händen nicht mehr anfassen konnte."

„Die Zahl der durch diesen Feuerausbruch damals theils verwüsteten, theils beschädigten Höfe war 37, und von diesen konnten 23 nicht wieder bewohnt werden. Drei bedeutende Flüsse und acht kleinere waren gänzlich verschwunden."

---

2. Die Menschengeschichte.

Dahin gehört die Erzählung alles dessen, was durch Menschen bewirkt worden ist, und zwar sowohl das, was einzelne Menschen thaten, als was in Familien, in Gesellschaften, in Staaten u. s. w. sich ereignete. Darum theilt man auch hier den großen Stoff wieder ein

a. in Geschichte einzelner Menschen, Biographie und Charakteristik.

b. in besondere Geschichte, und

c. in allgemeine Geschichte.

a. Die Biographie und Charakteristik.

Biographie ist die Erzählung der Lebensumstände eines einzelnen Menschen. Daß man dazu nur das Leben eines merkwürdigen Menschen wählt, versteht sich von selbst. Auch hier sind Wahrheit und Schönheit unerläßliche Bedingungen. Sie darf weder ein bloßer Lebenslauf seyn, d. h. eine trockne Aufzählung der Hauptereignisse eines Menschenlebens, noch auch eine Lobschrift, in der man nur das Lobenswerthe heraushebt, das Tadelnswürdige aber verschweigt, noch endlich eine Schmähschrift, die darauf ausgeht, nur die Schattenseiten eines Menschen zu zeigen, und die Lichtseiten durch Verbre-

hung als Schwächen und Fehler darzustellen. Die Biographie hat nicht nur die Aufgabe, das äußere Leben eines Menschen zu schildern, sondern besonders zu zeigen, wie er das geworden ist, was er nachher war. Das kann freilich in einer Selbstbiographie am besten geschehen, weil Jeder selbst am besten wissen kann, wie sein Inneres sich nach und nach ausgebildet hat; indessen muß man gegen Selbstbiographieen etwas mißtrauisch seyn, weil die Eitelkeit den Menschen so leicht verleiten kann, das ihm Nachtheilige zu verschweigen und das Ehrebringende herauszuheben. An diesem Fehler leidet freilich Matthissons Selbstbiographie nicht, aus der wir hier den Anfang geben wollen: *)

— — „Einen Monat nach dem Hintritte seines frommen Vaters, dessen Wandel der Spiegel seiner Seele war, erblickte Friedrich Matthisson neben des Vaters kaum geschlossenem Grabe das Licht am 23sten Tage des Jahres 1761. Bald mußte seine Mutter nun das große und bequeme Pfarrgebäude räumen, und sich in dem engen und unheimlichen Wittwenhause einrichten, so gut als der Umstand es nur irgend gestatten wollte, daß die arme Frau genöthigt war, nicht nur die Wohnung, sondern auch das daran stoßende Gärtchen mit der Wittwe des Vorgängers ihres verstorbenen Gatten zu theilen. Sie setzte dem liebloſen und heimtückischen Benehmen dieser Megäre, die sogar ihre sorgfältig besäeten und bepflanzten Gemüsebeete, nach dem Zeugniß der Nachbarn, mehr als einmal verwüstete, stets den sich nie verläugnenden frommen, gelassenen, aber doch festen Sinn entgegen, und erhielt so den häuslichen Frieden. Uebrigens fand sie den genügendsten Ersatz für jeden Verlust und für jedes Entbehren in den beiden fröhlich aufblühenden Kindern. Dorothea war nur um ein Jahr älter, als Friedrich. Die Abgeschiedenheit, in welcher die Kleinen aufwuchsen, machte eins dem andern mit jedem Tage unentbehrlicher. Sie liebten sich mit kindlicher Schwärmerei, und nicht selten ließ die Schwester den aufrichtigen Willen laut werden, für jedes Vergehen des Bruders die Schuld auf sich zu nehmen, und statt seiner dafür zu büßen. Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen hatten die Geschwister mit der übrigen Dorfjugend gemein. Die Knaben gingen zum

*) Friedr. v. Matthisson, geb. in Hohendodeleben bei Magdeburg, wo sein Vater Prediger war, war anfangs Lehrer am Philanthropin in Dessau, dann Vorleser der trefflichen Fürstin von Dessau, seit 1809 Oberbibliothekar in Stuttgart mit dem Titel eines Geheimen-Legationsrathes; er nahm 1829 seinen Abschied, und lebte seitdem in Wörlitz, dem schönen Lustschloß des Herzogs von Dessau, wo er 1831 starb.

Cantor, die Mädchen zum Organisten in die Schule. Friedrich war bald im Stande, der Mutter, während sie sich mit Handarbeiten beschäftigte, aus der Bibel vorzulesen. Diese gab ihm aber, alles Bittens ungeachtet, das Buch niemals in die Hand, sondern bestimmte die vorzutragenden Kapitel mit kluger Auswahl. Bei der Erkennungsscene in der Geschichte Josephs und seiner Brüder versagte dem Knaben die Stimme, und er konnte vor Schluchzen lange nicht fortfahren. Bald ward es eine Belohnung musterhaften Betragens und außerordentlichen Fleißes, die Geschichte Josephs laut lesen zu dürfen.

An einem Frühlingsabend des Jahres 1770, als die Mutter nach der frugalen Abendmahlzeit in der Gartenlaube den Kindern so eben, wie sie oft pflegte, viel von des verewigten Vaters Kriegsreisen, mehr aber noch von seinen Tugenden erzählt hatte, brachte die Magdeburger Botenfrau einen Brief mit einem Siegel, das herrnhuthische Fahnenlamm vorstellend. „Ach! vom lieben Herrn Schwager in Salza!" war der freudige Ausruf der Gutes ahnenden Empfängerin. Friedrichs zweiter Oheim väterlicher Seite, Diaconus in der Stadt Großen-Salza, gab in diesem Schreiben den angelegentlichen Wunsch zu erkennen, des unvergeßlichen Bruders einzigen Sohn um so mehr als den seinigen betrachten zu dürfen, da er fest entschlossen sey, sich niemals zu verheirathen. Er endete mit der Versicherung, väterlich für den Knaben zu sorgen, und ihn vorzugsweise nur das lernen zu lassen, wozu er die entschiedensten Anlagen in ihm entdecken würde.

Die Mutter, hocherfreut über die günstige Schicksalsfügung, brachte nun unverzüglich die kleine Mitgabe des, zufolge ihrer Hoffnung in jeder Hinsicht geborgenen Sohnes in Ordnung, und führte ihn selbst in die Arme seines guten Oheims, der den Pflegling mit warmer Herzlichkeit aufnahm, eben so wie die Tante, eine schöne, ungefähr neunzehnjährige Jungfrau, welche dem Hauswesen des Bruders vorstand. Diese galt in der ganzen Gegend wegen ihres angebauten Verstandes und gebildeten Geschmacks für eine merkwürdige Erscheinung, und gar nicht mit Unrecht, wie solches unter andern auch ihre Briefe an den edlen Dichter von Köpken[1]) unwidersprechlich beurkunden. Die Schriften von Klopstock[2]), Wieland[3]), Lessing[4]), Uz[5]), Gel-

1) v. Köpken starb 1811 als Hofrath in Magdeburg, ein höchst liebenswürdiger Mensch und Dichter.

2) Klopstock starb 1803 in Hamburg. Er hatte den Charakter eines dänischen Legationsrathes. Er liegt auf dem schöngelegenen Kirchhof von Ottensen neben seiner früh verlorenen Frau, Meta, begraben.

3) Wieland lebte in Weimar, war Hofrath, und starb 1813 in Oßmannstädt.

4) Lessing war zuletzt Bibliothekar und Hofrath in Wolfenbüttel, und starb 1781.

5) Uz starb 1796 in Ansbach als Director des burggräflichen Collegiums.

lert[1]), Rabener[2]), Zachariä[3]) und Geßner[4]) standen in ihrer kleinen, aber erlesenen Büchersammlung oben an; dann folgten die bremischen Beiträge[5]), die Litteraturbriefe[6]) und einige Erbauungsbücher von Spalding[7]), Tiede[8]), Sturm[9]) und Pazke[10]). Diese Zierde ihres Geschlechts, die in Absicht auf ächte Geisteskultur dem Zeitalter, worin sie geboren wurde, vorausgeeilt war, machte sich eine besondre Angelegenheit daraus, der Geschmacksbildung des Neffen, der sich ihr Wohlwollen in hohem Grade zu erwerben gewußt hatte, auf jede Weise förderlich zu seyn. Alles, was in ihren Lieblingsbüchern sie des Knaben Fassungsvermögen irgend nur angemessen glaubte, mußte dieser, nach vollbrachtem Tagewerk in der Stadtschule, theils vorlesen, theils abschreiben, und mitunter auch auswendig lernen. So wußte er in kurzer Zeit mehrere von Gellerts Erzählungen und Geßners Idyllen mit Geläufigkeit und, nach dem Urtheile der Tante, nicht ganz ohne Gefühl und Ausdruck herzusagen. Mit solcher heitern Gedächtnißübung trat eine andre in etwas nebelhaften Contrast. Der Oheim, ein redlicher, pflichtgetreuer, gelehrter und kanzelberedter, nur durch immer zunehmende Kränklichkeit etwas verstimmter Mann neigte zu dem, durch die Aebte Steinmetz und Hahn von Klosterbergen[11]) ausgegangenen Pietismus[12]), und stand auch mit einigen Mitgliedern der benachbarten Herrnhuthercolonie zu Gnadau in vertrautem Umgang. Sein Pflegesohn, dem er der sorglichste und liebevollste Vater war, mußte von Zeit zu Zeit Lieder aus dem alten magdeburgischen Gesangbuche auswendig lernen, und vorzugsweise solche, worin die mystischen Symbole

---

1) Gellert war Prof. in Leipzig, gest. 1769.
2) Der Satyriker Rabener starb 1771 als Obersteuerrath in Dresden.
3) Zachariä, Prof am Carolinum in Braunschweig, gest. 1777.
4) Geßner, Buchhändler und Idyllendichter in Zürich, gest. 1787.
5) Die Bremer Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes waren zu ihrer Zeit (ums J. 1750) eine sehr gelesene Zeitschrift.
6) Die Litteraturbriefe wurden ums J. 1760 von Lessing herausgegeben, und enthielten geistreiche Beurtheilungen der besten neuesten Schriften.
7) Spalding, Oberconsistorialrath in Berlin, gest. 1804.
8) Tiede war Prediger in Schweidnitz in Schlesien.
9) Sturm war Prediger in Magdeburg, nachher in Hamburg.
10) Pazke, Prediger in Magdeburg.
11) Eine damals sehr berühmte Schule ganz nahe bei Magdeburg, jetzt ganz zerstört.
12) So nennt man eine eigenthümliche Richtung einer Anzahl frommer Männer am Ende des 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrh., welche glaubten, man müsse sich von allen Zerstreuungen der Welt möglichst entfernt halten. Jacob Spener, zuletzt Probst in Berlin, gest. 1705, war der Stifter der Pietisten. So ehrwürdig auch der Sinn der ersten Männer dieser Gesellschaft war, so artete er doch bald in leeren Mysticismus aus, welcher der Sache der Religion mehr schadete als nützte.

und Embleme[1]) der Nachfolger Zinzendorfs[2]) am wenigsten gespart waren. Dessen ungeachtet nahm er lebhaften Antheil an den Fortschritten der vaterländischen Litteratur, und hatte jedes Mal große Freude, wenn Köpken, Pazke, Funk,[3]), Sturm und andre gelehrte Bekannte einige Stunden unter seinem Dache fröhlich zubrachten. Da wurden denn die neusten Bände der allgemeinen deutschen Bibliothek[4]) mit rücksichtloser Unpartheilichkeit beurtheilt, oder irgend ein vorzügliches Musenprodukt mitgetheilt. Indem der adoptirte Sohn vom Hause in einem entfernten Winkel des Zimmers dem Scheine nach sich mit etwas anderm zu schaffen machte, war er einer der aufmerksamsten Hörer dieser Verhandlungen, ungeachtet ihm wer weiß wie vieles davon dunkel und unbegreiflich vorkommen mußte. Schon damals wirkten harmonische Verse mit einer Art von Zauber auf sein Ohr, und es war ihm daher ein wahres Fest, wenn Pazke, der in Magdeburg und seinen Umgebungen für den größten Declamator galt, eine neue Ode von Ramler vortrug.

Des Oheims kränkelnder Zustand ward immer bedenklicher. Die Symptome der Schwindsucht zeigten sich bald unverkennbar. Er starb 1771. Die Schwester zog nun mit ihrem zum zweitenmal vaterlos gewordenen Neffen wieder nach Krakau (bei Magdeburg) in das Aelternhaus, wo der fromme Greis Matthias Matthison und seine ehrwürdige Gattin Tochter und Enkel nach Patriarchenweise aufnahmen. Des letztern Mutter und Schwester kamen zum Besuch, um ihn wieder nach Hohendodeleben abzuholen. Das wollte der Großvater aber keinesweges zugeben, sondern verhieß mit Freuden, so lange Vaterstelle bei dem Knaben zu vertreten, als Gott ihm das Leben noch fristen würde. Der treue Seelsorger und Rathgeber seiner Pfarrkinder ward nun im hohen Alter noch der Lehrer des zweimal verwaisten Enkels, mit einem so unermüdlichen Eifer und einer so strengen Regelmäßigkeit, als wenn von gar keinem andern Berufswerk die Rede gewesen wäre. Er hatte die Genugthuung, sein redliches Bemühen im Ganzen durch des Lehrlings aufrichtiges Wollen und regen Fleiß vergolten zu sehn. Als dieser das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, erklärte der treffliche Mentor, daß er keineswegs in Wissen und Können hinter seinem Alter zurückgeblieben sey, besonders in den Sprachen von Griechenland und Rom, die er als die solidesten Grundlagen zu allem Nützlichen und Schönen betrachtete, und für die er folglich dem Zögling überwiegende Vorliebe einzuflößen gestrebt hatte. Hierzu gesellte die Tante eine noch

---

1) Sinnbilder, bildliche Bezeichnungen.
2) Der Graf Zinzendorf war der Stifter der Brüdergemeinde.
3) Funk war Consistorialrath in Magdeburg.
4) Eine vom Buchhändler Nicolai in Berlin herausgegebene Zeitschrift, in welcher die erschienenen Bücher beurtheilt wurden.

immer gedeihlich fortwirkende Thätigkeit für Friedrichs Geschmacksbildung. Er war dieser Wohlthäterin seiner Jugend mit einer Dankbarkeit hingegeben, die an Schwärmerei gränzte. Sie erschien ihm als der Inbegriff aller Geistesvollkommenheiten im Reden und aller Herzensvollkommenheiten im Handeln. Ihm war kein größeres Glück bekannt als ihr Beifall, und kein größeres Unglück als ihr Mißfallen. Ermunterungen und Warnungen, von ihr ausgesprochen, waren ihm gleich wichtig und gleich unvergeßlich. So näherte sich Friedrich im Pfarrhause zu Krakau, unter heitern und freundlichen Vorzeichen, dem Uebertritte in das Jünglingsalter. Eines Abends, als er der Tante die ersten Rosen aus dem Gärtchen bringen wollte, das er selber anbaute, fand er sie nicht im Wohnzimmer, wo sie um die Stunde gewöhnlich ihrem Vater die Zeitungen vorlas. Plötzliches Uebelsein hatte sie befallen, das in Kurzem sich als ein hitziges Fieber ankündigte. Nach wenigen Tagen folgte sie dem vorangegangenen Bruder. Dies war der erste gewaltige Schlag, der das innere Wesen Friedrichs und seinen angebohrnen Frohsinn erschütterte. Er war unzertrennlich von der Leiche, sprach zu ihr, und bat sie mit dem Tone der Verzweiflung, ihm doch zu antworten. Wie man den Sarg einsenkte, war ihm zu Muthe, als ginge vor seinen Augen die Welt unter. Jeder Abend fand ihn am Grabe der Verklärten, und niemals ohne Zweig oder Blume aus dem eignen Gärtchen.

Von jetzt an wurden die Stellen aus Klopstocks Messias, welche die Verstorbne wenige Wochen zuvor mit ihm gelesen hatte, ihm zur Lieblingsunterhaltung. Sein kräftigster Trost aber waren der Engländerin Elisabeth Rown Sendschreiben von Verstorbnen an Lebende, weil sie den Glauben in ihm befestigten und stärkten, daß es den Geistern der Abgeschiednen vergönnt sey, die Pfade der Hinterbliebenen segnend und mitwissend bis zur Wiedervereinigung zu umschweben. Die Aeltern trauerten in sich gewendet und schweigend. Niemand vermochte dem greisen Vater nach der Trennung vom Liebling seines Herzens noch ein Lächeln abzugewinnen. Er überlebte die einzige Tochter nur wenige Wochen. Sein Hinscheiden erfolgte 1773 mit den fallenden Blättern. Die lauten Klagen der Pfarrkinder, von denen er die meisten getauft, confirmirt und getraut hatte, waren die schönsten Lobreden des Unbescholtnen und Gesegneten. Da Friedrich fast jeden Tag davon Zeuge seyn konnte (denn er war oft sein Begleiter zu Hülfsbedürftigen und Kranken), wie der Verewigte gleich einem Schutzgeiste in der Gemeinde waltete, und wie diese dagegen wieder von ihrer Seite mit jedem Tage einmüthiger darauf bedacht war, durch Erfreulichkeiten mancher Art sich ihm dankbar und liebreich zu erweisen, so bildete sich nach und nach in seinem Gemüthe der fest bestehende Wunsch, daß ihm das Loos eines Dorfpredigers fallen, und er dieses Loos im unbe-

neideten und geräuschlosen Wirkungskreise des Großvaters würdig erfüllen möge." —

Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling *).

Ein altes Herkommen war, daß Vater Stilling alle Jahre selbst ein Stück seines Hausdaches, das von Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon acht und vierzig Jahr gethan, und diesen Sommer sollt' es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre so viel davon neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das es für dies Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag, und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfing, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margrethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden mögte. Sie entschlossen sich endlich beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagsessens dazu bestimmt.

Margarethe brachte also eine Schüssel Muß, und auf demselben vier Stücken Fleisch, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Orte saßen, und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wissenschaften und Bücher verpicht seyn mochte, so war's ihm doch eine weit größre Freude, in Gesell-

---

*) Diese einfach-schöne Schilderung ist von dem Enkel des alten Eberhard Stilling, dem 1817 in Carlsruhe als Geheimen Hofrath gestorbenen Jung-Stilling. Dieser war aus dem Nassauischen, wo sein Großvater ein Kohlenbrenner und sein Vater ein Schneider und Dorfschulmeister war. Auch er wollte anfangs ein Schneider werden; aber seine Lust trieb ihn, ein Schullehrer-Amt anzunehmen. Doch gab er dies wieder auf, weil es ihm noch an Geschick fehlte, und ergriff das Handwerk aufs Neue. Dabei lernte er so fleißig, daß er bald Hauslehrer werden konnte. Dadurch erwarb er sich das Nöthige, um in Straßburg Medicin zu studiren. Er wurde nachmals ein berühmter Arzt, besonders Augenarzt, und war zugleich ein ausgezeichnet braver Mensch. Um unbemittelten Augenkranken zu helfen, unternahm er nicht selten unentgeltlich weite Reisen, und beschenkte die Kranken noch dazu. Nur ist zu bedauern, daß er sich einer heillosen Mystik ganz hingab. Dies ging so weit, daß er fest an Geistererscheinungen und an die Möglichkeit des Verkehrs der Lebenden mit den Verstorbenen glaubte. Indessen wer wollte nicht gern bei so großen Tugenden des wackern Mannes diese kleine Schwäche übersehen? —

schaft seines Vaters, zuweilen entweder im Walde, auf dem Felde oder gar auf dem Hausdache zu klettern; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater als Diakonus*) bei dieser jährlichen Solennität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margrethens und Mariechens Absichten zu begreifen anfing.

„Ich weiß nicht, Ebert," sagte Margrethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte, „du fängst mir so an zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur?"

„Man wird alle Tage älter, Margarethe."

„O Herr ja! Ja freilich, alt und steif."

„Ja wohl," versetzte Mariechen und seufzte.

„Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter," sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge," antwortete der Alte; „ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter hinauf laufen."

Heinrich lachte hart. Margrethe sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

„Ach ja," sagte sie, „es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu seyn; du bist, glaube ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?"

„In meinem Leben nicht; ich weiß nicht, was Krankheit ist; denn bei den Pocken und Rötheln bin ich herumgegangen."

„Ich glaube doch, Vater!" versetzte Mariechen, „ihr seyd wohl verschiedene Male vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wohl erzählt, daß ihr oft gefährlich gefallen seyd."

„Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen."

„Und das viertemal," fuhr Margrethe fort, „wirst du dich todt fallen; mir ahnt es. Du hast letzthin im Walde das Gesicht gesehn; deine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht aufs Dach zu lassen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu mir den Gefallen, und laß jemand anders das Haus decken; du hast's ja nicht nöthig."

„Margrethe! — kann ich oder jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab' das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsre Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Ist dieses gewiß? wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? und gar wenn ich mich

*) Gehülfe.

todt fallen soll, wie werd' ich mich hüten können? Gesetzt ich bleibe vom Dache, kann ich nicht heute oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, drauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margrethe! laß mich in Ruh; ich werde so ganz grade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ich's willkommen heißen."

Margrethe und Mariechen sagten noch ein und das andre; aber er achtete nicht drauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand, die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie frühe auf, und der alte Stilling fing an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er dann diesen Tag auch hübsch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tages schon anfingen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, das Dach ward fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es gingen wohl noch acht Tage über, ehe es ihm einfiel, das letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwoch-Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er etwas suchte. Seine Leute verwunderten sich, und fragten ihn, was er suche? „Nichts," sagte er. „Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch habe ich keine Ruhe, ich kann nirgend still seyn, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe; auch spüre ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne." Magrethe rieth' ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrichen nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dache zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, jemand für Lohn zu dingen, der vollends mit der Deckerei ein Ende machte. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese, gewiß treu gemeinte Ermahnungen der Seinigen bestand darin: Er wollte da auf den Kirschbaum

steigen, und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hofe stand, und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall; denn er war wohl in zehn Jahren auf keinem Baume gewesen. „Nun dann!" sagte Margrethe, „du mußt nun vor dieser Zeit in die Höh', es mag kosten, was es wolle." Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher zum Himmel!" Damit ging er zur Thüre hinaus, und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Kniee, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß Kirschen, und warf Heinrich zuweilen ein Aestchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. „Halt!" sagte die ehrliche Frau, „hebe mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste fassen kann, ich muß probieren, ob ich auch noch hinauf kann." Es gerieth, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich und sagte: „das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler." Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaums, und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorfe war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard hinab, ging und hatte einen Haken, um Rasen damit abzuschälen. Er ging des Endes oben ans Ende des Hofs an den Wald. Heinrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaume sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte. „Sieh, welch eine Schlafkappe!" — Heinrich fuhr in einander, und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter! er sah hin, vor seinen Augen war's schwarz wie die Nacht. Lang hingestreckt lag da der theure liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben. Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf, und flog das Dorf hinauf. Margrethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein we-

nig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände auf der Brust gefalten, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: „Ach mein Vater! mein Vater!" Heinrich saß zu seinen Füßen im Staube, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Kniee, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbaren waren indeß hinzugekommen; vergossen Alle Thränen; denn er war allgemein beliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergebreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus, und rief: „Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett!" Die Männer faßten ihn an; Mariechen trug am Kopfe, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bette, und Margrethe zog ihn aus, und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader, und erklärte, daß zwar nichts zerbrochen sey, aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß seyn würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammenberufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehängt, und Margrethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margrethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl, und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkle; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an, und war auch stille. So saßen sie Alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Catrine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stand. Sie rief ängstlich: „Mein Vater stirbt!" — Alle fielen mit ihrem Angesichte auf das Bette, schluchzten und weinten. Heinrich stand da, und ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer, der tief seufzt, und von einem Seufzer

zum andern war der Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Cathrinen rufen hörte, stand sie auf, ging ans Bette, und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war von Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf, und reckte die Hände zum Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedes Mal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen, und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bette auf die Kniee, und beteten in der Stille. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder.“ So wie sie das sagte, sank sie wieder auf ihre Kniee; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen, und klagte sehr.

Die Nachbaren kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer, wunderlicher Mann bekannt, allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben;“ und der Text zur Leichenrede war: „Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen der Kirchthüre über, da, wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam her, girren, und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vaters Stillings Moder hervorgrünen.

Die Charakteristik

ist eine Schilderung der Gemüthsart und der ganzen Eigenthümlichkeit eines ausgezeichneten Menschen, und giebt uns also ein möglichst deutliches Bild desselben.

Ein Beispiel davon ist folgende Schilderung des Lorenz Stark, von Engel (s. oben).

„Herr Lorenz Stark galt in ganz H., wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber auch sehr vortrefflichen alten Mann. Das Aeußerliche seiner Kleidung und seines Betragens verkündigten auf den ersten Blick die altdeutsche Einfalt seines Charakters. Er ging in ein einfarbiges, aber sehr feines Tuch, grau oder bräunlich, gekleidet. Auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stutz, oder, wenn's galt, eine wohlbepuderte Troddelperücke; mit seinem kleinen Hute kam er zweimal außer die Mode und zweimal wieder hinein; die Strümpfe waren mit großer Zierlichkeit über das Knie hinaufgewickelt; und die stark besohlten Schuhe, auf denen ein Paar sehr kleiner, aber sehr hellpolirter Schnallen glänzten, waren vorn stumpf abgeschnitten. Von überflüssiger Leinewand vor dem Busen und über den Händen war er kein Freund; sein größter Staat war eine feine Halskrause mit Spitzen."

„Die Fehler, deren dieser vortreffliche Mann nicht wenig hatte, und die denen, welche mit ihm leben mußten, oft sehr zur Last fielen, waren so innig mit den besten seiner Eigenschaften verwebt, daß die einen ohne die anderen kaum bestehen zu können schienen. Weil er in der That klüger war als fast Alle, mit denen er zu thun hatte, so war er sehr eigenwillig und rechthaberisch. Weil er fühlte, daß man ihm selbst seiner Gesinnungen und Handlungen wegen keinen gegründeten Vorwurf machen könnte, so war er gegen Andre ein sehr freier, oft sehr beschwerlicher Sittenrichter; und weil er bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit über keinen Fehler sich leicht erhitzen, aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen lassen, so war er sehr ironisch und spöttisch."

„In seiner Casse stand es außerordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirthschaftet hatte, den einfältigen Grundsatz befolgt, daß man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben, als einnehmen müsse. Da sein Anfang nur klein gewesen, und er sein ganzes Glück sich selbst, seiner eigenen Betriebsamkeit und Wirthlichkeit schuldig war, so hatte er in frühern Jahren sich nur sehr karg beholfen; aber auch nachher, da er schon längst die ersten Zwanzigtausend geschafft hatte, von denen er zu sagen pflegte, daß sie ihm saurer als sein nachheriger ganzer Reichthum geworden wären, blieb noch immer der ursprüngliche Geist der Sparsamkeit in seinem Hause herrschend, und dieser war der vornehmste Grund von dem immer steigenden Wachsthume seines Vermögens."

„Herrn Stark waren von seinen vielen Kindern nur zwei am Leben geblieben: ein Sohn, der sich, nach dem Beispiele des Vaters, der Handlung gewidmet hatte, und eine Tochter. Letztere war an einen der berühmtesten Aerzte des Orts, Herrn Doctor Herbst, verheirathet. Dieser hatte das ganze Haus voll Kinder, und eben dies machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein großer Kinderfreund war. Weil der Schwiegersohn unfern der Kirche wohnte, die Herr Stark zu besuchen pflegte, so war es ausgemacht, daß er jeden Sonntag bei dem Schwiegersohne aß, und seine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl eher die Kirche versäumt, wenn nur seine Großvaterliebe den Anblick so werther Enkel und Enkelinnen hätte versäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, beim Hineintreten ins Haus, mit Jubelgeschrei entgegen sprang, sich an seine Hände und Rockschößen hängte, und ihm die kleinen Geschenke abschmeichelte, die er für sie in den Taschen hatte. Unter dem Tischgebete schweiften zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen dann leise zuzurufen: „Andacht! Andacht!" Aber der gerade am wenigsten Andacht hatte, war er selbst; denn sein ganzes Herz war, wo seine Augen waren, — bei seinen Enkeln."

„Mit seinem Sohne war dagegen Herr Stark desto unzufriedener. Auf der einen Seite war er ihm zu verschwenderisch, weil er ihm zu viel Geld verkleidete, verritt und verfuhr, insbesondere aber, weil er zu viel auf Kaffeehäuser und in Spielgesellschaften ging. Auf der andern Seite verdroß es Herrn Stark, daß der Sohn als Kaufmann zu wenig Unternehmungsgeist, und als Mensch zu wenig von der Wohlthätigkeit und Großmuth seines eignen Charakters hatte. Er hielt ihn für ein Mittelding von einem Geizhalse und einem Verschwender, zwei Eigenschaften, die Herr Stark in gleichem Grade verabscheute. Er selbst war der wahre Sparsame, der bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hatte, das mit Geld bewirkt werden kann. Wo er keine Absicht fand, da gab er sicherlich keinen Heller; aber wo ihm die Absicht des Opfers werth schien, da gab er mit dem kältesten Blute von der Welt ganze Hunderte hin."

Die Anekdote und der Lapidarstyl

sind auch noch hierher zu rechnen. Jene erzählt eine kurze Begebenheit oder eine Aeußerung einer Person; doch muß die Eine und die Andere sich durch Witz oder Neuheit auszeichnen oder eine sonst merkwürdige Person betreffen, damit die Zuhörer bei der Erzählung Vergnügen empfinden. Sie muß ferner, wie

das Epigramm, am Ende einen Treffpunkt (pointe) haben, der uns auf eine angenehme Weise überrascht. Z. B.

An der Thüre eines Kaufgewölbes war ein Zettel angeschlagen mit den Worten: „wenn Niemand im Laden ist, so wird gebeten, an der hier befindlichen Klingel zu ziehen.“ Ein lustiger Vogel, der vorbei ging und dies las, sah durch die Glasthüre des Gewölbes, und da er Niemanden darin erblickte, läutete er aus allen Kräften. Der Kaufmann kam eilends aus dem ersten Stocke herab, und fragte: was der Herr zu kaufen beföhle? — „Nichts!“ antwortete dieser; „ich las aber Ihre Bitte, und da ich das Gewölbe leer sah, so wollte ich nicht verfehlen, Ihnen die Gefälligkeit zu erweisen.“

Ein reicher Mann besuchte seinen Freund auf dem Lande mitten im Winter. Da er in dessen Zimmern keine Tapeten fand, so fragte er ihn, warum er die Wände nicht mit Tapeten versehen ließe, da diese nicht nur dem Zimmer ein besseres Ansehen gäben, sondern auch im Winter wärmer hielten? Der Freund zeigte ihm darauf einige Arme mit den Worten: „ich bekleide lieber diese, als meine Wände.“

Der berühmte Gellert befand sich einst bei einem Gastmahle, welches ein leipziger Bürger ausgerichtet hatte. Auch ein Edelmann war zugegen, der sich, nach den Vorurtheilen jener Zeit, für ein weit höheres Geschöpf hielt als diese Bürger, und sie, wie auch Gellerten, den er nicht kannte, mit „Er“ anredete. Gellert ertrug diese Ungezogenheit. Endlich wurde ein großer Hecht aufgetragen, und als die Leber desselben herumgegeben wurde, schlug man vor, sogenannte Leberreime zu machen. Gellert konnte, als die Reihe auch an ihn kam, sich nicht enthalten, den grobstolzen Mann durch folgenden Reim auf seine Unart aufmerksam zu machen: „die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Bär; der Herr da, der dort oben sitzt, nennt alle Leute Er.“

Unter **Lapidarstyl** versteht man wenige kräftige Worte, welche auf Grabsteine, auf Münzen, auf Denksäulen gesetzt werden, um das Andenken an wichtige Begebenheiten oder Personen zu erhalten. Z. B. die Grabschrift, welche der berühmte Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, erst Buchdrucker, dann Gesandter des nordamerikanischen Freistaats, gest. 1790 in Philadelphia, sich selbst setzte:

„Der Leib Benjamin Franklins, Druckers, liegt hier als Speise für Würmer, wie der Einband eines alten Buchs, aus welchem das Werk gerissen, Aufschrift und Vergoldung abgegriffen ist. Aber das Werk wird nicht verloren gehen; denn es wird wieder erscheinen in

einer neuen zierlicheren Auflage, durchgesehen und verbessert vom Verfasser."

Oder: die Ueberschrift über einem der Haupteingänge des großen, von August Herrmann Franke (Prediger in Halle, gest. 1727) gestifteten Waisenhauses:

Fremdling, was du erblickst, hat Glaub' und Liebe vollendet.
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie er.

---

b. Die besondere Geschichte.

Zur besondern Geschichte gehört eben sowohl die Geschichte einzelner Familien, Gesellschaften und Stände, als ganzer Völker, Staaten und Reiche, und die Geschichte der Wissenschaften, Künste und der ganzen menschlichen Bildung, also ein ungeheurer Stoff, der nie ganz erschöpft werden kann, und sich mit jedem Tage mehrt. Der Geschichtsschreiber hat eine schwere Aufgabe: er soll nicht nur die Begebenheiten aus den vorhandenen Quellen hervorsuchen, sondern sie auch auf eine angenehme Art vortragen. Dieser Vortrag muß dem Zwecke angemessen seyn; anders wird man die Geschichte Erwachsenen, anders Kindern u. s. w. vortragen. Aber die Geschichte soll nicht nur zur Befriedigung der Neugierde dienen, sondern vorzüglich dem Menschen an dem Beispiele der Vorzeit zeigen, welche Fehler zu vermeiden und welche Muster nachzuahmen sind, und ihm die Ueberzeugung geben, daß eine gütige Vorsehung die Schicksale ganzer Völker wie einzelner Menschen leitet, und die Menschheit, wenn auch oft durch Leiden und Trübsal, doch sicherlich zu höherer Vollkommenheit führt. Darauf die Leser hinzuweisen, und ächt menschliche Gefühle in ihnen zu erwecken, ist eine vorzügliche Aufgabe des Geschichtschreibers.

Die Gefangenschaft der Thusnelda.

(Aus Ludens, Geh. Hofraths und Professors in Jena, Geschichte des deutschen Volks.)

(Abgekürzt.)

„Um dieselbe Zeit (als Germanicus, der röm. Feldherr, in Deutschland war) traf eine Gesandtschaft von Segest*) bei den Römern ein.

---

*) Segest, ein Fürst der Cherusker, war der Vater Thusnelda's, der Gattin des Cheruskerfürsten Armin. Aus Haß gegen diesen, der ihm

Segest wurde von seinen Landsleuten, unter Armins Anführung, belagert, und bat den Cäsar Germanicus um Hülfe. Dieser führte sein Heer in das Land der Cherusker hinein, griff die Belagerer an, trieb sie, die auf einen solchen Anfall nicht vorbereitet waren, zurück, und befreite den Segest und seinen Anhang. Armins Gemahlin war bei ihrem Vater. Sie hatte das Unglück, in die Hand der Römer zu fallen. Dieses Unglück war, bei ihrer Liebe zu Mann und Kind, über Thränen hinaus. Auch hatte sie keine Thränen. Starr stand sie da, und blickte, den Helden der Freiheit denkend, mit trockenem Auge auf den Sohn desselben, den sie nun der Knechtschaft entgegen tragen sollte. Germanicus führte hierauf, den Landsturm fürchtend, der den Varus niedergeworfen hatte, sein Heer eiligst über den Rhein zurück."

„Armin aber war wie wahnsinnig über das gräßliche Ereigniß, über die geraubte Gattin und über die Knechtschaft seines Kindes. Er durchflog die Gemeinden der Cherusker, Weh und Waffen gegen den Segestes rufend, Weh und Waffen gegen den Cäsar. „„O des vortrefflichen Vaters! O des großen Imperators! O des tapfern Heeres! Eine solche Menge ist nöthig gewesen, um ein einziges armes Weib hinweg zu schleppen! Vor mir sind drei Legionen erlegen. Denn nicht mit Verrath habe ich den Krieg geführt, und nicht gegen hülflose Frauen, sondern mit offenen Waffen und gegen gerüstete Feinde. Die römischen Fahnen, in deutschen Hainen der vaterländischen Gottheit geweiht, sind Zeugen dieser Thaten. Möge Segestes das unterworfene Rhein-Ufer bauen! Ihr, deutsche Männer, sollt niemals vergessen, daß ihr Ruthen, Beile und römisches Recht zwischen der Elbe und dem Rheine gesehen habt. Andere Völker sind unbekannt mit der römischen Herrschaft; sie sind unbekannt mit römischen Strafen und römischen Auflagen. Sie können bethört werden; wir nicht. Wir haben jene Gräuel kennen gelernt und von uns geworfen. Und ihr könntet diesen Jüngling ertragen und dieses meuterische Heer? Wenn euch das Vaterland und die Eltern und die alte Zeit heilig sind, wenn ihr die Fremdlinge hasset und die Herrschaft: so verlaßt den Segest, den Söldling schmählicher Knechtschaft, und folget mir, dem Feldherrn des Ruhms und der Freiheit!""

„Ein solches Wort durchdrang die Gemüther der Menschen; es erweckte in ihnen große Erinnerungen, und erfüllte sie mit Verlangen nach Schlacht, Kampf und Sieg. Und nicht bloß die Cherusker erhoben sich; auch die benachbarten Völker standen auf, von dem Geiste des Feldherrn ergriffen," u. s. w.

„Im folgenden Jahre feierte Germanicus seinen Triumph über die Cherusker und alle deutsche Völker bis zur Elbe. Der Triumph war

die Tochter entführt, war er ein Freund der Römer, und wurde daher von seinen Landsleuten eingeschlossen und belagert.

prächtig. Vor dem glanzvollen Siegeswagen, welchem die fünf Kinder des Helden dieses Festes zum schönsten Schmucke gereichten, wurden die römischen Fahnen hergetragen, die Germanicus in der Burg des Segests wieder gefunden hatte. Dann folgten erbeutete feindliche Waffen, und die Bilder der deutschen Berge und Flüsse und die Bilder der Schlachten, die gekämpft waren. Eine Menge gefangener Menschen, Männer, Weiber und Kinder, in Sclavenketten einhergehend, wurden als Beweise der römischen Siege aufgeführt. Viele dieser Unglücklichen gehörten zu den edelsten Geschlechtern in ihrem Volke. Unter ihnen aber regte Niemand so tiefe Gefühle auf und ein so heiliges Mitleid, als Armin's Gattin, Thusnelda, und Armin's Sohn. Dieses unglückliche Kind, noch nicht drei Jahre alt, ein seltsamer Zeuge menschlicher Schicksale, erscheint nur bei diesem Jammer. Er verschwindet aus der Geschichte, ehe er in sie eingetreten ist. Das spätere Schicksal seiner Mutter ist gleichfalls unbekannt. Segest aber stand auf einem Ehrenplatze, und sah von demselben herab die Feier der Römer und das Unglück seiner Kinder. Das war der Lohn seines Verraths am Vaterlande."

Jeanne d'Arc.

(Aus Rotteck's, Prof. und Hofraths in Freiburg in Baden, allgemeiner Geschichte).

Nach kurzem Genuß der Herrlichkeit starb Heinrich 5te (von England), zwei Monate vor Karl 6ten (von Frankreich), welchem er nachfolgen sollte. Hierdurch veränderten sich alle Verhältnisse. Der 19jährige Dauphin nahm den Titel König an, und hatte zum Gegner jetzt, statt eines sieggekrönten, persönlich vollkräftigen Monarchen, ein Kind in der Wiege. Denn als ein solches ließ Heinrich 5te den Erben beider Reiche, seinen Sohn, den sechsten Heinrich, zurück. Die Freunde des einheimischen Königshauses schöpften neue Hoffnung. Karl 7te war ihre Losung.

Indessen hingen, als er sich zu Poitiers krönen ließ, noch schwere Wolken über ihm. Die Oheime des in der Wiege gekrönten Heinrichs 6ten, die Herzoge von Bedford und Glocester, verwalteten in seinem Namen mit Kraft und Weisheit. Mit überlegenen Waffen drängten sie Karls Getreue, und er sah sich nach sechsjährigem Kampfe fast auf das Gebiet von Bourges beschränkt. Noch behauptete er Orleans, den Schlüssel zu dem Wenigen, was ihm geblieben war. Mit dem Falle dieser Feste mußte sein Reich fallen.

Die Augen Europa's wandten sich nach dieser belagerten Stadt, sie schien verloren, unrettbar. Die Triebfedern des Patriotismus waren abgenützt, die Kraft der begeisterten Ideen von Nationalruhm und

Nationalglück waren erschöpft, die Liebe für den König ermattete unter der langen Prüfung, oder verlor sich in traurige Ergebung. Nur eine bewegende Kraft blieb zurück — der Aberglaube. Durch ihn wurde Frankreich gerettet.

Ein Mädchen, Jeanne d'Arc mit Namen, aus Dom-Remy, an den Ufern der Maaß, erschien vor den Gewaltträgern des Königs und bald vor ihm selbst, vorgebend, ihr sey vom Himmel der Ruf geworden, Orleans zu entsetzen und den König nach Rheims zu führen, daß er allda gekrönt werde. Nach einigem Zweifeln erkannten die Verständigen, wie trefflich der Glaube solcher Sendung könnte benutzt werden; viele Wohlgesinnte, deren Gemüth aufgeregt war durch die Schrecken der Zeit, öffneten es gläubig dem Dämmerschein einer wunderbaren Hülfe, und der große Haufen ist immer bereit zur Annahme eines Wunders. Also wurde Johanna zum Heere geschickt. Die ersten Vortheile, die sie erstritt, tausendstimmig verkündet und vielfach vergrößert durch den Ruf, überzeugten auch den Schwergläubigen. Die Begeisterung, wie eine lodernde Flamme, durchlief jetzt die leicht entzündlichen französischen Streiter; ihre Streiche fielen gewaltiger, weil mit Zuversicht geführt, und ähnlicher Wunderglaube goß Schrecken über den Feind. So gelangte die Jungfrau nach Orleans, befreite durch kühne Ausfälle die hartbedrängte Stadt, verfolgte die Feinde, schlug sie wiederholt, und führte den König nach Rheims, die heilige Salbung alldort zu empfahen. Vollbracht war die Sendung, aber ihr Verhängniß nicht. Man beredete sie, die Heldenbahn noch länger zu wandeln. Da ward sie bei Compiegne von den Burgundern gefangen, an die Engländer verkauft, und zu Rouen als Zauberin und Ketzerin lebendig verbrannt. Franzosen waren ihre Ankläger, und französische Priester sprachen das Urtheil.

Karls des Kühnen Tod.

(Aus Joh. v. Müllers, gest. 1809 als Staatssecretair in Cassel, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft.)

(Karl der Kühne, Herzog von Burgund, belagerte Nancy, die Hauptstadt des Herzogs René von Lothringen. Die Schweizer kamen herbei, Letzterem beizustehen, 1477.)

„Der Herzog von Burgund versammelte einen Kriegsrath. „Sie sind wieder da, die schlechten Kerle; die seelenlosen Fleischmassen sind hierher gewandelt. Was meint ihr?“ — Außer Campobasso*) waren

*) Graf Campobasso war ein treuloser Italiener, der Karln Miethstruppen aus Neapel zugeführt hatte.

die meisten Hauptleute der Meinung, „daß die Verproviantirung der Stadt Nancy das einzige unvermeidliche Uebel wäre; der Herzog möchte nur ausweichen, was der Feind eifrigst wünschte, nämlich einer Schlacht, welche leicht mißglücken und verderblich werden dürfte; sie riethen ihm, nach Pont-a-Mousson an die Mosel zu ziehen; er sey noch nicht in dem Fall, verzweifelnd alles zu wagen; auf Luxemburg liege ein beträchtlicher Schatz; das Heer könne im Winter hergestellt werden; er, der großmächtige Karl, habe keinen Fußbreit Land, habe nichts verloren, das er durch seinen Geist und Muth nicht wieder gewinnen könne." Da sprach der Herzog: „mein Vater und ich haben die Lothringer geschlagen, soll ich mich zurückziehn vor dem Jungen? Diese Nacht wird Nancy gestürmt; morgen schlagen wir uns. Sie gingen traurig hinweg; ihn übernahm wechselsweise Grimm und eine grauenvolle Ahnung. Das Krachen des Geschützes, die Anordnung der Schlacht, übertäubte, zerstreute ihn."

„Bestürmt wurde Nancy mit angestrengtester Kraft, beschossen aus dem letzten Vorrath von Steinen und Pulver. René hörte die Schüsse, bemerkte Nothzeichen. Also gegen die Mitternacht berief er die Hauptleute; sie versprachen den Entsatz auf morgen. Beängstigt von der Furcht, jetzt noch möchte Nancy fallen, erwartete er unruhig den spät anbrechenden Tag. Da wurde an vielen Orten zugleich Messe gelesen. Als Frühstück sie gestärkt, brachen sie auf. Ueber dem Lande lag Nebel."

„Dem Herzog von Burgund wurde sein vortreffliches rabenschwarzes Pferd früh vorgeführt. Als er aufsaß, fiel von seinem Helm dessen Zier, ein goldner Löwe, ihm auf den Sattel. Mit verbissenem Unmuthe seufzte er: „das ist von Gott!" gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was zu thun sey nach seinem Tode, sprengte vorwärts. Ein tiefer Wassergraben bedeckte die Fronte, Hecken die linke, die Meurthe die rechte Seite des Heeres. Er, der große Prinz Anton und der Prinz Baldwin, in der Mitte, führten die lange, tiefe Säule des Fußvolks; rechts, nach dem Fluß, die italische Reiterei Jacob Gaillot, der einsichtsvolle, treue, und Campobasso; links die übrige Josse von Lalain, ein tapfrer Ritter. Die Straße nach Nancy war von einer kleinen Höhe mit 30 Schlangenbüchsen bestrichen."

„Plötzlich wurde der rechte Flügel entblößt; Cola Campobasso mit 800 Lanzen riß die rothe Schärpe und das Andreaskreuz von sich, ging über, kam zu René: „jene entehrende Heftigkeit Karls erlaube ihm nicht, länger bei demselben zu bleiben: Anjou von Jugend auf, kehre er zu alten Freunden zurück." René besprach sich mit den Eidgenossen. Sie erwiederten alsbald: „an der Seite eines verrätherischen Wälschen zu streiten, sey weder der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß." Als Campobasso dieses vernahm, besetzte er eilends eine

Brücke, einen höchstwichtigen Posten, an der Vereinigung der Meurthe und Mosel, wo die Flucht, welche er vorhersah, wo Karl wohl selbst sich hinwerfen würde, um nach Luxemburg zu kommen. Zwanzig Leute, zu jedem Verbrechen entschlossen und fähig, hatte er in dem burgundischen Heere gelassen, alles zu sehen und möglichst viel Böses zu thun." —

„Den lothringischen Schlachthaufen führte des Krieges Haupt, Herzog René, auf dem Pferd, das er bei Murten ritt, in altlothringischer Uniform. Er verbarg sich nicht; ein Mantel von Goldstoff hing über die Rüstung. Seine Stellung nahm er auf dem rechten Flügel, an der Spitze seiner lothringischen Reiterei. In fester geschlossener Ordnung, freudig als zum Kriegesfest, marschirten sie auf. Der Boden war gefroren; Schnee erfüllte die Luft; als er aufhörte, blieb Nebel."

„Sie zogen ihre Straße. Nahe am Feind geschah das Gebet. Hierauf gebot Wilhelm Herter links um; einen rauhen verwilderten alten Weg, durch einen tiefen Bach, hinten hinauf den Berg, welcher das Schlachtfeld beherrschte; das Gestöber begleitete sie. Da sie auf der Höhe waren, brach die Sonne hervor mit ungewöhnlicher Pracht und Wärme. Als der Herzog von Burgund sich umgangen sah, befahl er eiligst, Gaillot sollte den linken Flügel verstärken, dem Geschütz eine ganz andre Richtung ertheilt werden. Da erklang auf der Höhe das Urihorn, dreimal. Dreimal fuhr Todesschrecken durch das Herz Karls; dessen Schall hatte er bei Murten gehört. Auf einmal Herter, Waldmann, Eptingen, alle Ordnung des Fußvolks in vollem Lauf, wie ein unaufhaltbarer Waldstrom herab; die Leichtesten flink über die Hecke zum Tod aller Meister und Bedienten des feindlichen Geschützes. Bald sah der Burgunder, nach schnell niedergetretenem Zaun, die Schaaren voll Wuth in die eröffnete Seite vordringen. In diesem Augenblicke zeigte sich Karl, über den Trübsinn erhaben, um dem Schicksal zu trotzen; er ermannte sich zu der kalten Besinnung eines erfahrnen Feldherrn, überall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst von feindlichem Blut entstellt."

„Endlich vermochte Niemand wider den Andrang der zahlreicheren, viel stärkeren Mannschaft, wider den Vortheil des Orts, von dem sie schossen, wider die Erinnerung der vorigen Schlacht. Also nachdem viele Edle Karls in tapferm Streite schwer verwundet gesunken waren, als im Rücken die Flamme des Lagers aufstieg, und Karl, von Blut und Entsetzen entstellt, den unüberwindlichen Unstern erkannte, warf das Heer sich in die Flucht. „Nach Luxemburg!" war der letzte Befehl."

„Die Brücke von Bouxières hielt Campobasso besetzt. Viele fielen durch sein Schwert, viele verloren im Strom das Leben, die meisten durch den nachjagenden Feind. Da gegen zwei Uhr nach Mittag entschieden worden, wüthete der Tod vier Stunden weit umher, bis Mor-

gens um zwei Uhr. Nicht die Zahl vieler Tausend Erschlagener; das war der Verlust, daß alle gute Diener, alle, deren Tugend Vertrauen verdiente, und welche das Land liebten, umkamen oder gefangen wurden."

„Den Herzog, von einem Schlag in der Schlacht noch betäubt, trug der Strom der Flucht gegen St. Jean, sein Hauptquartier. Drei Büchsenschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, welchen ein Bach durchschnitt. Als Karl über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferde und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen, verwundete ihn durch die Hüfte, schlug das Pferd, welches (endlich auf) ihn fallen ließ und floh. Viel burgundischer Adel fand hier den Tod; Niemand war bei ihm in der letzten Noth. Er rief einen tauben Ritter, der ihn verwundet, um Rettung: „Rette den Herzog von Burgund!" welches dieser übel verstanden: „Es lebe der Herzog von Burgund!" Er hieb ihn mit der Hellbarde durch den Kopf. Fallen sah ihn der Edelknaben einer. Als die Schlacht sich entfernt, wurde Karl von Unbekannten unerkannt ausgezogen. Als an den Thoren von Metz René von dem Feind abließ, fragte er nach ihm. Den ganzen folgenden Tag wurde er vergebens gesucht, bis Campobasso durch jenen Edelknaben die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Karls Wäscherin, wo einer der Leichname etwa noch den Ring anhabe. Sie wandte auch seinen Körper; „Gott! der Fürst!" rief sie mit großem Geschrei. Großentheils eingefroren, mit geronnenem Blut überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er weniger kenntlich, bis, nachdem er mit Wein und warmem Wasser gewaschen worden, die gefangenen edlen Burgunder und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!" riefen sie, und weinten laut. Auch Feinde ergriff Rührung mit Grauen."

„Er wurde zu Nancy feierlich ausgesetzt. René, im Trauerkleide, trat vor ihn an der Spitze des Hofs, nahm seine Hand, und sprach: „Lieber Vetter! Ihr habt uns viel Unglück gemacht. Eure Seele habe Gott!"

---

c. Die allgemeine Geschichte.

Sie wird auch Weltgeschichte genannt, und hat einen ungeheuren Umfang. Denn dahin gehört alles, was in der Vergangenheit liegt: jeder Mensch mit seinen Schicksalen ist ein Theil derselben. Aber eben wegen ihres unermeßlichen Umfangs muß der Geschichtsschreiber das aus ihr herausheben, was er für seinen Zweck gebraucht; und das, was er aus ihr heraus-

gewählt hat, soll er auf eine ansprechende Art vortragen. Auswählen wird er nur diejenigen Menschen und Thatsachen, die auf den Zustand des menschlichen Geschlechts besonders eingewirkt haben. Denn was kann uns daran liegen, die Schicksale von Menschen zu kennen, die in der tiefsten Dunkelheit lebten, und nichts zu dem Wohl oder Weh ihrer Mitbürger oder Zeitgenossen beigetragen haben? Tausende von Menschen werden gebohren, leben und sterben, ohne daß durch sie das Ganze wesentlich gewinnt. Um sie bekümmert sich die allgemeine Geschichte nicht.

Um sich in dem großen Gebäude der allgemeinen Geschichte zurecht zu finden, theilt man sie in Zeiträume ein. Die Gränzscheiden der Zeiträume sind Hauptbegebenheiten, die einen ganz neuen Gang der Geschichte hervorgebracht haben. Solche Gränzscheiden nennt man Epochen. So sind z. B. die Schlacht bei Actium und der Untergang des römischen Kaiserthums zwei Epochen, welche einen Zeitraum einschließen.

Mohammed.

(Aus Johannes von Müllers allgemeinen Geschichten.)

„In dem 570sten Jahre unsrer Zeitrechnung wurde Mohammed gebohren, von einem Hause, das viele Vorsteher dem Lande, viele Unternehmer der Handelschaft gegeben. Der früh verstorbene Abdallah, sein Vater, hinterließ seiner Mutter, der Jüdin Emina, fünf Kameele und eine Sclavin."

„Von Jugend auf zeigte der Jüngling Nachdenken und feurige Einbildungskraft; wohlthätig war er über Vermögen, mitleidig, für Freundschaft empfänglich. Im Aeußerlichen hatte Mohammed jenen die Morgenländer auszeichnenden Ernst, Würde im Gang, Heiterkeit, etwas Einnehmendes in den Zügen seines Antlitzes. Er war mittlerer Größe, seine Glieder in dem besten Ebenmaaß, seine Nase hervorspringend, seine Zähne sehr weiß."

„In seinem 20sten Jahre trug er mit seinem Stamme, den Koreischiten, heilige Waffen gegen Räuber, welche die Wallfahrt nach Mecca störten. Seit uralten Zeiten war der schwarze Stein, die Kaaba, in dem großen Thurme Gegenstand der Verehrung. Fünf Jahre nach diesem zog er als Kaufmann für die Geschäfte der reichen Wittwe Chadidscha auf den Markt von Damaskos. Sein Geist, seine Geschicklichkeit gefiel der Wittwe; sie heirathete ihn. So lange sie lebte, bewies er ihr dankbare Ehrfurcht und Treue."

„Mohammed sah mit Schmerz den Verfall des Vaterlandes, wie

es von den alten Sitten hinuntersank, fremde sich angewöhnte. Er wußte von seiner Mutter, daß die Juden dem Retter Israels entgegen sahen; er hatte von den Christen gehört, wie Jesus denen, die ihn lieben, einen in alle Wahrheit leitenden Tröster versprochen. Sein Gefühl überzeugte ihn, daß Er der sey, dessen die Völker bedürfen. In dem 40sten Jahre seines Alters erschien die Nacht der Rathschlüsse Gottes, worin ihn Gabriel, einer der obersten Engel (so glaubte, so sagte er) zum Propheten des Höchsten berief. Dieses erzählte er der Chadidscha und dem Waraka, seinem Vetter; sein Spruch war Feuer; er entflammte; sie schwuren: „Bei dem, in dessen Hand die Seele der Chadidscha und des Waraka ist, Mohammed ist Prophet!“ Hierauf glaubte der junge Ali, Enkel des Fürsten Abu Taleb, der Erste der Zeugen; Mohammed gab ihm seine Tochter. Nach ihm fiel der verehrte Greis, Abubekr der Gerechte, ihm bei.“

„Oft, wenn die fallende Sucht ihn ergriff, vermeinte er, den Engel zu hören. In Redlichkeit fing der Prophet an, von seiner Seherkraft getäuscht; Gewalt und List halfen ausführen, was er göttlich und löblich fand. Er gedachte, dem Aufseher des heiligen Steins in seiner Würde zu folgen; aber der Partheigeist erhob einen seinen Tagen drohenden Aufruhr. Verkleidet, verfolgt, entfloh Mohammed durch die Palmenwälder von Mekka nach Jatreb, wo Juden ihm die Ersten der Stadt gewannen. Von demselben Tage, dem 16ten Jul. des 622sten Jahres (das ist die Hedschra) werden bei dem Moslemin die Jahre gerechnet. Jatreb wurde Prophetenstadt — Medinat-al-Nabi — genannt. Fünfhundert Schüler nahmen ihn auf.“

„Das ist aber der Islam, die Religion, die er gab: daß ein einiger Gott und Mohammed sein Prophet ist, durch den das Gesetz Mosis und Jesu die Vollendung erwarb. Nicht eine neue Lehre gab er, sondern eine den Begriffen, Vorurtheilen und Neigungen der morgenländischen Völker angemessene Ausmahlung der Lehre, die so alt ist als die Welt. Weiter gab er das Gebot vieler Waschungen, den Sitten und Bedürfnissen warmer Länder gemäß; das Gebot fünf täglicher Gebete, auf daß der Mensch über sich und die sinnliche Welt sich emporschwingen lerne; die Ramadanfasten; das Almosen eines hundertsten Theils vom Vermögen; die Wallfahrt nach Mekka, wie von diesem allen die Anlage oder Sitte schon war. So ist die Untersagung des Weins und Schweinefleisches, die Feier des Freitags, theils älter, theils neuer, oder angerathen mehr als geboten. Er gab den Umständen gemäße Gesetze, eine Religion für Länder, welchen die Wärme und Hoheit des Islams größern Eindruck machte, als die Streitfragen der damaligen Theologen der christlichen Kirche. Die Begeisterung theilte sich mit, und erhob die Gläubigen über alle Sichtbarkeit, über alle Macht vergänglicher Dinge, über den Tod selbst.

Gleichwie der Aberglauben die Unterthanen des griechischen Kaiserthums niederschlug, so entbrannte der Araber durch die hohe Einfalt seiner, die Leidenschaften weniger einschränkenden Lehre."

„Ihre erste Kraft wurde in dem Kriege offenbar, durch den der Prophet seine Feinde zu Mekka unterwarf. An dem Orte Bedr — noch beten allda wallfahrtende Moslemin — erhielt er den ersten Sieg, und selig wurde gepriesen, wer für seinen Glauben gestorben. Gingen diese nicht ein in die ewige Freude schön bewässerter, schattiger Gärten, zum unaussprechlichem Genusse himmlischer Freuden? Duftete nicht das Wasser der Paradiesrosen ihnen aus den Perlmutterschalen der himmlischen Jünglinge entgegen?"

„Nach der Eroberung von Mekka erging sein Gebot an den Kaiser Heraklius von Constantinopel, an Chosru den König der Perser, an die arabischen Emirs, den Nagusch Statthalter von Aegypten: „Im Namen dessen, der Himmel und Erde, und von Ewigkeit her, auf ewige Zeiten, den Islam hervorgebracht hat, glaubet an Mohammed, Lehrer des göttlichen, allgemeinen Gesetzes!" Willig hörte Arabien, und nahm an, wie er die Lehren der Väter erneuerte."

„Als Mekka gehorchte, als Arabien anbetete, gebot Mohammed, in alle Lande den Islam zu bringen, durch Waffen oder Glauben die Nationen zu vereinigen. Er, vergiftet, wie man glaubt, in dem 63sten Jahre seines Alters, ging hinüber zu dem Ewigen, dessen Einheit und Allerbarmung er durch die Mühe seines ganzen Lebens zum Glauben und Gefühl der größern Hälfte der alten Welt gemacht hatte.

Preußens Wiedergeburt im J. 1813.

(Aus Venturini's, Predigers im Braunschweigischen, Chronik des 19ten Jahrh.)

Keine Regierung war von Frankreich schmerzlicher beleidigt worden, als die preußische; — kein Volk hatte aber auch zugleich den Uebermuth frecher Sieger schonungsloser erfahren müssen, als das preußische. Grenzenloser Druck des gemeinschaftlichen Elends und der gemeinschaftlichen Schande verband daher in Preußen, wie in keinem andern europäischen Staate, das Volk und den König so fest, so innig und ausdauernd einander, daß große, für den oberflächlichen Beobachter ganz unerwartete und wunderähnliche Resultate aus jener Verbindung hervorgingen. Zum Glücke hatte früher, als das letzte Ungewitter über den preußischen Staat losbrach, die Regierung den Geist des Volkes begriffen, und das einzige Mittel erkannt, dem Uebermaaße des Elends und der Schande ein Ziel zu setzen. Sie ließ den Geist frei, und machte das Volk kriegsgeübt im Stillen. Sie konnte eben

deswegen darauf rechnen, daß, sobald nur die gewaltigen Fesseln der französischen Uebermacht durch Gottes rettende Allmacht zersprengt seyn würden, sich mit dem freigegebnen Geiste des preußischen Volks zugleich eine Begeisterung entwickeln müsse, die nicht aus dem Rausche bewegter Leidenschaften allein, sondern mehr noch aus der Kraft richtiger und wahrer Erkenntniß dessen, was zur Rettung des Staats nothwendig erschien, hervorging. Napoleons Spione konnten jene Kraft eben so wenig begreifen, als sie solche in ihren wundergleichen Wirkungen gehörig zu würdigen vermogten; denn der große Tyrann selbst täuschte sich ja durch den Wahn: die Völker des Nordens seyen keines hochauflodernden Enthusiasmus für Freiheit, Ehre und Vaterland fähig.

Dem Volke konnte nicht zweifelhaft bleiben, wohin der Aufruf zur allgemeinen Bewaffnung deutete. Blücher, der hochverehrte Held und ruhmvolle Veteran, trat wieder in Dienst, und daß Er nur gegen, nie für die franz. Tyrannei fechten werde, war Jedermann gewiß. Der König brauchte das durch Gründe der Politik noch zurückgehaltene Wort also nicht auszusprechen; — man wußte doch, was er wollte! Wie durch Zauberschlag erhob sich nunmehr die allgemeine Begeisterung. Der Wille und Wunsch des Volks eilte dem Befehle des geliebten Königs vorauf. Die Jugend der höheren Stände flog zu den Waffen, sobald nur die erste Aufforderung erfolgte, und die niederen Stände zeigten denselben Eifer. Selbst Staatsbeamte verließen ihre Posten, Familienväter ihre ruhigen Geschäfte, alte längstens für Invaliden gehaltene Offiziere ihre Zurückgezogenheit, um die Gefahren des Vaterlandes unter seinen Fahnen zu theilen. Wer keinen unmittelbaren Antheil am Kriege nehmen konnte, unterstützte den Kampf durch sein Vermögen, und indem Jeder opferte, was er, ohne sich selbst zu vernichten, der allgemeinen Sache darbringen konnte, entstand ein so schöner Wetteifer, daß selbst Fremde davon hingerissen wurden, und beträchtliche Summen zur Rettung Preußens hergaben.

Binnen 24 Stunden hatten sich in der Hauptstadt 9000 zum Dienst gemeldet. Von allen Seiten strömten begeisterte deutsche Jünglinge herbei. Die Hörsäle der Universität, die Comptoire der Kaufleute, die Werkstätten der Handwerker wurden leer. Der Geist des Vaterlandes ergriff auch die Frauen, und durch die Reize, welche sie über das große Unternehmen der Vaterlandsbefreiung verbreiteten, halfen sie dem nach, was die Staatsgewalt nimmer zu bewirken vermogte. Nicht nur opferten die Edelsten ihre Kostbarkeiten, sondern sie übernahmen selbst die lästige Verbindlichkeit, die kranken und verwundeten Vaterlands-Krieger zu pflegen. Allen Frauen des Königreichs ging die Gemahlin des Prinzen Wilhelm mit erhabenem Beispiele voran. Sie war die Seele der edlen Frauen-Vereine, sie das Muster der Standhaftigkeit und ausdauernden Geduld in den trüben Tagen, die Preußen,

bevor es den herrlichen Siegeskranz errang, erst noch erfahren sollte. Eben diese hohen Opfer stärkten das National-Gefühl, entflammten es täglich mehr, und ließen der Regierung fast nichts mehr zu thun übrig, als durch ihre ordnende Hand das Ganze zur Einheit und Harmonie zu bilden. Zum sichtbaren Zeichen der schönen Volksvereinigung bestimmte nun eine königliche Verordnung v. 22. Febr. die schwarz und weiße National-Kokarde, welche alle Männer, welche das 20. Jahr zurückgelegt, tragen sollten. Die Schlechten und Feigen wurden jedoch des Vorrechts, jenes Ehrenzeichen zu tragen, beraubt, und den für des Vaterlandes Nothstand gefühllosen Vätern oder Vormündern die pfiffigen Auswege, ihre Söhne oder Mündel dem Dienste des Vaterlandes zu entziehen, versperrt. Den jungen, rüstigen Staatsdienern ward durch ein offnes Schreiben des Monarchen vom 27. Febr. zugesichert, daß während sie unter den Fahnen stehen würden, ihr Gehalt ihnen bleiben, und ihre Stellen von den zurückbleibenden Staatsdienern unentgeltlich verwaltet werden sollten. Diese Erklärung wirkte wie ein Talisman so gewaltig, daß der König sich genöthigt sahe, diejenigen, welche, damit das Staatsgetriebe nicht ins Stocken gerathe, zurückbleiben mußten, zu beruhigen.

Um diese Zeit traf der Kaiser Alexander, den Friedrich Wilhelm unweit Oels in Schlesien bewillkommnet hatte, zu Breslau ein. Schon war der tapfere York, in Verbindung mit dem russischen Feldherrn Wittgenstein, unter unbeschreiblichem Jubel in Berlin eingezogen, und die Trümmern des französischen Heers eilten in wilder Flucht der Elbe zu, da erklang des edlen Königs Aufruf an sein Volk und an sein Heer. Worte, mit Wahrheit und Kraft aus dem Herzen gesprochen, die des Eingangs zum Herzen eines in Leiden gereiften Volks nicht verfehlten. „Jetzt," sagte der hochherzige König, „ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden! — Welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang! Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag!"

Und so sprach er zum Heere: „Fühlt doppelt eure heilige Pflicht! des Einzelnen Ehrgeiz, er sey der Höchste oder der Geringste im Heere,

„verschwinde in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denkt „nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem all„gemeinen Wohl es gilt. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt euch „seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. „Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sey Euer Ruhm! Wir „kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit. Ver„trauen auf Gott! Muth und Ausdauer sey unsere Losung!"

Siehe, da erstand das begeisterte Heer des Vaterlandes, und kein treffenderes Zeichen konnte ihm gegeben werden, als das eiserne Kreuz!

II. Der beschreibende geschichtliche Styl.

Die Beschreibung umfaßt alles, was jetzt um uns existirt, und schließt alles aus, was nicht mehr ist, man müßte sich denn das Vergangene als noch gegenwärtig denken. Die vielen Gegenstände, die demnach beschrieben werden können, gehören entweder im Allgemeinen zur Natur, oder machen insbesondere einen Theil der Erde aus. Von jenen spricht

1. Die Naturbeschreibung, von diesen
2. Die Erdbeschreibung

1. Die Naturbeschreibung

wird gewöhnlich, aber unrichtig, Naturgeschichte genannt, und betrifft nicht nur die drei sogenannten Naturreiche, sondern auch die Erde im Ganzen, ihr Verhältniß zu den übrigen Weltkörpern, und endlich auch das ganze große Weltgebäude mit allen zahllosen Sternen. Denn das alles gehört ja zur Natur.

(Aus Vollmer's, Prof. der Physik in München, Natur- und Sittengemälde der Tropen-Länder.)

(Prof. Vollmer war 1818 von Rio Janeiro in Brasilien in das Innere des Landes gereist, und erzählt hier von seiner Rückreise aus dem Innern nach der Küste).

„Die Berge umgehend, traf ich, bevor ich an die Küstenkette gelangte, in den Thälern, welche keinen Abfluß haben, und daher periodisch bald Seen, bald Sümpfe sind, den Tapir häufig an; allein das Thier ist so scheu und flüchtig, daß man glaubt, es schlafe im Stehen, mit den sehr gebognen Hauzähnen an den Zweig eines Baums

gehängt; ich konnte keins derselben erreichen; so wie man sich ihm nähert, entschlüpft er in die undurchdringlichen Bambuswälder, wohin man ihm nicht folgen kann.

Allein eine andre Erscheinung belohnte meine an den Tapir vergeblich gewandte Mühe. Da, wo diese Seen gegen die Ufer zu flacher werden, überdecken sie eine Art sumpfigen Rasen, in welchem kleine Schaalthiere, Frösche, Schlangen, Eidechsen, Salamander, kurz alle die zahllosen Gewürme der stehenden Wässer sich aufhalten.

Zu ihnen gesellen sich nun ihre Feinde in Schaaren, ja, es klingt fast übertrieben, allein es ist es nicht, millionenweise versammeln sich hier Reiher, Kraniche, Flamingos, Ibis, Schnepfen, Störche, und all das langbeinige Volk, das von den Sumpfthieren lebt; — oft sind sie so dicht beisammen, daß man das Wasser, in welchem sie stehen, nicht sieht, die Ufer umgeben sie in enggeschlossenen Reihen, als wären sie regimenterweise aufmarschirt, als wollten sie in Colonnen einen Angriff auf die armen Lachenbewohner machen, und sie vernichten.

Merkwürdig ist es, wie diese Thiere begierig fressen; ich habe hundertmal gesehn, denn die Erscheinung dieser, von Vögeln bewohnten, Seen ist in Brasilien überhaupt nichts seltnes, daß ein Reiher zehn bis zwölf kleine Schlangen mit großem Appetit verspeiste, wo ich geglaubt hätte, fünf derselben müßten hinlänglich seyn, den ganzen Vogel bis zum Platzen anzufüllen.

Da, wo das Wasser tief ist, fischen sie auch; es sind dies jedoch nicht Schwimmvögel; sie müssen also zu einem andern Mittel ihre Zuflucht nehmen. So sieht man sie denn in Massen, schwebend nahe über der Oberfläche des Wassers, gleich den Schwalben dahinziehen, urplötzlich in das Wasser eintauchen, und mit träufelndem Fittig sich sogleich wieder erheben, das Gefieder gesträubt schüttelnd, um sich zu trocknen; allein sie haben eine Schlange oder einen Wassersalamander erwischt, und darin sind sie äußerst geschickt.

Nur freilich müssen sie ihre Verwegenheit oft mit ihrem Leben bezahlen; denn unter den dicken, flachen Blättern einer Wasserlilie, oder in den Sprößlingen des Rohrs, liegt versteckt die scheußliche, graue Bava, ein kleines, fünf bis sechs Fuß langes Krokodill, oder der große Kaiman, welcher den armen Taucher beim Kopfe faßt, da er dann nicht so gut fortkommt wie der Kranich in der Fabel.

Das Krokodill ist überhaupt den kleinern Thieren ein fürchterlicher Feind; seinem alles verschlingenden Rachen entgeht nicht leicht die gewählte Beute; nur Pferde und Stiere sind im Stande, durch die Flucht sich zu retten; hat er sie jedoch einmal gefaßt, so möchte man zu den armen sagen, wie ein Lied von dem Bösen spricht: „hat dich der Teufel bei einem Haar, so hat er dich bald ganz und gar.“ Denn sein scharfes Gebiß läßt die gefaßte Beute nicht fahren, und

da es das Thier gewöhnlich beim Munde ergreift, so ist es auch ganz wehrlos.

Zudem sind seine Augen beide nahe bei einander oben an dem Kopfe; es sieht daher alles, was über ihm ist. Nicht so bemerkt das zum Trinken kommende Thier den unter dem Wasser laurenden Feind.

Eidechsen der verschiedensten Gattung, oft von dem widerwärtigsten Ansehn, oft gezeichnet mit den schönsten lebhaftesten Farben, beleben diese Gewässer, und ihre Zahl würde Legion werden, wenn sie nicht alle ihre Feinde hätten. Sie, wie das Krokodill, legen ihre Eier in den Sand, oder in das Erdreich des Ufers, der Sonne das Geschäft des Brütens überlassend.

Diese sehr wohlschmeckenden Eier suchen nun die Wilden häufig auf, da die Spur leicht zu finden ist, weil das Weibchen nach dem Legen und Verscharren der Eier sich darauf umherwälzt, um die Spur zu vertilgen, aber dadurch gerade die Spur zeigt. Das zum Wasser kommende Vieh zertritt viele, die mannigfaltigen Iltis- und Marderarten, die Armadille und die Geier suchen sie auf, und so werden neun Zehntel vertilgt.

Nun lehrt der Instinkt dem Krokodill, daß es jetzt Zeit sey, nach seiner Brut zu sehn. Männchen und Weibchen gehen nach dem Platze, wo sie liegen, und wenn sie welche finden, so zerbrechen sie die Schale, um das Auskriechen der Jungen zu bewirken. Da frißt der Papa sogleich ein Jedes Junge, ohne sich einen Kindermörder zu schelten; nur das bleibt verschont, was sich auf den Rücken der Mutter rettet. Jetzt geht diese mit ihrer süßen Last nach dem Wasser. Was unterweges herabfällt, und sie hat nicht den sanftesten Gang, wird von ihr verspeist, eben so jedes Junge, was nicht schwimmen kann. So bleibt von der ganzen Brut vielleicht eins übrig, und wie günstig muß sein Schicksal seyn, wenn es groß werden soll.

So sorgt die Natur, daß das nöthige Gleichgewicht nie gestört werde; so zeigen sich überall ihre weisen Anordnungen. —

---

2. Die Erdbeschreibung.

Dahin wird alles gerechnet, was zur näheren Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner gehört, also nicht bloß die Natur der Erde: die Beschaffenheit ihrer Oberfläche, das Klima, die Producte, sondern auch die darauf wohnenden Menschen und ihre Einrichtungen. Sie zerfällt also

a. in die physikalische
b. in die politische Erdbeschreibung.

In jene gehört das, was die Natur hervorgebracht hat, in diese, was von Menschen bewirkt worden ist. Z. B. die Beschreibung der Städte, der Staatseinrichtungen, der Fabriken, des Handels, des Zustandes der Wissenschaften gehört in den Kreis der politischen Erdbeschreibung. Hingegen die Beschreibung des Bodens, der Gebirge, der Flüsse, des Pflanzenlebens wird zum Kreise der physikalischen Erdbeschreibung gerechnet.

a. Zur physikalischen Erdbeschreibung.

Ansicht von Quito und dessen Umgegend.

(Aus Vollmer's Gemälde der Tropenländer.)

Ich kam auf das hohe Plateau, auf welchem Quito liegt. Da stand ich an dem Ziele meiner heißesten Wünsche; da stand ich in dem Athem der kühlenden Morgenröthe, unter mir chaotisch verwirrt die Welt noch in des Schlafes Armen. — Das Auge vermag nicht zu unterscheiden, was die fliehende Nacht in ihr düstres Grau hüllt, was Apollo noch nicht mit seinen leuchtenden Augen überschaut; er zögert noch ruhend in der reizenden Thetis Schoos, aber er sendet Iris voran mit ihren bunten Schleiern. Im Westen rollt der ferne Donner eines dahin schwebenden Gewitters am Horizont. — —

Ha! welch ein Anblick! — ein flammender Regenbogen, ein ganzer Kreis überzieht den ungemeßnen Raum. Wohin wende ich mein Auge — dort Aurora, Blumen auf den Pfad ihres Lieblings streuend, verkündend den mächtigen Gott des Tages, — hier Iris, die Fingerspitzen in der Sonne Gold getaucht, die Himmelsdecke malend, mit allen Reizen. Phantasus reicht ihr die Farben, mit tiefem Purpur säumt sie die Wolken, mit fern leuchtendem Feuer die Wölkchen, Rosengluth überfliegt den ganzen Himmel, des Morgens Flügelthore öffnen sich — da steht Helios in stiller Majestät.

Und tausend Chöre hallen ihm entgegen, wirbelnd steigt der Lobgesang der erwachenden Natur hinauf zum Throne des großen Geistes; nieder fällt der Mensch, anbetend ihn, der alles schuf und herrlich schuf.

Und das Chaos zu meinen Füßen entwirrt sich; fernhin schweift der Blick zum Chimborazzo, zu dem mächtigen Pfeiler, der des Himmels Kuppel zu tragen scheint; im Silberschmuck glänzt sein ergrautes Haupt, jugendlich grünt sein Gürtel, und blühend umziehen Palmenwälder seinen Fuß; höher steigt die Sonne, und zeigt mir den Hirten, seiner Heerde pflegend, die Bewohner der Felder und die Sänger des Haines, und den fliegenden Flamingo, eine Flamme von zwei flammenden Schwingen getragen. Höher steigt die Sonne — und läßt

mich sehn die bunten Kinder der Erde, welche ihren feurigen Küssen die entgegen schwellenden Lippen bieten, — und das tiefe blaue Himmelsgewölbe umschließt sie alle mit liebenden Armen, und fächelt mit sanftem Wehen die Gluth des Tages von ihren erröthenden Wangen.

Wessen Pinsel das malen könnte! —

Wie reizend, wie unendlich schön ist die Mannigfaltigkeit der Gewächse, mit denen die gütige Natur diesen reizenden Erdstrich geschmückt hat! Hier sieht man gesellig bei einander die schlanken baumhohen Gräser, die Arundo- und Bambusarten mit für ihre Höhe zartem Stamme, der leicht und zierlich im leisen Winde sich wiegt, und seine flüsternden Blätter darin spielen läßt; Gräser, welche von einem Knoten zum andern 18 — 20 Fuß messen, andre deren Höhe 40, 50 — 100 Fuß erreicht, und welche der Gegend einen ungemein fröhlichen, freundlichen Charakter ertheilen, während die fast für sich und einzeln stehenden baumartigen Aloen, mit zweiglosen Stämmen, die Blätter sternartig von dem Gipfel desselben aussendend, der Landschaft etwas Ernstes, Schwermüthiges ertheilen.

Dort unter dem reinen Himmel sollte man ewig leben, von keinen Plagen heimgesucht, mit allen Reichthümern überschüttet — beim Himmel! Quito ist das verzogene Kind der Isis. Die glücklichen Thäler, die ich hier übersah, sind alle bebaut, und lohnen mit ununterbrochenen Aerndten die geringe Mühe des Landmannes. Kein Frost vernichtet seine Hoffnungen, kein Hagel schlägt die Früchte seines Schweißes nieder, unglaublich ist die Kraft dieses Bodens; ohne Düngung, die man gar nicht kennt, ist Egge, Pflug und Sichel immer und zugleich in Bewegung. Man kann sich nichts Reizenderes denken, als eine Uebersicht von diesen Bergen auf das Bestreben der Natur, alles in der üppigsten Fülle hervorzubringen. Warme und kalte Quellen rieseln aus jeder Vertiefung hervor, die Fluren zu befeuchten. Zahm und ohne Scheu kommt der Hirsch, kommt das Reh in seinen vielen Varietäten, kommt das sonst furchtsame kleine Häschen, um zu trinken, der kleine wunderhübsche Löwenaffe, mit seinem weißen Spitzenkragen, guckt schlau zwischen den Blättern, oder aus einem ausgehölten Apfel hervor, in welchen er sich hinein und durch welchen er sich durchgebissen hat, läßt sich durch eine frische Mandel locken, sie aus der Hand zu nehmen. Der Tuncan im glänzenden Schwarz mit seinem großen, goldgelben Schnabel sieht so wunderlich aus, daß man in Versuchung geräth, zu fragen: Schnabel, wo willst du mit dem Vogel hin? — dort schwingt sich leichten Fluges ein Pfau auf die hohen, flachen Blätter einer Musa paradisiaca, und läßt stolz und wohlgefällig sein prächtiges Kleid im Glanz der Sonne spielen. Hier kommt der Cacadu neugierig heran, entfaltet seinen schönen Kamm; dort bläht sein sträubendes Gefieder der Juno schöner Vogel, der Ar-

gus, hundert braune Augen auf jeder Feder; der Colibri Feuerfunken brennen auf allen Blättern, nirgends Verderben, überall Lust und Freude, überall heiteres Leben.

Immer höher nach dem Norden hinauf steigt die Sonne, um den Sommer dort zu bereiten, während hier der Herbst mit allen seinen tausendfältigen Reizen eintritt.

Nicht etwa, daß man in dieser Jahreszeit mehr Früchte fände als gewöhnlich; zu glücklich ist dieser Garten, dieses Eden, in dem Blüthen, Früchte, reif und grün, zugleich auf allen Bäumen hangen, die Natur selbst nimmt eine andre Gestalt an. Vergebens ist es, die bunte Farbenpracht des tropischen Nachsommers malen zu wollen; welche Feder hätte Kraft, welcher Pinsel Reichthum genug, um diese Schönheiten, mit denen fast kokettirend die üppige Natur sich beim Abschiednehmen schmückt, zu malen; die Blätter aller Pflanzen, vom Lorbeer zum Kaffee, vom Eisenbaum zum Mahagoni, welche ihr Laub wechseln, verändern ihre Farbe in allen Schattirungen, vom klarsten Gelb zum Chamois, Roth, Purpur und Scharlachbraun; und die dasselbe behalten, gehen in ein blasseres, oder dunkleres Blau über; dabei sind die Farben von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit, von einem Glanz, der nicht begreifen läßt, daß hier sterbende oder abgestorbene Pflanzen seyn sollen, und nun, als wolle die gütige Mutter-Erde selbst den Gedanken der Vergänglichkeit und des Dahinscheidens aus diesem ihren Lieblingsaufenthalt verbannen, so ist noch, ehe die Blätter fallen, ein jeder Baum, ein jeder Strauch, mit neuem Laub von frischem lebhaften Grün unseres Mai geschmückt, und nun denke man sich, wer eine lebhafte Phantasie besitzt, dies wunderbare Gemisch der neuen reinen Blätter mit den bunten des vorigen Jahres vereint, auf einem Ast, die Blüthen in ihrer unglaublichen Schönheit, die lockenden, durchsichtigen, mit lauter Saft gefüllten Früchte, welche von der Sonne beschienen, wie Ampeln von buntem Glas aussehen, als wären sie bei einer Illumination zur Zierde zwischen die Aeste gehängt.

Ihre Blumenpyramiden mit tausend Armen streckt funfzig Fuß hoch in die Luft die Ajave, ein Thurm, ein Obelisk von Blüthen. Die prächtige Jucca ragt mächtig hinauf, jeder Zweig trägt an seiner Spitze einen mannshohen Blumenschaft, welcher wagerechte Zweige nach allen Seiten aussendet, die mit weißen, rothen und gelben Glocken reich behängt sind. Fünf bis sechs Wochen dauert jede Blüthe, und vergeht nur, um den Zweig, an welchem sie saß, zu theilen, damit an ihrer Stelle im nächsten Jahre zwei oder drei eben so herrliche Blumen erscheinen.

Ihren berauschenden Duft hauchen die Gewürze aus; die milde Sonne brennt nicht mehr, sie wärmt sanft, sie erquickt. Mildere

Lüfte, als die der Sommer entzündet, wehen durch das säuselnde Laub, bunte Eidechsen rascheln im Gras, goldgrüne zarte Schlangen, unschädlich, ohne Gift, nur den Insecten des Sumpfes nachstellend, spielen zu meinen Füßen, suchen nicht mehr lechzend den Schatten, sondern lassen gern im Feuer der Sonne ihr reiches Kleid schimmern.

Apollo schirrt die brausenden Rosse aus, und badet sich in der Thetis Schooß. Welch Entzücken, in diesen hesperidischen Gärten ihm nachzuahmen, in den klaren Wellen eines Krystallbaches, der murmelnd über die reinen Kiesel läuft, die Glieder zu erfrischen, durch alle Poren neues Leben einzuziehen!

Der Sonnengott vergoldet alle Zweige, die Spitzen der stolzen Palmen glänzen im hellen Feuer, indeß die niedrigern Theile mit Purpur übergossen scheinen, unten aber die grüne Blätternacht ihre Schleier über die reizende Erde gezogen hat.

Wie ein Silberblick flieht dieser Moment vorüber, die Dämmerung der Tropen ist sehr kurz, vom Tag ist fast kein Uebergang zur Nacht, doch neue Schönheiten bietet auch diese. Die bunten Schattenvögel, die Nachtfalter schwärmen umher, Feuerfunken fliegen auf und ab; es ist der Cucujo und der große Laternenträger. Sie schmücken wie mit tausend beweglichen Lampen den Hain, die Gebüsche.

Sprung des Uruguai.

(Aus Vollmers Gemälde der Tropenländer.)

Die Quelle des Uruguai aufzusuchen, nahm ich in Rio Janeiro einige des Landes kundige Indianer, dann die nöthigen Maulthiere, und so überstieg ich das Gebirge.

Auf diese nie betretenen Pfade bringt man die Saumthiere nur mit Zwang; oft mußten wir absteigen, und uns durch Klettern selbst weiter helfen, oft mußten wir mit breiten Messern uns erst einen kümmerlichen Pfad hauen, bis wir auf die Höhe kamen, und nun ging die Noth erst an; das Herabsteigen war noch viel gefährlicher; ein langer Hohlweg war bei weitem noch das Beste des gefährlichen Pfades, und hier mußten die armen Thiere von Stein zu Stein springen, oder sie zogen alle vier Füße zusammen, ließen sich auf die Hinterbeine nieder, und glitten auf lange Strecken von 20 — 30 Fuß, über die geraden Lagen des Schiefergesteins, wobei ich, dieser Art Schlitten zu fahren nicht gewohnt, oft genug herab fiel.

Hier hatte ich denn Gelegenheit, die Ueberlegung — die Vernunft der Thiere zu bewundern. Bei einem jeden solchen Fall streckte mein Maulthier den einen Vorderhuf aus, um sich aufzuhalten, und setzte sich sogleich ganz nieder, selbst mitten auf seinem gefährlichen Wege;

dann wartete es, bis ich mich aufgerafft und wieder in den Sattel gesetzt hatte; hierauf erst erhob es sich, um seine Reise weiter fortzusetzen. Mehrere Male mußten wir uns einer schwankenden unsichren Lianenranke anvertrauen, während die Thiere auf einem Stege gingen, der mir noch jetzt die Haut schaudern macht. Endlich waren wir am Fuß des Gebirges. Ich hatte es so weit südlich durchschnitten, daß ich sicher war, die Quelle jetzt nördlich zu haben, und in diesem Sinne setzten wir den fünften und sechsten Tag unsre Reise fort. Am Mittag desselben vernahmen wir durch die schauerliche Stille des Urwaldes ein fernes dumpfes Brausen, dem wir uns jetzt zu nähern suchten; immer lauter und lauter ward dasselbe, bis es wie das volle Tönen des tiefsten Orgeltremulanten anschwoll; endlich gegen Abend erreichten wir ein herrliches, eng umschlossenes Thal, in dessen heiliger Ruhe nur das Tosen des Wasserfalls eine ewige Stille unterbrach. Hier unter dem prächtigsten, reichsten Pflanzenwuchs, unter Dattelpalmen, deren Blätter 80 Fuß Länge hatten, hier, umkränzt von der stolzesten Pflanzenform, welche die Natur hervorzubringen vermocht hat — hier entspringt der Uruguai aus dem Felsen unmittelbar in einer Stärke, die zum Bewundern hinreißt. Die Oeffnung des Felsen ist viereckig, als wäre sie zu diesem Zweck gemeißelt; aus derselben setzt die Wassermasse in einer Breite von funfzehn und einer Dicke von acht Fuß hervor, den prächtigsten Springbrunnen bildend, den die Erde vielleicht trägt; sechzig Schritt (120 Fuß) ist die Sehne des Bogens, den er bildet, lang, über fünfzig Fuß hoch, und mit solcher Kraft spritzt das Wasser hervor, daß man unbenetzt unter dem mächtigen Bogen hindurch gehen kann. Mit donnerndem Fall stürzt die Wassermasse auf niedriger liegende Felsen, löst sich in weißen, dampfenden Schaum auf, und springt so in den schönsten Cascaden weiter.

Was sind alle Fontainen, welche die Gartenkunst durch Hilfe hydraulischer Maschinen oder durch Wasserdruck hervorgebracht hat, was ist die oft und viel bewunderte Fontaine der Wilhelmshöhe zu Cassel — und Saint Cloud und Versailles gegen diese einfache Majestät! Mich hat nie ein Anblick mehr in Erstaunen gesetzt, mehr zur Bewunderung der großen allgewaltigen Natur hingerissen, als dieser.

Wahrscheinlich ist im Innern dieser Berge eine Höhle, welche die Tagewasser aufnimmt, und der Bergsee hat sich dann diesen Ausweg gesucht. Ein Luftdruck ist nicht wohl anzunehmen, er würde eher die Decke spalten, als daß er mit solcher Elasticität wirken sollte, wie sie für diesen Sprung erfordert würde.

Der Anblick belohnte reich die Mühe des Weges, und mehrere Tage hielt ich mich in der Nähe desselben auf, um sein Bild recht fest mir einzuprägen. Endlich verließ ich ihn — und ferner tönten seine Donner, dumpfer ward sein Brausen, bis es mir ganz entschwand.

— — Da fand ich nach dieser Scene alles todt, und ohne Reiz um mich, bis das mächtige Gefühl sich ein wenig schwächte, und die Natur ihre alten Rechte auf mich ausübte.

Otaheiti.

(Aus Vollmer's Gemälde der Tropenländer.)

„Wir langten vor Otaheiti an. Da lag dies australische Paradies im Glanz des wolkenlosen Abendhimmels vor uns. Ein blasser Purpurschein umzog den Horizont, und in Blumendüfte eingehüllt, stieg das reizende Eiland vor uns auf, und übergoß uns mit der Fülle seiner Gerüche. Die bis zum Gipfel hinauf begrünten Berge, welche in ihrem Innern ein heimliches Feuer nähren, und darum die Pflanzen zu üppigerem Wachsthum treiben, schienen uns zuzuwinken, und bei der Annäherung hatten wir, nach einer vierwöchentlichen Abwesenheit vom Lande, auf einmal wieder alles im Angesichte, was die Natur Schönes bildet. Da streckten die schlanken Cocospalmen ihre Blätter und der prächtige Platanus seine Arme in die Luft, Brodfruchtbäume mit ihren dicken Laubmassen hüllten den Erdboden in dichten Schatten, und ließen kaum noch die Blumenteppiche erkennen, die uns mit ihrem Dufte erquickten.

Am andern Morgen fuhren wir ans Land, und wurden sogleich von vielen hundert Canots umringt, welche mit lustigem Geschrei uns bewillkommneten. Männer, Weiber, Kinder füllten den Strand, alles kam, sobald es die englische Flagge erkannte, herzugeströmt; ihr lautes: Tajo! Tajo! (Freunde) hallte uns entgegen. Das Boot ward ausgesetzt, wir bestiegen es, die Matrosen wollten die Ruder ergreifen, da flog es schon dahin, gezogen von einigen sechzig Schwimmern, welche sich davor gespannt hatten, und es mit reißender Schnelligkeit fortzogen Sausend durchschnitten die stark bemannten langen Canots die Bai, und verwandelten sie durch ihre raschen, kräftigen und taktmäßigen Ruderschläge in ein Schaumbecken.

So kamen wir ans Land. Der König war uns in eigner Person entgegen gekommen, erkundigte sich nach alten Bekannten, bewillkommnete die neuen, fragte nach unserm Begehr, und ließ sogleich Lebensmittel aller Art durch hundert Hände herbeischaffen. Es ordnete sich ein Tauschhandel zu beiderseitiger Zufriedenheit, und unterdessen stellte mich der Capitain dem Könige vor, als einen Naturforscher, welches Wort er dahin erklärte, daß es ein Mann sey, der Alles wisse, und gern noch mehr lernen wollte. Der König verstand diesen Widerspruch nicht vollkommen, und bat sich deshalb meine Erklärung aus, die ich ihm

geben konnte, weil er ziemlich gut englisch sprach, wie fast alle seine Unterthanen.

Nun bekam er einen gewaltigen Respekt vor dem Manne, welcher lernt, blos um zu lehren, welcher sich so viele Mühe giebt, um, was er gesammelt hat, den Menschen mitzutheilen, andern nützlich zu machen, und nun verlangte er, ich solle bei ihm wohnen; er ließ mich in einem Palankin neben dem seinen tragen, in sein Haus bringen, welches leicht und luftig aus Bambus gebaut war, und geräumig genug, um 100 Menschen zu fassen. Hier wurden wir ausgeladen, und er ließ mich königlich, das heißt mit allem, was sein Land hervorbrachte, bewirthen. Dann ertheilte er Befehl an einige 30 seiner Leute, mich überall hin zu bringen, wohin ich gehen wollte, mich aber bei Verlust ihres Kopfes auch wieder lebendig und gesund zurückzubringen.

Die Inselgruppe ist außerordentlich freundlich; keine Schlange lauert, kein giftiges Insect kriecht hier umher, alles ist blühend und schön; zahllose Blumen, in allen Farben, schauen aus dem saftigen Grün der Blätter, und erfüllen mit stärkendem Balsam die Atmosphäre. Hier säet und pflügt niemand; das fertige Brod fällt, in Honig vom Hybla*) getränkt, von den Bäumen; die köstlichsten Früchte, Heerden von grasfressenden Thieren, zahllose treffliche Fische, wildes und zahmes Geflügel, alles bringt die Insel im höchsten Ueberfluß hervor. Aus den Büschen schallen die lieblichen Stimmen gefiederter Sänger; schöne Cacadus, langgeschweifte Ara's, schauen von den feingefiederten Tamarinden und dem köstlichen Tumanu-Nußbaum herab.

Und die Menschen entsprechen ihrer lachenden Natur — ein immer tanzendes, lustiges, springendes Volk. Sie sind zwar nicht schön zu nennen, allein sie sind ein hübsch aussehender Menschenschlag, von sehr proportionirtem Bau, von gar nicht üblen Gesichtern, welche zu dem sehr feingeformten Körper wohlstehen; nur haben sie eine sehr tiefe, braune Farbe, welches, nach meinen Begriffen, der Schönheit beträchtlich schadet. Sie sind sehr zum Müssiggang und zum frohen Gelärm geneigt; jeden Abend sah ich, wohin ich kam, Tänze, lärmende Vergnügungen, Spiele mancherlei Art aufführen, bis tief in die Nacht hinein, bis der Mond über die Gewässer tauchte, bis das Frühroth den Osten vergoldete.

Das Clima ist überaus gesund, erfrischend. Zwar noch innerhalb der Wendekreise, aber mitten im unermeßlichen Ocean, wird die Inselgruppe befruchtet von der Sonne Brand, und durch beständige sanft

*) Ein Berg in Sicilien, der seiner honigreichen Blumen wegen von den Bienen viel besucht wurde.

wehende Winde abgekühlt. Die Vulkane befördern die Fruchtbarkeit durch innre Wärme, schädlich scheinen sie nicht.

Zu allen den Herrlichkeiten fügt der große Ocean noch neue hinzu; in unendlicher Schönheit schmiegt das gewaltige Weltmeer sich, wie ein gezähmter Löwe unter Blumen, an das Gestade, es warm und liebevoll umfangend, und mit seinen Schätzen überschüttend. Oft fuhr ich ganz allein in einem Boot hinaus auf der Fläche einer eng umschlossenen Bucht; leise glitt die Gondel dahin, immer klarer und reiner ward der Spiegel, auf welchem ich schwebte — ha! welch überraschender Anblick! nie hat noch die Phantasie etwas Aehnliches erdacht. Die Krystallhelle des Wassers nimmt in diesem, nie von einem Wind bewegten Busen so außerordentlich zu, daß man bis auf den zwölf Faden tiefen Grund sehen kann. Die ganze fremdartige Vegetation des Aequatorialmeeres lag in ihrer vollen Pracht ausgebreitet vor mir da; die mächtigen Korallenbäume im tiefsten Purpur, oder weiß, gelb, schwarz, streckten ihre glänzenden Aeste, das Entsetzen des Seefahrers, zu mir wie verlangend herauf, die tausendfältigen Fucus-Species bedeckten den Boden dieses Wassergartens, die blendenden bunten Farben der Pflanzen, in nie gesehener Schönheit, wetteiferten nur mit den noch reizenderen der Schaalthiere, der Muscheln und Schnecken.

Dort öffnet die Riesenauster ihren thorflügelartigen Schlund, und zermalmt im Zudrücken einen zwanzig Fuß langen Hai, welcher ihr zufällig zu nahe kam. Hier gaukeln die glänzenden Gold- und Silberfischchen im muntern Spiele auf und ab, und springen muthwillig aus dem Wasser; dort hebt mit raschem Schwunge sich der fliegende Fisch bis zur Oberfläche, durchbricht sie, und badet sich, in freier Luft schwebend, in den Strahlen der milden Sonne; wunderliche Gestalten, der Seeigel, ein Ball von Stacheln, der Hammer, der Meerhecht, drängen sich in lautem Gewimmel, an einander vorbei, und beleben die wunderbare Wasserwelt. Doch was ist das?

„— — da kroch es heran"
„Und regte hundert Gelenke zugleich!"

Die Medusa, der große Polyp, streckt seine schlangenartigen Glieder nach allen Seiten, und sucht sich damit seine Beute. — Hier wiegt sich auf den breiten Blättern eines Lotus der schön gezeichnete Seestern; dort klettert am Stamme der seltsamen Dolonia die Wendeltreppe, während die Blätter derselben wie abwehrend sich auf und nieder bewegen; hier hebt ihren schlanken Hals die stolze Thetis, und wiegt das Schwesterpaar der großen gelben Rosen; dort bietet die Wasserlilie ihre tiefen Kelche den kleinen Conus und Schlangenköpfen zum sichern Aufenthalt. Die Steckmuschel spinnt am Felsen ihr seltsames Gewebe aus grünem Gold; der Nautilus läßt seine schöne Schaale im

Purpur der Sonne tausendfarbig spielen, und die Papierschnecke rudert emsig auf der Oberfläche des Meeres, ihr zartes Haus mit seiner Oeffnung stets nach dem leisen Lüftchen kehrend, welches kaum, dann und wann, ein paar Wellen kräuselt.

Der tiefe Himmel spiegelt sich im tiefen Meer; man glaubt ihn unter sich und über sich zugleich zu sehen; schwindelnd schaut man hinab, und muß vergessen, daß man auf dem Wasser schwebt, weil man es nicht bemerkt, als hinge man in der Gondel eines Luftballs, als sähe man im Traum auf die Fabelwelt der Mährchen, in die Gärten der Undinen und Nixen herab. Grotten bauen sich auf aus dem rothen Gestein der Corallen; die fleißigen Madreporen sind die Baumeister; das Dach wölben sie vom reinsten Crystall; die Pfeiler sind auf Quadratstücken von großen Muscheln aufgebaut; mit dem Seefächer bekleiden sie die bunten Wände; mit weißer und schwarzer Perlenmutter ist der Boden getäfelt, und die Hand der Nereiden schmückt sie mit den unsterblichen Blumen der Wasserwelt.

Najaden glaubt man mit den Tritonen tanzen zu sehen in bunten Reihen; sie wollen noch immer den Triumph der Galathea *) feiern, herrlicher, als ihn Raphael gemalt; sie schwingen das Seehorn und die Meertrommel, und ihr Ton lockt in zahllosem Gewimmel das Volk Poseidons herbei, das lustig, ohne Sorgen für den nächsten Tag, des Augenblicks genießt, wie er geboten wird.

Was für eine Welt! wer vermag dies zu malen! allein in diesem Himmel schwebend, dachte ich: solch einen Ort muß die schaumgeborne Göttin, muß Aphrodite gewählt haben, als sie sich den Wellen des Meeres in reiner, nie gesehener, vollendeter Schönheit entwand, um die Welt zu beglücken. —

b. Zur politischen Erdbeschreibung.

Das Saterland.

(Aus Stein's, Professors in Berlin, gest. 1830, Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mittel-Europa.)

„Unser Weg ging nach dem im größten Theile Deutschlands fast unbekannten oldenburgischen Saterland. Es bildet einen ungeheuren Moor mit schwankendem Boden, den man beim Heumachen nur mit leichten Wagen, mit unbeschlagnen breiten Schienen und beschuheten Pferden, die Breter unter dem Hufe haben, befährt. Das Klima ist rauh, starke, feuchte Nebel verhüllen den Horizont; Sümpfe und Moräste wechseln ab mit Moor und Haide. Der morastige Boden ist mit Asphalt oder Naphta und Schwefel angefüllt; daher hat das Was-

*) Galathea, eine Meergöttin. S. mein Lehrb. der Mythologie für Töchterschulen, S. 225.

ſer den faulen Eier-, oder Schwefel-Geschmack, und im Glaſe die Farbe des mit Franzwein gemiſchten Waſſers.

Die von allem Umgang völlig abgeſchnittenen Einwohner reden noch die altſächſiſche oder altfrieſiſche Sprache, und bewahren ſtreng die Sitten ihrer Vorfahren. Sie waren ehemals Lutheraner, ſind aber allmälig zur Annahme der katholiſchen Religion gebracht worden. Ihre Häuſer ſind wenig von den übrigen weſtphäliſchen Bauerhäuſern verſchieden; der Saterländer wohnt mit ſeinem Vieh zuſammen, und ſeine Kinder wachſen mit ſeinen Ferkeln und Kälbern auf. Das Haus iſt nur ein Stock hoch; das Dach von Stroh, gewöhnlich von Buchwaizenſtroh, liegt dicht auf den Fenſtern, und iſt ſelten über 5 Fuß von der Erde entfernt. Sehr ſelten ſieht man hier Ziegel, und wo man ſie ſieht, machen ſie den unterſten Theil des Daches aus, und ſchließen ſich in 3 — 6 Reihen an das Stroh an. Einen Schornſtein hat kein Haus. Scheunen, Ställe, Kamin und Kammern ſind in Eins gebaut. Durch einen großen Thorweg im Giebel fährt man ins Haus. Die Flügel können nach außen zu offen ſtehen, und doch kann das Vieh nicht hinauslaufen, weil ein 5 — 6 Fuß hohes Gitter den Ausgang verſchließt. Tritt man durch die Gitterthür hinein, ſo findet man rechts ein Behältniß zur Feuerung, und daneben ſtehen die Pferde ſo niedrig, daß ihre Köpfe mit der Dehle faſt parallel ſind. Um das auf derſelben liegende Futter zu erreichen, ſtecken ſie die Köpfe durch die, zwiſchen den gerade in die Höhe ſtehenden, gelaſſenen ſchmalen Säulen. Ein Paar dieſer Säulen können auf der Seite, wo der Eingang iſt, durch den auch die Reinigung geſchieht, herausgenommen werden. Auf der linken Seite des Hauſes ſtehen die Kühe eben ſo, und die Hühner gehen im ganzen Hauſe umher, und legen ihre Eier, wo ſie wollen. Auf dem Boden oder dem Raum unter dem Dache liegen Getreide, Heu und Stroh neben einander. Am Ende der Dehle ſind an beiden Seiten der Ställe noch kleine Kammern zum Aufbewahren einiger Vorräthe angebracht.

Von hier führen Thüren an das mitten auf einem freien Platz brennende Feuer, an das auch die lange, zum Dreſchplatz gebrauchte Dehle vom Gibel her ſtößt. Um das Feuer, den Mittelpunkt des Hauſes, verſammelt ſich die Familie, ſitzt auf Rohrſtühlen mit und ohne Lehnen, ſtrickt oder ſpinnt und plaudert. An einem beweglichen Strange hängt ein eiſerner Haken, in deſſen ſägeförmigen Zähnen ein andrer auf- und abgeſchoben werden kann. An dieſem letzten Haken hängt der Keſſel. Ein Rauchfang iſt hier eben ſo wenig, als in den weſtphäliſchen Häuſern; der Torfrauch zieht frei umher, dringt zu den oben am Balken hängenden Schinken und Speckſeiten, und ſucht ſich Ausgänge, wo er kann. Hinter dem Feuer theilt eine durch das ganze Haus gehende Wand den zweiten Giebel von dem erſten. Hier ſind ein

paar Zimmer mit dem Webstuhl und einigen Koffern. Die Schlafstellen sind in der Wand, und sehen von außen wie Kleiderschränke aus; sie heißen Durking, Durk Dudding. Die Knechte schlafen über den Pferden, die Mägde über den Kühen, und die Herrschaft mit der Familie in der Wand zu beiden Seiten des auch in der Nacht glimmenden Feuers. Eine eigne Zierde der saterländischen Häuser sind die vielen, stets rein und glänzend gescheuerten Schüsseln auf einem Bret oder Bört rings um das Feuer.

Die Saterländer haben wahrscheinlich ihren Namen von Saten oder Sassen, d. i. Kolonisten oder Anbauer; denn wahrscheinlich sind sie aus dem eigentlichen Friesland oder der jetzigen niederländischen Provinz Overyssel eingewandert. Ihre Beschäftigungen und das Klima macht harte Speisen nothwendig, die sie in großer Menge genießen. Schinken, geräuchertes Fleisch, schwarzes Brod (der sogenannte Pumpernickel), Kartoffeln, Braunkohl, Butter und Käse sind die gewöhnlichen Nahrungsmittel. Eine Lieblingsspeise ist ein Pfannkuchen von Buchwaizenmehl mit Speck. Bier von ihrer eignen Brauerei und Kaffee wie braun gefärbtes Wasser sind ihre Getränke. Aber auch hier hat der Branntwein (Badwin in ihrer Sprache) zahllose Freunde. Fast alle Männer kauen Tabak, und so wie man eine Prise Schnupftaback von einem andern fodert, so fodern sie ein Primken d. i. eine Portion Rauchtaback, die sie mit 3 Fingern fassen und in den Mund stecken. Die Zeit berechnen sie nach Nächten; aber die Tagsrechnung oder das Zeitmaß bestimmen sie, wie die Ostfriesen und Holländer, nach der Essenszeit.

Die Männer sind groß und von starkem, muskulösem Gliederbau; fast alle haben blaue Augen Sie tragen alle rundes, fast durchgehends blondes, ins braunliche spielendes Haar. Ein Hut oder eine Mütze bedeckt den Kopf. Ein Hemd, Brusttuch und darüber ein Kamisol mit Aermeln von gefärbtem Linnen und Wollgarn bedecken den Körper. Die durchgehends schönen Frauen weben dies Zeug selbst, das daher ihre Lieblingsfarben, blau und weiß, hat. Doch tragen viele Männer auch violette und blaue Kamisöler. Da sie meistens auf dem Wasser leben, so tragen sie eine Art Schifferhosen, wollne Strümpfe und lederne Schuhe, so wie in den Häusern Holzschuhe, die sie Hosken nennen. Die Natur hat die Frauen mit allen Reitzen ausgestattet; der ganze Umriß des Kopfs, der rothe Mund, die frische Farbe des lieblichen Gesichts, die blonden Haare, die blauen Augen, der schlanke Wuchs und der etwas starke Gliederbau ergötzen das Auge des Beschauers. Ihr Blick spricht Bescheidenheit und schamhafte Zurückhaltung aus. Als Katholikinnen beten sie viel knieend, und richten die Augen voll Andacht zu den Bildern oder zu dem Altar auf; daher der schwermüthig reizende Blick ihrer Augen, dem man so selten widersteht!

Ihre Kleidung ist im Ganzen der Schönheit nicht vortheilhaft. Sie tragen über den Mützen das Zeug Loget genannt, das an den Enden der Stirnbinde ihrer Mützen festgemacht ist und wieder zurückgeschlagen wird. Auf der Mütze sitzt ein großer Strohhut in der Form eines Halbmondes, woran die gerade Linie hinten, die Rundung vorn weit hinaussteht, und zum Schutz gegen Regen und Sonne dient. Den flachen Kopfhut befestigen 2 Binden unter dem Kinne. Ein Kamisol mit langen Schößen bedeckt einen großen Theil des mit der Schürze bis unter die Waden reichenden Rockes. Bei der Arbeit tragen sie Holzschuhe. Junge Mädchen tragen Ohrysen, in der Form eines halben Ringes, selten von Eisen, sondern von Silber oder echtem Gold, das sie über die Haare auf dem Hinterkopf so legen, daß die beiden breiten Enden über den Ohren bis an die Augenbraunen treten. Dann setzen sie die Mützen über die fliegenden Haare, die Schultern und Busen bedecken, ziehen die Zipfel über die Ohren, und befestigen sie an dem Ohrysen, das daher vorn, wo es an den Schläfen liegt, 2 kleine Löcher hat, durch welche sie die Mütze festhaltende Nadeln stecken. Die Sonntagsmütze ist aus Gold gestickt; über ihr liegt wie ein Netz ein weißer, feiner Kantenüberzug, an dem hinten große, meistens rothe Bandschleifen sind.

Die Saterländer verheirathen sich nur unter einander. Hat der junge Mann die Genehmigung der Aeltern erlangt, so beschenkt er die Geliebte, und empfängt das Gegengeschenk. Die Verlobung wird bekannt gemacht und das Aufgebot bestellt. Acht oder zehn Tage vor der Hochzeit bitten die Verlobten die Gäste zur Hochzeit. Des Bräutigams Hut ist mit Bändern und Federn geschmückt, und in der Hand trägt er einen hölzernen Stab, der oben wie ein Spieß geformt, mit Eisen beschlagen, und von Bänderschleifen ganz umwunden ist. Am Hochzeittage kommen die Gäste des Morgens um zehn Uhr in das Haus der Braut, und erhalten zuerst einen Soap. Zu dem mit fetter Fleischbouillon getränkten und etwas gesalzenen Weißbrod wird Branntwein getrunken, der überhaupt den ganzen Tag nicht fehlen darf. Um 12 Uhr geht der feierliche Zug in die Kirche. Voran gehen ein Paar Spielleute, dann folgt die Braut zwischen zwei Brautjungfern und einem Brautführer, und hinter ihnen die eingeladenen Frauen. Dann gehen wieder ein Paar Spielleute wie die ersten mit Geigen oder Clarinetten; dann folgt der Bräutigam mit seinen beiden Führern und den übrigen Männern. Die Braut und ihre Jungfern tragen eine Krone von Flittergold auf der Mütze, der Braut- und die Bräutigamsführer Federn und Bänder auf den Hüten. So geht es unter Musik jauchzend, springend und tanzend bis vor die Kirche. Die jungen Burschen schießen auch wohl mit Pistolen oder kleinen Puffern, und trinken aus ihren Badwinsbuddeln. Vor dem Altare geben die Brautleute ihre Ringe

dem Priester, der sie verwechselt und ihnen ansteckt; sie selbst geben sich ein Stück Geld, etwa einen Kronenthaler. Aus der Kirche begeben sie sich wieder in der vorigen Ordnung nach Hause. An dem gedeckten Tisch erhält die Braut den ersten Platz, der Bräutigam aber zieht sein Hochzeitkleid aus, und wartet in einer Jacke den ganzen Tag den Gästen auf. Die Gerichte, die gegeben werden müssen, sind bestimmt: Rindfleisch mit Rosinen, Reisbrei, Pflaumen u. s. w.

Nach Tische wird Genever, ihr bester Branntwein, gegeben. Dann tanzt die Braut mit ihrem Führer, so wie mit denen des Bräutigams, die Ehrentänze, anständige Menuets mit einem Dullen oder Hopser mit lächerlichen und ermüdenden Sprüngen. Hierauf gehen die Gäste in ein besondres Zimmer, und geben dem Bräutigam Geschenke von 16 Gr. bis 2 Thlr.; er bemerkt dies sorgfältig, da er bei der künftigen Heirath eines Gastes, der ihn dann einladet, wenigstens eben so viel wieder geben muß. Die ganze Nacht wird getanzt und getrunken. Um Mitternacht beginnt der Kronen- oder Kranzesraub unter lustigem Streit der verheiratheten Frauen mit den Mädchen. Am Morgen gehen meistens alle berauscht aus einander; viele schlafen den Rausch auch im Hochzeithause aus.

Die Kindtaufen, Biedentöp genannt, haben nichts Abweichendes von den Gebräuchen des übrigen katholischen Westphalens. Den Namen, den die Kinder in der Taufe bekommen, führen sie auch im bürgerlichen Leben, und setzen auch wohl des Vaters Taufnamen dazu. Die Familiennamen haften auf den Häusern; wer kein Haus hat, führt seinen Taufnamen mit dem des Vaters. Bekommt er ein Haus, so setzt er den Namen des Hauses dazu, und verändert er das Haus, so verändert er auch den Namen. Diese in ganz Niederwestphalen gewöhnliche Sitte kommt daher, daß die Häuser unter einem bestimmten Namen in die Bücher der Edelleute oder Klöster, denen sie als Eigenbehörige gehören, eingeschrieben sind.

Die Einwohner nähren sich von Ackerbau, Vieh- Schaf- und Bienenzucht, Torfgräberei und Schiffahrt. Die Männer fahren ihre Motte mit einem gewöhnlich rothen Segel von Utende nach Leer und Emden, wagen sich damit auch in die Nordsee, bis Holland und England. Die Frauen, fast alle Sklavinnen ihrer Männer, verrichten alle häusliche Geschäfte; sie pflügen, säen, ernten, führen den Haushalt, und sorgen für die Pflege und Bequemlichkeit der Männer; sie bauen den Flachs und verarbeiten ihn, und sind mit Einem Worte die Quelle der Wohlhabenheit. Arme findet man nicht; für die wenigen Hülfsbedürftigen sorgen die Gemeinen. —

Dritter Abschnitt.

Der Briefstyl.

Der Brief soll die mündliche Unterhaltung zwischen uns und abwesenden Personen ersetzen. Daher muß derselbe Ton der Freundschaft, der Hochachtung, der Höflichkeit, des Anstandes darin herrschen, den wir in der mündlichen Unterhaltung gebraucht haben würden. Wir denken uns genau das Verhältniß, in welchem wir mit der Person stehen, an welche wir schreiben, und danach wird dieser Ton bald vertraulicher, bald förmlicher seyn.

Indessen unterscheidet sich der Brief von der mündlichen Unterhaltung dadurch, 1) daß die Sprache edler ist als bei dieser. Im mündlichen Gespräch erlaubt man sich wohl manche Ausdrücke und Wendungen, die nicht gewählt genug sind, aber bei der Schnelligkeit der Unterhaltung nicht auffallen; 2) dadurch, daß die Gedanken kürzer ausgedrückt sind und mehr geordnet werden. Denn in der mündlichen Unterhaltung findet oft eine gewisse Breite und Umständlichkeit statt, die sich der Briefschreiber nicht erlauben darf. Dasselbe ist mit den Wiederholungen der Fall, die in einem Briefe nicht vorkommen dürfen. Der Brief wird gelesen, vielleicht mit Aufmerksamkeit, wohl gar mehrere Male gelesen; jeder Verstoß gegen die Sprachregeln, den Wohlklang, die Wortsetzung, die Ordnung würde also mehr auffallen als in der Rede.

Es kann aber sehr verschiedene Arten von Briefen geben. Dies hängt ab theils von dem Verhältniß, in dem wir zu unserem Correspondenten stehen, theils von dem Gegenstande des Briefes. Ganz anders ist ein Brief an einen Freund als der eines Vaters an seine Tochter, eines Kaufmanns an seinen

Handelsfreund, eines Untergebenen an seinen Vorgesetzten, einer Schülerin an ihren Lehrer u. s. w. Ebenso wird der Gegenstand des Briefes den darin herrschenden Ton bestimmen. Ganz anders ist der Ton, wenn eine Freundin der andern den Tod ihrer Mutter als eine bevorstehende Reise meldet; oder wenn wir um ein Darlehn bitten, uns wegen einer Beleidigung entschuldigen, eine Nachlässigkeit rügen, um eine Gnade bitten, oder einen wissenschaftlichen Gegenstand abhandeln. Dazu kommt noch, daß Jeder seine eigene Art des Styles hat, die sich oft so deutlich ausprägt, daß man daraus auf den uns bekannten Verfasser schließen kann.

Man macht zwar an den Brief nicht so strenge Anforderungen als an die andern Arten des Styles, weil er in der Regel nicht für den Druck bestimmt ist. Indessen verlangt man doch, daß er nicht nur den Regeln der Grammatik und Rechtschreibung entspreche, sondern auch Wohlklang und Rundung habe. Aus der Art des Briefstyls kann man nicht selten auf den Grad der Bildung des Briefschreibers schließen. Im Allgemeinen ist der Brief um so schöner, je einfacher er ist, und doch dabei Wohlgefallen an seiner Form erweckt.

Die Briefe zerfallen in 5 Klassen:

1. vertrauliche Briefe, zwischen solchen Personen, die durch Familienverbindungen oder Freundschaft einander nahe stehen.
2. conventionelle Briefe (Höflichkeitsbriefe), zwischen solchen, die in entfernten Verhältnissen stehen.
3. witzige und launige (humoristische) Briefe, die nur zwischen solchen Personen gewechselt werden können, welche mit einander in genauer Bekanntschaft stehen.
4. belehrende Briefe.
5. Geschäftsbriefe. Diese gehören besser zu dem Geschäftsstyl, weil die briefliche Einkleidung nur Nebensache ist.

1. Vertrauliche Briefe.

Sie treten an die Stelle der mündlichen Unterhaltungen mit solchen abwesenden Personen, die mit uns durch die Bande der Freundschaft oder Natur verbunden sind; also sind es Aeltern, Geschwister, Kinder, Gatten oder andere Verwandte, Freunde und Freundinnen, Lehrer und Schüler u. s. w., die

sich darin ihre Gefühle oder Ereignisse mittheilen, und dadurch ihre freundliche Verbindung fortsetzen. Dergleichen Briefe binden sich weniger streng als die andern an die Regeln der Schönheit; in ihnen erwartet man weniger Rundung des Periodenbau's und sorgfältige Wahl des Ausdrucks; doch verlangt man auch von ihnen, daß sie sich angenehm lesen lassen, und daß die darin vorgetragenen Gegenstände geordnet erscheinen, besonders wenn sie werth gehalten werden sollen, gedruckt zu werden. Freilich haben nicht alle gedruckte Briefe dieser Art diese Erfordernisse; aber dann ist es die Berühmtheit der sich unterhaltenden Personen, welche die Bekanntmachung derselben entschuldigt. Nur dem wird ein vertraulicher Brief wohl gerathen, der, bei hinreichender Kenntniß der deutschen Sprache, einen hellen Verstand und ein warm fühlendes Herz besitzt. Denn mühsam herbeigezogene Gedanken und erkünstelte Herzlichkeit machen jeden Brief steif.

Zur Probe einige Briefe, welche Garve und Zollikofer mit einander wechselten. *)

*) Garve war in Breslau geboren, wo sein Vater Färber war. Seine Mutter, zwar nur eine schlichte Bürgersfrau, hatte einen gebildeten Verstand und ein edles Herz, und ihr ist besonders die gute Erziehung des Sohnes, der sie bis an ihren Tod als seine wahrste Freundin schätzte, zuzuschreiben. Obgleich von Jugend auf schwächlich, sogar verwachsen, studirte G. sehr fleißig, besonders Philosophie, am meisten in Leipzig, wo der Kreissteuereinnehmer Weiße, Prof. Gellert, Pred. Zollikofer u. a. seine vertrauten Freunde wurden. Noch nicht lange von der Universität nach Breslau zurückgekehrt, starb Gellert, und G. wurde nun an dessen Stelle als Prof. der Philosophie nach Leipzig berufen. Aber schon nach 4 Jahren mußte er wegen Kränklichkeit sein Amt aufgeben. Seitdem lebte er ohne Amt in Breslau im väterlichen Hause bei seiner Mutter, und beschäftigte sich mit Lesen und Schriftstellerei. Seine Schriften zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken und schönen Periodenbau aus. Zugleich war er ein höchst liebenswürdiger Mensch, sanft, schonend und liebreich gegen Jedermann. Die Sommerszeit pflegte er in dem Badeort Charlottenbrunn im schles. Gebirge zuzubringen, wo eine Waldparthie, sein Lieblingssitz, noch heute Garvensruhe heißt. Seine fortwährende Kränklichkeit ertrug er mit derselben Standhaftigkeit, wie den Tod seiner Mutter, die ihm um 6 Jahre voranging. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er das Unglück, von einem unheilbaren Krebsschaden befallen zu werden, der ihm das eine Auge zerstörte, so daß er endlich 1798 unter den größten Leiden starb, 56 J. alt.

Zollikofer war in St. Gallen geboren. Er war reformirter Prediger in Leipzig, 12 J. älter als Garve, ein eben so verständiger wie frommer Mann, allgemein geachtet, und besonders durch seine Predigten und sein Andachtsbuch berühmt. Er starb 1788, 58 J. alt.

Zollikofer an Garve.

Leipzig d. 26. Jul. 1774.

Noch habe ich keinen Sommer trauriger zugebracht, als den gegenwärtigen. Dies ist die Ursache, warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben und überhaupt so wenig, oder vielmehr, wenn ich die unablässigsten Amtsgeschäfte ausnehme, nichts gethan habe. Meine Frau, die sonst einer so starken Gesundheit genoß, ist seit ungefähr drei Monaten immer sehr kränklich, und hat so mancherlei Beschwerden, daß ich schon mehr als einmal befürchten mußte, sie zu verlieren, und noch jetzt kann ich mich dieser Furcht nicht immer entschlagen. Sie liegt zwar nicht zu Bette, geht auch zuweilen mit mir spatzieren, und wir sind sehr froh, daß man hier ihre Krankheit für ziemlich unbedeutend hält, weil uns dieses des beschwerlichen Nachfragens und Besuchens, wobei doch meistens so wenig wahre Freundschaft ist, größtentheils überhebt. Ich bitte Sie auch deswegen, Ihren hiesigen Freunden von dieser ganzen Sache nichts zu schreiben. Wir müssen und wollen nun einmal unsre Last stillschweigend tragen, und uns dabei in der Geduld und Standhaftigkeit zu üben suchen. Freilich habe ich bei dieser Gelegenheit eine unangenehme, mich erniedrigende Erfahrung angestellt. Ich habe weit weniger Muth und Stärke des Geistes, als ich mir zugetraut hatte, und bin viel empfindlicher und weichherziger, als ich ehemals zu seyn glaubte, — ein Umstand, der mich schon manchen Tag und noch mehr Stunden in der größten Verlegenheit und Angst hat zubringen lassen, und der mich auf das tiefste beschämen würde, wenn nicht ein gar besondrer Zusammenfluß vieler äußern Dinge solches beinahe unvermeidlich machte. — Auf der andern Seite haben wir auch manche eben so rührende als angenehme Erfahrungen von unsrer gegenseitigen Freundschaft und Liebe gehabt. Aber auch solche Auftritte stärken den Hang des Geistes zur Bekümmerniß und zur Traurigkeit. Inzwischen hoffe ich zu Gott, daß es nach und nach besser gehen, und daß das Ende von Allem gut sein werde. Der Gedanke von der göttlichen Aufsicht über Alles und die Hoffnung der Unsterblichkeit hat mir in den gegenwärtigen Umständen schon viel wahren Trost verschafft, und ich erfahre jetzt recht lebhaft, wie sehr die Menschen zu beklagen sein würden, wenn sie diese Trostgründe nicht hätten.

Garve an Zollikofer.

Breslau d. 30. Jul. 1774.

Früh, bald nach sechs Uhr, an einem sehr schönen heitern Morgen, in einem kleinen, aber doch angenehmen Stadtgarten sitze ich jetzt, und denke an meinen Freund und an seine liebe kranke Frau. Möchte ich Sie doch jetzt gerade so sehen, wie Sie beide sind, noch schlafend, wie ich denke, aber sanft und ruhig; dann würde ich mich ganz stille

vor Ihren Alcoven setzen, — und wenn dann eines von Ihnen sich rührte: dann würde ein angenehmes süßes Schaudern durch alle meine Adern laufen und die Furcht des Vergnügens würde mich überfallen. Sie werden wieder ruhig, — und ich mit. Endlich, ehe ich es vermuthe, treten Sie heraus. Wen finden Sie da wohl? — Die erste Bestürzung macht Sie blaß. Aber bald, denke ich, erholen Sie sich wieder — Und dann — O warum müssen diese ersten süßen Augenblicke des Wiedersehens so kurz seyn! — Auch die Freundschaft kann uns nur immer auf eine kleine Zeit glücklich machen! Denn bald werden diese neuen plötzlichen Empfindungen der Freude von den alten immer währenden unsrer Noth und unsrer Schwachheit überwältigt. Wir wurden einige Minuten durch eine außerordentliche Kraft emporgehoben: wir sinken durch unsre eigne Schwere wieder danieder.

Aber nun Sie, liebste, beste Freundin, die ich nun noch doppelt verehre, da Sie Ihrem braven Manne so theuer und so schätzbar sind: wie wird für Sie dieser Morgen seyn? Ich kenne Ihre Leiden nur halb; Ihr lieber Mann schreibt dunkel und abgebrochen davon; aber es muß doch sehr ernsthaft seyn, weil es ihn so sehr bekümmert. Erlauben Sie es doch Ihrem lieben Manne, daß er mir, seinem besten, vertrautesten Freunde, noch deutlicher, noch umständlicher schreiben soll, was ihn drückt. Sagen Sie ihm, daß mir dies noch lieber ist, als alle Nachrichten von noch so interessanten Leuten und Büchern. Er schreibt von einem Zusammenflusse äußerer Umstände, die ihm den Kummer, die Aengstlichkeit bei Ihrer Krankheit noch vergrößern. Von diesen Umständen, von allem, was Sie nur angeht, wünschte ich genau unterrichtet zu seyn. Es ist eine wahre Uebung der Freundschaft, wenn man sich so ganz in die Situation seines Freundes hineinzusetzen sucht, oder wenn man ihn mit seiner eignen bekannt macht. Alle unsre Pflichten gegen Andre können nur alsdann recht aus Empfindung und aus Herzensgrunde ausgeübt werden, wenn wir uns wissen an ihre Stellen zu setzen, und in unsrer Einbildung das zu seyn, was sie sind. Am meisten aber werden die Empfindungen der Freundschaft dadurch recht genährt und aufgeweckt, wenn man in den ganzen Zustand des Andern eintritt. So viele verborgene Winkel noch darin sind; so viele Lücken der Freundschaft, so viele Hindernisse, zu der völligen Vereinigung und Ergießung der Herzen zu kommen, die das Wesen und das Glück der Liebe ist.

Wenn ich nur nicht selbst so elend und schwach wäre, daß ein paar Seiten Geschriebenes mich auf Stunden und halbe Tage lang wieder zu allem unvermögend machten: so würde ich meinen Freunden, und am meisten Ihnen, der der erste unter ihnen ist, nichts weder von meinem Herzen, noch von meinem Zustande verborgen halten. Ich würde auch nicht befürchten, daß ich Ihnen Dinge erzählte, die Sie

nicht interessirten. — O was würde eine solche Correspondenz, wenn sie mir möglich wäre, für eine Erleichterung seyn! Ich würde mich auch sehr oft anklagen müssen; aber ich würde doch vielleicht Ihre Liebe und Ihre Achtung noch mehr gewinnen. Die innersten Winkel meines Herzens sind besser, als die äußere Oberfläche. Diese wird durch das lange und niemals sich entscheidende Uebelbefinden bald zusammengezogen und verhärtet; bald wird sie auf eine übertriebene Art empfindlich. Alle Leidenschaften residiren da; — und nur dunkel weiß ich, daß in dem Inwendigen doch noch ein Ort der Ruhe und der Heiterkeit sey.

Sie, mein braver Freund, sind wenigern Fehlern und Leidenschaften unterworfen, als ich; — Ihre kränklichen Umstände sind von anderer Art. Wenn Sie auch ohnmächtig sind, so sind doch Ihre Nerven nicht so zitternd, so bei jedem Eindrucke zerrüttet, als die meinigen. Ich habe auch Stunden einer reinen, bloßen Mattigkeit. Die gehören unter meine guten. Ich bin doch in meiner Gewalt, ob ich gleich nichts thun kann. Aber unwillkürliche unordentliche Bewegungen der Lebensgeister, die machen die verdrießlichsten, ängstlichsten Stunden, in welchen ich die Menschen und selbst meine Freunde verlassen muß. Nur die vollkommne Einsamkeit und Stille kann nach und nach die aufgebrachten Fibern wieder in Ruhe bringen. — Sie haben sich für standhafter und fester gehalten. Ich mich auch. Aber bei dem zu befürchtenden Verlust einer guten Frau, mit der man sein Leben so lange und so glücklich geführt hat, bange zu werden, das zeigt noch kein schwaches, sondern nur ein zärtliches Herz. Ich fürchte also, es sey da noch etwas andres darunter, was Sie noch mehr für Pflicht halten zu überwinden, als bloß diese Furcht. Nur die reine Liebe, die gar nicht aus Bedürfniß von unsrer Seite, sondern nur aus Achtung gegen die Vollkommenheit entsteht, kann ohne diese Aengstlichkeit seyn. Aber die Liebe zwischen Mann und Frau soll und kann keine solche seyn: besonders bei einem kränklichen Manne, der in dem häuslichen Vergnügen seine größte Glückseligkeit sucht, und nicht Leibesstärke genug hat, weder sich sehr und beständig zu zerstreuen, noch sich immer in sich selbst zu concentriren. Der Mensch muß sich freilich der Unabhängigkeit von allem Aeußern zu nähern suchen; aber er kann sie mit Gewalt nicht erreichen; sie ist ein Werk Gottes, der uns nicht erlaubt, uns so ganz umzugießen. Ich habe das sonst wohl auch gedacht: aber man lernt endlich die Saiten niedriger stimmen. — Und Zärtlichkeit und Liebe mit einem gewissen ängstlichen Bedürfniß ist besser, als eine Selbstgenügsamkeit ohne Liebe.

Gott erhalte Sie beide für einander, für mich und für viele gute Menschen.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, d. 16. Sept. 1774.

Schon lange hätte ich Ihnen geschrieben, wenn mich nicht immer die Hoffnung, Ihnen bessere Nachrichten überschreiben zu können, getäuscht hätte. Aber noch sind die Gesundheitsumstände meiner lieben Frau fast eben dieselben, und dies benimmt mir zuweilen die Zeit, noch öfter aber den Muth und die Lust zu mancherlei Nebengeschäften, die ich sonst mit Vergnügen verrichtete. Sie hat zwar manche guten Tage und noch mehr gute Stunden; aber dann kommen wieder andere Tage und Stunden und insonderheit viele Nächte, die sehr traurig für sie und also auch für mich sind. — Wenn ich über Mangel der Stärke bei diesen Umständen klage, bester Freund, so mache ich mir keine Vorwürfe darüber, daß ich ein zärtliches Herz habe, daß ich meine Frau nicht ohne das innigste Mitleiden leiden sehen kann, und vor der Gefahr, sie zu verlieren, erschrecke. Alle diese Empfindungen sind zu menschlich und zur Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft zu unentbehrlich, als daß ich mich derselben schämen sollte. Auch verlange ich mich nicht, von Allem, was außer mir ist, unabhängig zu machen. Dies erlaubt unsre Schwachheit und die ganze Einrichtung unsres gegenwärtigen Zustandes nicht; und dann ist es auch schlechterdings unmöglich, von Personen, mit denen man so genau verbunden ist, sich unabhängig zu machen. Aber darin finde ich mich schwächer, als ich geglaubt habe, daß ich meine Empfindungen auch alsdann nicht zu bezwingen und zu mäßigen weiß, wenn es Pflicht und Liebe von mir forderten; daß ich weine, anstatt zu trösten; daß ich selbst traurig und niedergeschlagen bin, wenn ich dem Traurigen und Niedergeschlagenen Heiterkeit und Muth einflößen sollte; daß ich zuweilen selbst ungeduldig und noch öfter zu meiner Arbeit und zur Erfüllung anderer Pflichten des Lebens verdrossen werde. Dies ist unstreitig wahre Schwachheit, die freilich zum Theil ihren Grund in meinem Körper, zum Theil aber auch in meiner fehlerhaften Denkungsart hat. Doch eben diese Fehler sollen wir bei solchen Gelegenheiten ablegen lernen, und durch solche Ablegungen sollen wir uns die Stärke des Geistes, die uns mangelt, zu erwerben suchen.

Derselbe an Denselben.

Leipzig, d. 22. Aug. 1779.

Endlich, mein liebster Freund, hat mich das traurige Schicksal wirklich getroffen, das mir schon so lange drohte! Ich habe sie verloren, die treue Gefährtin durch einen so beträchtlichen und den besten Theil meines Lebens! Ehegestern, den 19ten dieses, hat sie mir der Tod entrissen. Aber doch ein sanfter, sanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen, — ein Tod, so wie sie sich ihn gewünscht, so

wie sie ihn seit vielen Wochen, seit ganzen Monaten immer sehnlicher gewünscht und mit frohem Muthe erwartet hat; denn sie hatte schon lange alle Hoffnung der Wiedergenesung aufgegeben, und bemerkte mit sichrem Gefühle gleichsam jeden Schritt, der sie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannigfaltig, wie anhaltend, wie tief schmerzend! Gott, was wäre der Mensch in solchen Umständen, wenn er nicht die Hoffnung eines bessern Lebens hätte? Aber die hatte sie; die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren, die mischte viele heitere Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt sie der Ruhe, die sie hier nicht mehr finden konnte. Gott sey für ihre Auflösung gepriesen! Mit heißen Thränen haben wir ihn oft um Verkürzung ihrer Leiden gebeten, und er hat sie verkürzt; denn nach der Meinung des Arztes hätte sie noch mehrere Wochen leiden sollen. Ihr Auge hat uns in dieser Absicht Alle getäuscht; denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer bis an den letzten Schlummer. – Aber wie einsam finde ich mich nun, bester Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Gohlis, wo sie gestorben ist, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die gestern Abends um sechs Uhr geschah, verlassen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit diesen Sommer aus der großen Stube zwei kleinere bauen und Alles zu ihrer Aufnahme so hübsch wie möglich einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder sie, noch die Ruhe finde! Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles so empfinde, und daß ich jetzt, indem ich es Ihnen sage, meinen Thränen freien Lauf lasse? Ich murre nicht gegen die Vorsehung, ich bete ihre Schickungen als Schickungen des weisesten, gütigsten Vaters an, ich danke selbst diesem liebreichen Vater, daß er meine Gattin in einen bessern Zustand versetzt hat. Aber für mich ist sie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiser Rath, ihre wachsame Fürsorge, ihr fröhliches Herz, ihr feiner Geschmack, ihre aufrichtige Liebe, die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr etwas zu sagen, sie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen, selbst alle Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses, alle Trauerbesuche und Trauergespräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen und ihre Gedanken darüber wissen. Wie schwer, das nicht mehr zu thun, was man über ein und zwanzig Jahre gethan und so gern gethan hat! Wie ganz anders war es vor zwei Jahren, da wir auf der Reise waren, da sie mehr schwebte, als ging, und lauter Lust und Freude um sich her verbreitete! Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorher sieht! So nimmt sie doch das Andenken vieler reinen Vergnügungen mit sich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieselben verschafft und sie mit ihr genossen zu haben. Nach und nach wird auch

wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geist, den ihre Leiden fast erschöpft hatten, wird sich wieder aufrichten. Die Freundschaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich nach einem sehr traurigen Tage wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Gespräche mit Ihnen schließe, und mir dabei den Antheil, den Sie und Ihre beste, liebste Mama an diesem Allen nehmen, lebhaft vorstelle. Gewiß, Sie werden Ihr Andenken mit freundschaftlichen Thränen beehren, und, wenn Sie hier wären, wie viel Trost würde ich nicht an Ihrer Seite finden! Ich umarme Sie beide mit der innigsten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum Ziele ebener und leichter finden lassen, als sie meiner lieben seligen Freundin in den letzten Jahren geworden ist! Lieben Sie stets, wie bisher, Ihren 2c.

Garve an Zollikofer.

Charlottenbrunn, d. 6. Sept. 1779.

Sie haben mir einen großen Beweis Ihrer Freundschaft dadurch gegeben, daß Sie, nach einem so schmerzlichen Verlust, als der Tod Ihrer lieben Frau ist, sich bald zuerst an mich wenden, und mich sogleich an Ihrer Betrübniß und an Ihrem Troste wollen Theil nehmen lassen. Eben war ich im Begriffe, an Sie zu schreiben, und stellte mir, so gut es meine kalte, erstorbne Einbildungskraft thun konnte, das Leiden Ihrer Frau, Ihre Sorgfalt, diese zu lindern, und Ihre Bekümmerniß vor, als Ihr Brief ankam, in welchem Sie mir melden, daß diese Leiden zu Ende sind. Gott sey dafür gelobt! denn was können wir anders, als ihn loben und preisen, wenn wir sehen, daß ein gequältes Geschöpf unsrer Gattung, unsre Freundin, unsre Gattin, endlich am Ziele ihres Jammers ist, wenn wir vor dem letzten Augenblicke, dessen Furcht doch vielleicht alle andere Schmerzen erhöht, sie ruhiger werden sehen, und wenn wir uns hier schon durch den Augenschein überzeugen können, daß nicht allemal dasjenige schrecklich ist, dessen Annäherung sich durch Schmerzen und Angst ankündigt.

Ich weiß von der Krankheit Ihrer lieben Frau nichts Umständliches. Ich weiß, daß sie auch ihre Nerven und mit denselben ihr Gemüth angegriffen hat. Ich habe desto mehr Mitleiden mit ihr gehabt, weil ich mich besser in ihre Stelle setzen konnte. Wenn es Ihnen einmal Ihre Zeit und Ihr beruhigtes Gemüth zuläßt, so schreiben Sie mir doch den Ursprung und die Symptome ihrer Krankheit, und was etwa für besondre Umstände bei ihrem Tode merkwürdig gewesen sind. Ich weiß, die Verstorbene hat uns sehr geliebt; vielleicht nach Ihnen uns mit am meisten. Wenigstens schmeichelte ich mir damit, als ich noch in Leipzig war, daß sie fast niemanden lieber kommen sah, mit We-

nigen auf eine so vertrauliche Art umging, wie mit mir und meiner Mutter. Die Abwesenheit schien diese Zuneigung nicht geschwächt zu haben; vielmehr kamen mir ihre letztern Briefe noch freundschaftlicher, noch herzlicher vor. In der That lebte diese gute Frau nur für Sie; sie liebte nur Ihre Freunde; sie nahm an allen Dingen weniger durch eigne Empfindung Theil, als insofern sie Ihnen angenehm oder unangenehm waren. Sie war wenig bemüht, ihre gute Seite vor Fremden zu zeigen. Sie behielt ihre besten, ihre angenehmsten Eigenschaften ihrem Manne und ihres Mannes vertrauten Freunden vor. — Ich sehe ein, wie viel Sie verlieren; — aber Sie werden durch Ihre Betrachtungen, durch nützliche Arbeiten, wenn Gott nur Ihre Gesundheit erhält, Ihren Schmerz so weit vermindern, daß er Ihre Glückseligkeit nicht mehr stören wird. Wenn meine Gesundheit sich nicht verschlimmert, so denke ich in Jahresfrist bei Ihnen zu seyn, und alsdann wollen wir den Todestag Ihrer geliebten Frau mit einander begehen, wie Cyrus wollte, daß seine Kinder seinen Todestag begehen sollten, mit hochachtungsvollem, freundschaftlichem Andenken an die Verstorbene, und mit freudigem Andenken an die Wahrheiten, die den Tod derselben erle tert haben, und die uns auch unsern Tod leichter machen sollen.

Darf ich Sie wohl, da Ihr Gemüth mit einer so großen Angelegenheit beschäftigt ist, mit meinen viel kleinern unterhalten? Ja, ich darf es. Sie sind so gütig gewesen, sich mit denselben abzugeben, da Sie sich noch weit weniger von Ihrer Frau abwenden konnten; da Sie sie noch leiden sahen, und ihr Beistand leisten konnten. Jetzt, da sie nicht mehr leidet, nichts mehr von Ihnen fordert, ist eine kleine Zerstreuung Ihnen nützlich. — Sie haben mir einen guten Rath gegeben, wofür ich Ihnen danke; aber ich bin doch noch unschlüssig. Ich bin zum Könige gegangen, da er mich rufen ließ. Aber ungerufen möchte ich ihm nicht gern, weder schriftlich, noch persönlich, unter die Augen kommen. — Ich bin in einer sehr angenehmen Gegend unsers Mittelgebirges, einsam, aber nicht verlassen; eingehüllt in die angenehmste laueste Gebirgsluft; den ganzen Tag, selbst bei meiner Arbeit, unter freiem Himmel; ungestört von Zeit raubender Gesellschaft, noch ungestörter von den Leidenschaften, welche die Gesellschaft erregt; meine Gesundheit ist wenigstens so gut, als sie je seit 6 Jahren gewesen. Ich lese wieder etwas mit Vergnügen, ich habe zuweilen einen Einfall, der mich freut; ich sehe die Natur mit Wohlgefallen, und fühle oft die Gegenwart des Geistes, der sie belebt. Bin ich ermüdet von diesen einsamen Freuden, so habe ich meine Mutter, einen Pastor und seine Frau, brave ehrliche Leute. Will ich weiter ausfliegen, so sind einige Edelleute in der Nähe, die mich ganz gern aufnehmen. Alles ist da, nur nicht Kräfte, um recht zu arbeiten. Dies wäre der Gipfel der

Glückseligkeit. Denn was ist reicher an Vergnügungen, als eine Stunde, zugebracht in der Hervorbringung solcher Gedanken, die, wie wir hoffen, dem Publikum nützen oder gefallen werden. Ich ermatte zu geschwind; einen Brief, wie diesen, kann ich nicht anders, als mit viel gemachten Ruhepunkten schreiben. — Doch, da mir so viel Gutes übriggelassen ist, so muß ich den Mangel dessen, was mir fehlt, mit Geduld ertragen und auf noch bessere Zeiten mit Hoffnung hinaussehen.

O wenn Sie doch einmal in unsere schlesische Schweiz kämen! Sie würden sich wenigstens durch die Erinnerung Ihres Vaterlandes vergnügen. Und wenn eine reine Luft, ein mittelmäßiger Gesundbrunnen, eine herrliche Gegend und ein guter Freund, etwas zu Ihrer Erholung beitragen könnten: so wäre Charlottenbrunn ein Ort, wo Sie einmal einen Monat im Sommer zubringen sollten. — Vielleicht habe ich für Ihre gegenwärtige Gemüthslage zu viel geschwatzt; aber ich glaube nicht, daß Sie dem Andenken Ihrer geliebten Frau etwas entziehen, wenn Sie ein paar Augenblicke auf einen Freund wenden, dem sie auch gewogen war.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, d. 12. Sept. 1779.

Es ist doch eine selige Sache um Freunde, um aufrichtige, durch Geist und Herz mit uns verbundne Freunde, wenn sie auch gleich abwesend sind! Sie, mein Theuerster, und Ihre würdige Frau Mutter, und Lavater, und andere – was für Balsam haben Sie nicht durch Ihre Theilnehmung in mein verwundetes Herz gegossen! Freilich immer Erneuerung des Schmerzes, neue Ergießung freundschaftlicher Thränen, neue Empfindung eines Verlustes, den auch andere verständige und gute Menschen für groß erkennen. Aber doch zugleich Erholung und Stärkung in dieser sanften Wehmuth, in diesem für gerecht erkannten Ausbruche der natürlichsten Empfindungen, in dieser nähern Gemeinschaft des Geistes und Herzens, in dieser gemeinschaftlichen und eben dadurch so viel erquickendern Aussicht in ein besseres Leben! — Ja, Dank sey Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter für allen Antheil, den Sie an meinem Verluste nehmen, für jede Thräne, die sie dem Andenken meiner Geliebten schenken, für jeden Beweis Ihrer mir zum Bedürfnisse gewordenen Liebe gegen mich! Nein, Menschen, die einander so viel seyn, die einer durch den andern und in dem andern so selig seyn können, die wird ihr Schöpfer und Vater nicht auf immer von einander trennen, nicht auf immer vergeblich nach dauerhafterer Vereinigung und edlerem Genusse schmachten lassen! Ist ein solches näheres Beisammenseyn weiser und guter Menschen in einem höhern Zustande möglich, — und warum sollte es

nicht möglich seyn, da schon in der leblosen Natur alles Gleichartige sich nähert und verbindet? — so wird es auch gewiß Statt finden; denn der Allgütige giebt und schafft so viel Glückseligkeit, als nur immer in seinem Reiche möglich ist. — Mein Gemüth ist, überhaupt genommen, heiter und ruhig in dem Gedanken an Gott und an die Zukunft. Freilich wird diese Heiterkeit noch täglich durch manche vorübergehende trübe Wolke verdunkelt; aber auch dann entsteht doch nicht Ungewitter, sondern nur Dämmerung und innigeres Gefühl der Schwachheit und des Mangels in meiner Seele. — Daß sich meine Gesundheit noch so weit erhalten hat, und meine Kräfte nach und nach sich wieder einfinden, das ist gewiß eine besondere Wohlthat Gottes. Nur gar zu leicht hätte ein so schwächlicher Mensch, wie ich bin, unter der Last des Leidens und des Kummers erliegen können, wenn ihm nicht die Kraft desjenigen, in welchem und durch welchen wir Alle sind und leben, unterstützt hätte! — —

Auf Ihren versprochenen Besuch im künftigen Sommer freue ich mich zum voraus herzlich. Das versteht sich, daß Sie Ihre Wohnung bei mir aufschlagen. Raum für Sie wäre stets da gewesen, jetzt leider nur gar zu viel! Vielleicht könnten wir dann eine kleine Reise nach Berlin mit einander thun, wo ich noch nie gewesen bin.

Daß ich der Frau Mutter nicht besonders schreibe, das wird sie mir gütigst verzeihen. Mich dünkt immer, ich schreibe an Sie beide zugleich, weil ich Sie beide immer vor Augen habe, und Sie mit ebenderselben innigen Hochachtung und Liebe umfasse. Leben Sie beide wohl und vergnügt, und lieben Sie stets Ihren u. s. w.

Wieland an die Karschin *).

Weimar, d. 3. Juni 1775.

Mitten im Himmel der Freundschaft, an der Seite unseres Gleims **), des edelsten und besten der Menschen, bringt mir der Venus schneeweißestes Täubchen Ihren ersten Brief, göttliche Sappho! Wir lesen ihn mit Entzücken; wir reden den ganzen Tag und einen großen Theil des folgenden von nichts als Ihnen, hören unserem Gleim, mit halb offnem Munde, so leise athmend wie in einer Verzückung,

*) Wieland starb 1813, 80 J. alt, als weimarscher Hofrath, in Oßmanstädt bei Weimar (s. unten mehr von ihm).

Die Karschin (eigentl. Karsch) war bei Züllichau als Bäuerin gebohren, und machte, beim Mangel der nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse, nur als Naturdichterin Aufsehen. Wieland preist sie zu hoch, indem er sie eine zweite Sappho (eine griechische Oden-Dichterin) nennt. Sie starb, nach mancherlei sehr wechselnden Schicksalen, 1791 in Berlin, 60 Jahre alt.

**) Gest. in Halberstadt 1803 als Canonicus und Domsecretär.

zu, da er uns eine Menge der herrlichsten Lieder liest, die ein Gott unsrer Sappho einst eingab, und wovon die Welt noch nichts gehört hat; hören unverwandt, erfüllen uns ganz mit Ihrem Geiste, brennen von Ihrem Feuer, ergießen uns in Liebe und Bewunderung des schönsten Geistes, der jemals ein weibliches Weib belebt hat, und beten die Natur in einem ihrer herrlichsten Werke an, — und dennoch, vortrefflichste Karschin, konnte Wieland kalt oder träge genug seyn, es bis zum 3ten Jun. anstehen zu lassen, Ihnen, der Dichterin, die er schon so viele Jahre liebt und bewundert, zu sagen, daß Sie die freundschaftlichen Empfindungen, von denen Ihr schöner Brief überfließt, an keinen Undankbaren verschwendet haben! Aber glauben Sie mir, meine liebste Freundin, weder Trägheit noch Kaltsinn waren daran schuld. Es ist von je her meine Art so gewesen, daß ich nicht schreiben kann noch mag, wenn mein Herz so voll ist, wie es in Halberstadt war. Geschriebene Worte dünken mir dann eine so kalte, so armselige Art, wie Seele mit Seele Gemeinschaft pflegen sollen, daß ich mich gar nicht dazu entschließen kann. Doch auch jetzt, da ich bei gelassenem Muthe an Sie schreibe, kann und werde ich Ihnen nicht den zehnten Theil davon sagen, was ich von Ihnen denke, was ich für Sie empfinde, und wie glücklich Sie mich dadurch machen, daß Sie meine Freundin sein wollen. Ein Genius soll Ihnen das in seiner eigenen Sprache unmittelbar ins Herz sagen. Sie sollen's fühlen, eben so stark es fühlen, als ob Sie es mit Ihren eigenen Geistesaugen unmittelbar in meiner Seele läsen, — und wozu ist es dann noch nöthig, daß ich's Ihnen durch Worte sage? Sie allein, vortrefflichste Frau, fehlten noch, um unsere Wonne in Halberstadt vollkommen zu machen. Zwölf ganzer Tage — ein Jahrhundert an innerm Werth, ein Augenblick im Genusse selbst — hab' ich bei unserm Gleim, dem besten unter allen Günstlingen des Musengottes, dem wärmsten der Freunde, dem edelsten der Menschen, gelebt. Nur unsre Sappho, unsre Muse mangelte uns, um aus seinem kleinen Sanssouci den Hayn der Musen oder Elysium zu machen.

Ihr freundschaftlicher Wunsch, beste Karschin, ist auch der Wunsch meines Herzens. Ja, wir müssen uns noch von Person kennen lernen. Sie müssen meine Kinder und die Mutter meiner Kinder, alles, was ein Theil meines Selbst ist, sehen, und unter den kleinen um Sie herumtummelnden Kindern der Natur sich selbst wieder vergnügt fühlen, und schönere Lieder singen, als Sie je gesungen haben. Es muß seyn, es wird seyn, oder meine Seele müßte mir in diesem Augenblicke falsch weissagen. Unwillkommne Hinderungen unterbrechen mich. — Ich muß mich von Ihnen losreißen. Aber der Anfang ist nun gemacht, meine Freundin. Posten zwischen Berlin und Weimar gehen wöchentlich und richtig zweimal. Also kein Wort weiter, als daß ich

mit aller Bewunderung der gefühlten Seelenverwandtschaft bin und ewig seyn werde Ihr ganz ergebenster W.

Wieland an seinen Schwiegersohn Heinrich Geßner in Zürich.

Weimar, d. 20. May 1796.

Die Mama ist wieder hergestellt, liebste Kinder, und wir reisen künftigen Montag von hier ab, über Jena, Rudolstadt, Coburg nach Bamberg, von da über Erlangen nach Nürnberg, von Nürnberg über Ansbach, wo ich den alten Dichter Uz*) — einen der vorzüglichsten Männer in Deutschland, besuchen will, dann über Ellwangen und Aalen nach Ulm, von Ulm nach Biberach, von Biberach den geradesten Weg, wiewohl durch lauter elende Nester, nach Schaffhausen, und von da über Eglisau recta in die Arme unsrer geliebten Geßnerfamilie. Da wir uns in Bamberg und Nürnberg, und vornehmlich in Biberach, mehr oder weniger, aber doch immer eine nicht bestimmbare Zeit, aufhalten werden, so ist nicht nur an kein Entgegenfahren, sondern selbst an kein Entgegenreiten zu gedenken. Damit wir aber doch unsre Lieben nicht überfallen wie ein Dieb in der Nacht, so will ich sowohl von Nürnberg als von Biberach aus schreiben, damit ihr den vermuthlichen Tag unserer Ankunft zu Schaffhausen ungefähr berechnen könnt. Wollen uns dann die Herren Gebrüder Geßner, gleich den Dioskuren Kastor und Pollux, auf ihre Gefahr bis Eglisau entgegen reiten, so sind sie willkommen; aber die theure Geßner-Mama, meine hochgeliebte Freundin und Schwester, bitte ich, was ich bitten kann, und der jungen Frau Charlotte Geßner mache ichs Kraft meines unverlierbaren väterlichen Ansehens zu einer heiligen Pflicht, uns nicht entgegen zu fahren, sondern sich so ruhig wie nur immer möglich zu Hause zu halten, und ihre gefühlvolle Seele mit Weisheit zu stärken und gegen alles Uebermaaß dergestalt zu verwahren, daß uns die selige Stunde des Sehens und Wiedersehens ja durch keinen widrigen Zufall verkümmert werde. Und so leben Sie denn alle wohl bis zu diesem Augenblicke des süßesten Genusses, dessen das menschliche Herz fähig ist! Wir rücken Ihnen mit der frohesten Ahnung entgegen. Die Witterung läßt sich seit heute um vieles besser an; die Luft wird milder; die Natur gewinnt ein lächelndes Ansehen, alles grünt und blüht, die Nachtigallen singen uns aus allen Büschen entgegen, und kurz! künftigen Montag um diese Zeit sind wir zu Saalfeld, acht Meilen von

*) Uz war Director des Landgerichts in Ansbach, und starb 1796, 76 J. alt, noch vor Wielands Besuch.

Weimar. Tausend zärtliche Grüße und Umarmungen von Mama, den Schwestern, den Brüdern, Karl und Wilhelm, und Eurem liebenden Vater W..

2. Conventionelle (Höflichkeits-) Briefe.

Die Höflichkeit beruht auf der genauen Kenntniß und Ausübung der unter gebildeten Personen üblichen Umgangsregeln. Wir haben bald mit Höheren, bald mit Niedrigeren, bald mit unseres Gleichen zu thun, und da es unter den verschiedenen Ständen eine unendliche Menge von Abstufungen giebt, und der größte Theil der Menschen verlangt, daß man danach die Behandlungsart einrichte, so ist nöthig, daß man genau das Verhältniß berücksichtige, in welchem nicht nur unsre Person zu ihnen, sondern auch unser bürgerlicher Stand zu dem ihrigen steht. Diese Art des Umgangs nennen wir die Convenienz.

Wenn schon im persönlichen Umgange diese Convenienz beobachtet werden muß, so ist dies in dem schriftlichen Umgange noch weit mehr nöthig. Ein Verstoß gegen dieselbe im mündlichen Verkehr wird leichter übersehen und vergessen, als wenn das todte Wort fest auf dem Papiere steht. Vertraulichkeit hebt die Convenienz auf; sobald wir mit Jemand durch Freundschaft oder Verwandtschaft verbunden sind, so hört sogleich die Convenienz zwischen uns beiden auf.

Bei allen conventionellen Briefen muß die sogenannte Courtoisie beobachtet werden. Darunter verstehen wir nicht nur die eingeführten Formeln und Redensarten, z. B. Ew. Wohlgebohren, Hochdieselben, ergebenst, gehorsamst, gütigst, geneigtst u. s. w., besonders am Anfange, am Schlusse und bei der Aufschrift, sondern auch die Wahl des Papiers, die Breite des Randes, das Format, die Art des Zumachens u. s. w., Dinge, die meist sehr unwesentlich sind, deren Nichtkenntniß uns aber sehr viele Menschen übel auslegen würden. Die Regeln der Courtoisie können hier nicht angegeben werden, weil sie in einen Briefsteller gehören.

Was den Stoff solcher Briefe betrifft, so sind die eigentli-

chen Geschäfte davon ganz ausgeschlossen, weil diese in die Geschäftsbriefe gehören. Dagegen rechnen wir dahin: Glückwünsche, Beileidsbezeugungen, Bittschreiben, Danksagungen, Empfehlungen u. s. w. Auch dadurch unterscheiden sich die Höflichkeits- von den Geschäftsbriefen, daß in diesen von den Gefühlen des Herzens nicht die Rede seyn kann, weil der Briefschreiber bloß das Geschäft vor Augen hat; bei jenen dagegen blicken die Gefühle des Herzens: Theilnahme, Wohlwollen, Dankbarkeit u. s. w. hindurch, sollten auch diese Gefühle nicht immer so stark seyn, als der Briefsteller sie ausdrückt. Sie gehören zu den schwierigsten Arten des schriftlichen Ausdrucks.

Gellert*) an den Hofrath**.

Wohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Ich kann Ew. Wohlgeboren Herrn Sohn nicht von unsrer Akademie gehen lassen, ohne ihm das rühmliche Zeugniß des Fleißes und der guten Sitten, das er vor vielen Andern verdient, zu ertheilen, und ich thue dies mit dem größten Vergnügen, und zugleich mit der strengsten Aufrichtigkeit. Sind die ersten Monate seines akademischen Lebens nicht die glücklichsten für ihn gewesen, so hat er die übrige Zeit seines hiesigen Aufenthaltes desto mehr zu seiner Ausbildung angewandt. Ich kenne ihn genau; ich habe ihn ganze Jahre fast alle Tage gesprochen, und bin bis zur Freundschaft mit ihm umgegangen. Ich kenne seinen Verstand, sein Herz und seine Geschicklichkeit. Alles dreies macht ihm Ehre, und Sie können diesen würdigen Sohn nicht ohne Freude und Segen sich entgegeneilen sehen. Er ist ein guter Wirth gewesen, und hat doch die Regeln des Wohlstandes aufs genauste beobachtet. Er hat die schönen Wissenschaften getrieben, ohne die höheren zu verabsäumen. Er hat die besten Gesellschaften besucht, und die wackersten jungen Leute zu Freunden gehabt, ohne seinem Fleiße zu schaden, und selbst sein Fleiß ist eine Ursache gewesen, daß man seinen Umgang gesucht hat.

Da ich gewiß weiß, daß Sie kein Mißtrauen in mein Zeugniß setzen können, so weiß ich auch gewiß, daß es Ihnen die angenehmste Nachricht seyn muß. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein Vater wäre, und ein redlicher Mann sagte mir so viel Gutes von meinem Sohne, und zwar aus Pflicht und Ueberzeugung! Ich wünsche Ihnen also zu diesem so lieben Sohne, zu seinem glücklichen Abzuge

*) Gellert starb 1769 als Professor in Leipzig, 54 J. alt. Mehr von ihm unten.

von der Akademie, zu aller der Freude, die er Ihnen und seinem Vaterlande machen wird, von Herzen Glück, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, und so ungern ich ihn auch verliere, so sehr werde ich ihn stets lieben und hochschätzen.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Leipzig, Ew. Wohlgeboren

d. u. s. w. 1757. ganz ergebenster

Gellert.

Wieland an Heyne in Göttingen. *)

Wohlgeborner Herr,

Hochzuehrender Herr Hofrath!

Herr Burkard, aus der Reichsstadt Heilbronn gebürtig, welcher im Begriff ist, von hier nach Göttingen abzugehen, um seine angefangenen Studien daselbst fortzusetzen, bittet mich um ein Empfehlungsschreiben an Ew. Wohlgeboren, und will sich durch die Entschuldigung, daß ich keine Ursache habe, meiner Empfehlung einiges Gewicht zuzutrauen, nicht abweisen lassen. In der Ueberzeugung, daß ein junger Mensch von seltener Wißbegierde und Unschuld der Sitten, der durch unverdrossnen Fleiß das, was ihm an Genie abgeht, so viel wie möglich zu ersetzen sucht, und dabei seiner unbemittelten Umstände wegen Aufmunterung und Unterstützung von Nöthen hat, in dem mir von so vielen Freunden gepriesenen leutseligen und edelmüthigen Charakter Ew. Wohlgeboren den besten Fürsprecher finden werde: wage ich es, Ihnen diesen Herrn Burkard als einen der gutartigsten Menschensöhne, die mir jemals unter die Augen gekommen sind, bestens zu empfehlen. Seine heftige Begierde nach Allem, was schön und gut ist, scheint mir seine Fähigkeiten weit zu übersteigen; allein auch diese, von jener unterstützt, sind noch immer hinlänglich, daß er unter einer so vortrefflichen Anführung, als er in Göttingen zu genießen Gelegenheit haben wird, zu einem dereinst in seiner Vaterstadt brauchbaren Manne wird gebildet werden können. Da sein vorzüglichster Wunsch ist, zu den Füßen des würdigen Nachfolgers des unvergeßlichen Geßners **) und unter dessen Anleitung aus den reinsten Quellen der Weisheit und richtigen Empfindung die zwei wichtigsten Stücke wahrer Gelehrsamkeit: Weisheit und Beredtsamkeit, zu lernen: so hoffe ich, daß ein seiner Verehrung für Ew. Wohlgeboren gemäßer Fleiß ihn der Gewogenheit, die ich jetzt für ihn erbitte, immer würdiger machen werde.

---

*) Heyne war Hofrath und Prof. in Göttingen, ein sehr gelehrter Alterthumsforscher, gest. 1809.

**) Nicht zu verwechseln mit dem Idyllendichter Salomon Geßner. Joh. Matthias Geßner war ein gelehrter Professor in Göttingen.

Uebrigens ergreife ich mit Begierde diese Gelegenheit, Ew. Wohlgeboren derjenigen reinen und aus ungeheuchelter Empfindung des Herzens stammenden Hochachtung zu versichern, welche Niemand, dem die Aufnahme der wahren Litteratur und der Ruhm unserer Nation nicht gleichgültig ist, Ihren Verdiensten versagen kann, und die ich mir eben darum zu keinem Verdienst bei Ihnen anrechen darf, sondern ich werde es als eine bloße Wirkung Ihres edlen Herzens aufnehmen, wenn Sie einigen Antheil an Ihrer Freundschaft gönnen wollen

Erfurt, d. 12. Apr. 1771.

Ew. Wohlgeboren
aufrichtigem Verehrer und gehorsamsten Diener
W.

Glückwünschungsschreiben (von einem Ungenannten).

Hochgeborener Herr Graf,
Hochgebietender Herr Präsident,

In dem Augenblicke, in welchem mir der allgemeine Ruf die frohe Nachricht mittheilt, daß der gerechte Fürst, den unser Staat als Vater verehrt, Ew. Hochgeboren anerkannte Verdienste um unser Vaterland durch Uebertragung eines der ersten Staatsämter mit väterlicher Huld belohnt hat, in diesem Augenblicke, der mein Herz mit der tiefsten Rührung erfüllt, wage ich es, Ihnen, in der einfachen Sprache dieses Herzens, meine gleich starke Verehrung und Rührung auszudrücken, besonders da ich das Glück in seinem ganzen Umfange fühle, daß diese Anerkennung Ihrer bleibenden Verdienste nicht die wohlthuenden Verhältnisse auflöst und unterbricht, in welchen ich bisher zu Ihnen, als meinem unmittelbaren Vorgesetzten, gestanden habe. Es ist der erhabene Lohn des wahren Verdienstes, daß, je entschiedener und je allgemeiner anerkannt sein Einfluß auf das Ganze des Staates ist, der Kreis seiner Thätigkeit in dem Grade erweitert wird, in welchem der Fürst, der seine treuen Diener kennt und hochachtet, noch mehrere Zweige der innern Staatsverwaltung unter den Einfluß dieser wohlwollenden menschenfreundlichen Kräfte bringt, um seine Unterthanen dadurch zu einer höhern Bildung, Ordnung und Glückseligkeit zu führen.

Wer das Glück hat, unter Ew. Hochgeboren unmittelbarer Leitung zu wirken, der darf auch getrost die Ueberzeugung bei sich unterhalten, daß diese Erweiterung Ihres Wirkungskreises diejenigen Ihrer Untergebenen, welche Ihnen bereits seit Jahren nach ihrer Thätigkeit bekannt sind, von Ihrem Herzen und von Ihrer wohlthätigen Vorsorge nicht entfernen wird. Dieser Ueberzeugung, von welcher ich mich in diesem Augenblicke durchdrungen fühle, werde ich das Glück meiner Zukunft verdanken, und Ew. Hochgeboren erlauben, daß ich mich mit dem Bekenntnisse derselben unterzeichne u. s. w.

3. Witzige und launige Briefe.

Witz ist die Fähigkeit, zwischen zwei ganz verschiedenen Dingen eine Aehnlichkeit aufzufinden. *) Laune besitzen wir dann, wenn unsere Ansichten, Meinungen und Urtheile von den gewöhnlichen Ansichten abweichen, wenn wir das tadeln, was Andre loben, und das loben, was Andre tadeln. Dies muß aber nicht geschehen, um Andern zu widersprechen, oder um den Sonderling zu spielen, sondern unsre abweichenden Ansichten müssen auf der eigenthümlichen Richtung unseres Geistes beruhen; denn Rechthaberei pflegt eine Eigenschaft einfältiger Menschen zu seyn, während Laune nur bei recht gescheuten und gebildeten Leuten gefunden wird. Der Launige spricht immer ernsthaft, auch wenn das, was er sagt, komisch ist; ja das vermehrt eben das Vergnügen, das er uns macht, daß er das Lächerliche mit wichtiger Miene vorträgt. Er sucht das Lächerliche, Ergötzliche und Besondere auf, und stellt darüber ergötzliche Betrachtungen an.

Von der Laune unterscheidet sich der Humor. Der Humorist betrachtet nicht bloß das Lächerliche, sondern auch und vorzüglich das Ernste, Erhabene, Feierliche und Wehmüthige, und zwar mit einer menschenfreundlichen Gemüthlichkeit. Er verdammt die Menschen nicht wegen ihrer Thorheiten und Verbrechen, sondern er findet sie bedauernswerth; von jeder Sache sucht er eine neue gute Seite auf; bald spricht er fröhlich, bald wehmüthig über die Menschen und Begebenheiten. Sein Wesen beruht also auf einer eigenthümlichen, gemüthlichen Weltansicht. Unter

*) Z. B. von Abraham a Sancta Clara (1709 als Hofprediger in Wien gestorben): „Eine Jungfrau soll seyn und muß seyn wie die Glocken am Charfreitage: muß sich nicht viel hören lassen. Die Männer können Vocales seyn (Selbstlauter), die Weiber Consonantes (Mitlauter), die Jungfrauen aber müssen mutae (stumme) seyn. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Spitalsuppe; die hat nicht viel Augen; also soll auch sie wenig umgaffen. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Nachteule; die kommt fein wenig ans Tageslicht. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Licht, welches, versperret in der Laterne, viel sicherer ist als außer derselben. Insonderheit aber soll seyn und muß seyn eine rechte Jungfrau wie eine Schildkröte; diese ist allezeit zu Hause, maßen sie ihre Behausung mit sich trägt."

den Engländern finden wir mehr humoristische Schriftsteller als unter den Deutschen. *)

Ein witziger und launiger Brief kann nur an solche Leute geschrieben werden, mit denen wir in vertraulichen Verhältnissen stehen. Es würde ein Verstoß gegen die gute Lebensart seyn, wenn wir uns einen solchen Ton gegen Personen erlaubten, die über uns, oder die wenigstens uns entfernt stehen. Sollen solche Briefe Vergnügen machen, so muß der Witz und die Laune natürlich, ungesucht, leicht seyn; der Witz darf nicht in die Breite gezogen werden, weil er dann langweilig würde.

Gellert an eine Freundin.

Ich bin in Bonau, und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben, so fühle ich doch, daß es auch ohne Versprechen meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefes mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. May ging ich mit Quasi-Postpferden, nachdem ich von halb 5 Uhr bis um 7 auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Famulus und noch eines Studenten, herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr neblich, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich, und im Pelze wollte ich verschmachten. Meine drei Pferde, ein weißes, ein schwarzes und ein braunes, schliefen im Gehen,

---

*) Z. B. der Engländer Sterne (der unter dem Namen Yorick ein viel gelesenes und sehr humoristisches Buch: empfindsame Reisen, geschrieben hat): „Es ist besser, in das Klaghaus gehen, als in das Trinkhaus.“ — Dies leugne ich; allein lasset uns hören, was für Gründe der weise Mann anführt. „Es ist trauern besser als lachen.“ — Ja für einen unsinnigen Orden von Karthäusermönchen; allein nicht für Leute, die in der Welt leben müssen. Zu welchem Ende glaubt ihr, daß uns Gott geschaffen habe? für die gesellschaftlichen Vergnügungen der wasserreichen Thäler, in die er uns gesetzt hat, oder für die dürren und schrecklichen Wüsten von Sierra Morena? Sind der traurigen Zufälle des Lebens und der verdrießlichen Stunden, welche uns beständig überfallen, nicht schon genug? Müssen wir denselben noch überdies nachgehen, gegen die Stimme unseres eigenen Herzens reden, und sagen, daß sie den freudigen Auftritten des Lebens vorzuziehen sind? Hat uns das beste Wesen in die Welt geschickt, damit wir dieselbe durchweinen, und uns das kurze und bereits genug trübselige Leben noch unerträglicher und kürzer machen? Denkt ihr denn, daß der, welcher unendlich glücklich ist, uns unsere Vergnügungen mißgönne? Bemerkt doch, was für Anstalten der Urheber unseres Daseyns vorher gemacht hat, damit wir nicht traurig fortreisen; wie viele Ruheplätze, welche Kräfte und Fähigkeiten er uns gegeben hat, sie zu genießen; was für Dinge er in den Weg gelegt hat, uns Vergnügen zu machen!“

und der Postillion versicherte mir, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde, und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sey. Ich ertrug alles dies mit einer mürrischen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir sehr bitter schmeckte, und kam endlich in Markranstädt an, wo die Pferde getränkt, und ein Schmidt und ein Wagner herbeigerufen wurde, um eine Besichtigung an meinem Wagen, der dem Grafen F. gehörte, anzustellen. Der Postillion behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde gewinnen, und der Schmidt sagte, wenn er nicht 3 bis 4 neue Schrauben von seiner Arbeit an diesen Wagen ansetzte, so würde er für immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein; denn er sagte, der Mann, der diesen Wagen gebaut hätte, müßte gar keinen Menschenverstand, und der ihn gekauft, viel Geld übrig, und nicht viel Verstand mehr als wie der Meister gehabt haben; kurz, ich war in der Gewalt des Schmidts, der eine Schraube nach der andern abriß, und neue machte, und sie ansetzte, und mich einmal über das andere anfuhr, daß ich mit einer solchen Chaise zu fahren mir kein Gewissen machte. Indem ich also hielt, kam die Frau von *** mit ihrer Familie, sieben Personen in Einem Wagen. Ich mußte nothwendig aus dem meinigen aussteigen, und sie becomplimentiren. — „Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor?" — Nach Bonau, gnädige Frau. — „Wo liegt das Bonau?" — Bei Weißenfels, Naumburg und Zeitz. — „Es kann doch nicht bei allen drei Orten liegen?" — Ach ja; es liegt bei allen dreien; ich kann es nicht ändern. — „Was wollen Sie denn in Bonau?" — Nichts, auf der ganzen Welt nichts, gnädige Frau. — „Ich schickte gestern in Leipzig nach Ihnen, Herr Professor; da ließ man mir sagen, Sie wären in ** bei **. Sie reisen ja recht herum." — Leider! und Sie sind nicht sicher, 'daß ich nicht auch zu Ihnen komme, wenn der Krieg noch länger dauert. — „Herr Professor!" fing eine der Fräulein an, „Sie stehen ja auch mit Damen in Briefwechsel?" — Ich? Mit Damen? — „Ja, sehen Sie! ein allerliebster Brief!" — Ich mochte nicht sehen noch wissen, was für einen Brief sie meinte, oder wie sie dazu gekommen wäre; genug, dies Compliment und das Hammern des Schmidts brachten mich vollends um alle meine Gelassenheit. Ich konnte auch der gnädigen Frau auf alle Fragen nichts weiter antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieses hatte die Wirkung, daß sie den Postillion fortfahren, und mich glücklich nachkommen hieß.

Es geschah auch. Ich erreichte Rippach um 12 Uhr. Aber zu meinem Schrecken erblickte ich mich hier unter lauter Freihusaren und Freibeutern. Ich bat den Postmeister inständig, daß er mich bald fortschaffen und mir eine Stube allein geben sollte. „Kommen Sie," sagte

er, „in meine Schlafkammer; sonst ist kein Winkel leer." — Ich ging hinein, beseufzte mein Schicksal, daß ich nichts zu essen bekommen und doch auch keine Pferde haben könnte. Hier saß ich also und nun traten 6 Offiziere unangemeldet in mein Zimmer. Ich stehe auf und bücke mich. „Lassen Sie sich nicht stören, Herr Professor!" fing der Erste an. „Dies hier ist der Rittmeister K**, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General S**. Wo gedenken Sie hin?" — Nach Bonau, Herr General. Komme ich Ihnen etwa verdächtig vor? — „Nichts weniger! Sie mögen wohl oft in Bonau seyn?" — Um Vergebung, wie hat Ihnen das bekannt werden können? — „Eben so, Herr Professor, wie mir's bekannt ist, daß sie oft in ** sind, und oft Besuche von solchen Leuten haben wie der Rittmeister K** ist." — Nun trat der Rittmeister näher auf mich zu mit einem freundlichen Gesichte, und sagte mir, daß er mich sehr lieb habe, und mich gern läse. — „Herr Professor," fuhr der General fort, „ich bitte Sie, daß Sie an diesem Mittag mit mir speisen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reisen lassen." — Nun, dachte ich, das wird eine schöne Mahlzeit werden! Aber was hilfts? Gehe mit, ehe man Gewalt gebraucht. Ich speiste also mit diesen Herren im Garten. Das Essen war sehr gut, und der Rittmeister und der General begegneten mir mit vieler Freundschaft; ich aber konnte nicht essen und nicht trinken, so sehr sie mir auch zuredeten. Immer dachte ich, ich würde die ganze Nacht hier residiren müssen, und diese Furcht gab mir, wie ich vermuthe, ein so mürrisches Ansehen, daß sie sich wohl sehr über den menschenfeindlichen Professor wundern mochten; denn sie sahen mich immer Einer um den Andern aufmerksam an. Zu meinem Glücke blies in der Hälfte der Mahlzeit ein Postillion. „Halten Sie mir es zu Gnaden, Herr General," fing ich an, „der Postillion ruft mich." — Und sogleich stand ich auf, und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, theuerste Freundin: der General ließ mich sehr gütig von sich, und ich muß es rühmen, daß ich an seiner Tafel kein unanständiges Wort gehört habe. Ich lief geschwind durch den Garten, sprang in den Wagen und sagte zum Postillion: „Fahrt zu! ich gebe Euch doppeltes Trinkgeld." — Alle Vorposten wollten mich aufhalten. „Wo kommen Sie her?" — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals! — „Sind sie der Herr Professor Gellert?" — Ja wohl! — „Nun so fahren Sie ruhig! Wir haben Ordre, Sie nicht aufzuhalten." — Fahrt zu, Postillion! fahrt zu! rief ich aufs Neue, indem ich voll Dank meinen Hut gegen die guten Husaren abzog. Der Postillion fuhr, was er konnte, und hörte gar nicht mehr, die Vorposten mochten rufen, wie sie wollten. Ich kam also wie im Trunke nach Bonau.

Hier fand ich die gnädige Frau krank, und zwar krank über den Schrecken, den ihr am 8ten May zwei Husaren von demselben Corps

gemacht hatten. Einer hatte sie erschießen, der andere erstechen wollen, und sie selbst war von ihren Leuten, die von den Husaren durch Prügel waren verscheucht worden, verlassen, die Kammerjungfer ausgenommen. Ich erzählte dieser armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntschaften, und sahe meine Ankunft für ein Glück an. Kurz, ich nützte mein Ansehen, und schrieb (an wen dächten Sie?) — an den Rittmeister K**, und bat, daß er keine solche tyrannische Husaren mehr nach Bonau schicken sollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffe von diesem Briefe gute Wirkung. Vielleicht kann auch einmal ein demüthiger und friedfertiger Schriftsteller eine Dame beschützen, die alle Landstände vor solchen Anfällen nicht würden schützen können. Sie hat sich, da sie nicht mehr in Furcht ist, größtentheils erholt, und mir selbst befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr sie bisher seit 4 Wochen gewesen ist. Dies habe ich nun, deucht mich, sehr treulich gethan. Jetzt will ich also spatzieren gehen, und wünschen, daß keine Husaren wieder kommen. Leben Sie wohl!

Gellert.

Bonau, d. 12. May 1760.

Charitas an Rabener*).

Mein Herr!

Das ist der erste Brief, den ich in meinem Leben schreibe. Ich bin ein Mädchen von 3 — 400 Wochen. Vor etwa drei Monaten habe ich angefangen schreiben zu lernen. Man sagt, ich schreibe für die kurze Zeit, da ich gelernt habe, recht hübsch. Es wäre mir lieb; doch möchte ich mich nicht gern betrügen. Sie sollen Richter seyn. Belieben Sie Ihre Gedanken darüber nur einigen Ihrer guten Freunde zu sagen, so will ich sie bald erfahren. Schmeicheln Sie mir nicht. Erfahren sollen Sie aber auch nicht, wer ich bin, bis ich gehört habe, wie Ihr Urtheil ausfallen wird. Verzeihen Sie meiner Freiheit. Ich bin Ihre Dienerin und heiße mit dem Vornamen

Charitas.

---

*) Gest. 1771 als Obersteuerrath in Dresden. Die Veranlassung dieser und mehrerer andrer Briefe beider Personen ist folgende: R. war oft in einer angesehenen Familie, in welcher sich ein paar junge Mädchen befanden. Diese kamen auf den Einfall, mit ihm unter dem erdichteten Namen Charitas und Barbara einen Briefwechsel anzufangen. Anfangs merkte er nicht, wer die Verfasserinnen wären. Als es ihm endlich ein Zufall entdeckte, setzte er dennoch eine Zeit lang den Briefwechsel in demselben Tone fort, bis er eine Erklärung für gut fand.

Rabener an Charitas.

Dresden, d. 9. Dec. 1757.

Recht schön, meine artige kleine Correspondentin, allerliebst schön schreiben Sie. Ganz gewiß müssen Sie sich in Ihrer Zeitrechnung geirrt haben; denn unmöglich kann ein Mädchen von 400 Wochen so richtig und so schön schreiben. Aber ich besinne mich: das schöne Geschlecht braucht kaum so viele Monate, wie wir Mannspersonen Jahre brauchen, recht gut oder recht schlimm zu werden.

Wenn Sie, meine liebe Unbekannte, dieses noch nicht verstehen, so fragen Sie nur Ihre Tanten, die werden es Ihnen gewiß erklären. Sie warnen mich, ich solle Ihnen nicht schmeicheln? O merken Sie sich die Warnung, ich bitte Sie darum. Nicht alle Mannspersonen sind so aufrichtig wie ich es bin. Sobald Sie achthundert Wochen alt sind, werden Sie erfahren, daß ich heute wahr geredet habe. Sie schreiben mir doch bald wieder? Wie sorgfältig will ich Ihren Brief aufheben, da er, wie Sie sagen, der erste ist, den Sie in Ihrem Leben schreiben. Mir wird er allemal schätzbar, und künftig für viele ein Heiligthum seyn, die Ihre Briefe vergebens wünschen. Habe ich Ihnen nun genug gesagt? Nun erfahre ich doch Ihren ganzen Namen? Ich möchte mich gern mündlich bei Ihnen bedanken, und Ihnen die Händchen küssen.

Rabener.

Mein Herr!

Ist es wahr, daß Sie sich die Mühe nehmen, und mir auf meinen gestrigen Brief antworten wollen? Die Frau, die ihn überbrachte, hat es mir beredet. Damit könnten Sie mir eine rechte Freude machen. Wie fleißig wollte ich ihn durchbuchstabiren, und allemal in meinem Schränkchen wieder aufheben. Schreiben Sie geschwind, die Frau soll darauf warten. An solche kleine Mädchen haben Sie doch noch nicht geschrieben. Ich möchte schon wissen, was für eine Vorstellung Sie sich von mir machen. Warten Sie, ich will sehen, ob ich mich beschreiben kann. Ich bin für mein Alter weder zu groß noch zu klein; schön sehe ich nicht aus, aber auch nicht häßlich. Artig, manierlich? — ich will aufrichtig seyn — so gar sehr artig und manierlich, wie viele Andere von meinen Jahren, bin ich auch nicht. Ich bin mehr ernsthaft als lustig, und halte mich gern zu erwachsenen Personen, die sittsam und verständig sind. Ich habe — nein! das sagt Charitas nicht. Schweigen muß sie; sonst wird sie sich verrathen, und das thut sie nicht.

Charitas.

Sie sind schalkhaft, meine kleine Freundin, beinahe so schalkhaft wie ein erwachsenes Mädchen. Ich hoffte gewiß, ich würde Sie heute

kennen lernen. Sie können wohl glauben, daß ich mich sehr darauf freute. Voll Ungeduld erbrach ich Ihren Brief; ich lief ihn flüchtig durch, ich las ihn noch einmal, noch zweimal mit der größten Aufmerksamkeit durch, und nun weiß ich heute eben so wenig wie ich gestern wußte. Aber nehmen Sie sich in Acht, meine gar zu verschwiegene Charitas! ich habe schon mit dem Gerichtsamtmanne gesprochen. Noch in dieser Woche, vielleicht morgen, soll durch die ganze Stadt in allen Quartieren Haussuchung gethan werden. Alle Mädchen von drei- bis vierhundert Wochen, die nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu schön und nicht zu häßlich, mehr ernsthaft als lustig sind, alle diese Mädchen sollen zusammen gebracht werden. Was wetten wir: ich ertappe Sie? Ich werde eine Jede nach der Reihe fragen: ob sie artig und manierlich seyn? Und wenn Eine darunter ist, die es aus Bescheidenheit leugnet, daß sie es so wäre, wie Viele von Ihren Jahren, diese ist gewiß meine versteckte Charitas! Wird Ihnen nun bald Angst? — Wie? ich glaube, Sie lachen gar noch darüber? Nun warten Sie nur! Gewiß, gewiß ertappe ich Sie, und wie soll ich Sie hernach bestrafen?

Rabener.

---

4. Belehrende Briefe.

Es giebt unter den Werken, welche dazu bestimmt sind zu belehren, einige, die in Briefform abgefaßt sind, um den Vortrag faßlicher und eindringlicher zu machen. Allein wenn solche Briefe nicht an bestimmte Personen geschrieben sind, und mit einem wirklichen Briefe nichts weiter gemein haben als die Ueberschrift und den Schluß, so gehören sie in den Lehrstyl. Nur dann ist der belehrende Brief ein wirklicher Brief, wenn die Person, an welche er gerichtet ist — sie sey nun eine wirkliche oder nur erdichtete, — nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und man daher sehen kann, daß der Brief zunächst für sie bestimmt ist. Die Darstellung muß also den Charakter des Briefstyls an sich haben. Denkt man sich nur eine Person, welcher man gewisse Wahrheiten auseinander setzt, damit sie unter diesem Gewande bei Andern desto besser Eingang finden, so wird der Brief nie so gut gerathen, als wenn man an eine wirkliche Person schreibt, die uns mit ihren gan-

zen Verhältnissen, nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, als Knabe, Mädchen, Jüngling, Jungfrau, Mann, Frau u. s. w. vor Augen steht. Die Eigenthümlichkeit dieser Person muß auch entscheiden, was, wie viel und wie man an sie schreibe.

Es giebt mehrere Werke, die Belehrungen in Briefform auch über solche Gegenstände enthalten, die dem weiblichen Geschlechte wichtig seyn müssen. Einige derselben sind geradezu für dies Geschlecht bestimmt, z. B. Brandes (Prof. der Mathematik in Leipzig) Briefe über Sternkunde. Auch sind Dusch's (gest. 1787 als Director des Gymnasiums in Altona) Briefe zur Bildung des Geschmacks, und desselben moralische Briefe zur Bildung des Herzens zu empfehlen.

Hier ein Beispiel aus Dinters (Consistorialraths in Königsberg, gest. 1831.) Malwina. Diese hatte einen Professor um Rath gefragt, wie sie ihr neugebohrenes Mädchen erziehen sollte, und erhielt darauf folgende Antwort:

Professor M. an Malwina.

(Abgekürzt.)

Billig sollte ich Ihnen, meine Gnädige, zu Anfange meines Briefes recht viel Angenehmes und Verbindliches über Ihr ehrenvolles Vertrauen, über Ihr gütiges Urtheil, über Ihre ausgezeichneten Einsichten, über Ihre mütterliche Gewissenhaftigkeit sagen, und am Ende wohl gar mich so ganz in den Mantel der Bescheidenheit hüllen, daß Ihnen von meinen wahren Grundsätzen nichts zu Gesichte käme. Aber ich bin, das wissen Sie, zu dem allen unbeholfen. Ich will also lieber von dem, was ich vor der Hand, da Ihre Kindlein noch so zart sind, für das Wichtigste halte, Ihnen etwas darlegen. Mag mich dann Ihr Herr Gemahl für einen Ketzer oder für einen Altgläubigen halten, Ihr Herz richte und Ihre Erfahrung entscheide.

Mein erster, oder vielmehr mein einziger Rath ist: verderben Sie der guten Mutter Natur ihr Werk nicht. Ich rede von der Erziehung und nicht vom Unterrichte. Denn bei diesem müssen wir der Natur Gewalt anthun, und in 9 — 12 Jahren am einzelnen Menschen ein Werk vollenden, zu dem sich die Natur beim Menschengeschlechte Jahrtausende Zeit nahm. — Die größte Kunst, die eine weise Mutter bei der Erziehung zu beweisen hat, ist die: sie muß dafür sorgen, daß Mutter und Kind fein natürlich bleiben; daß, wo unvermeidliche

Verhältnisse und Eingriffe in ihr Werk das Unnatürliche hervorgebracht haben, Alles, sobald wie möglich wieder in seine Ordnung komme. Das Thun ist also das Wenigste; das Verhüten und Geschehenlassen die Hauptsache. Mein ältester Knabe hatte das gewöhnliche Schicksal der Erstgebohrenen: es wurde schrecklich viel an ihm gethan. Da lernte er denn freilich laufen, als er kaum 45 Wochen war. Aber er fiel auch wöchentlich wenigstens einmal und so derb, daß seine Stirn noch jetzt die Spur davon trägt. Dafür hatte er aber auch zeitiger laufen gelernt, als die Natur wollte. Der zweite lernte es später, aber in der Ordnung der Natur, und weiß bis jetzt fast nichts, was ein gefährlicher Fall sagen will. Ihr Elementarwerk*) weist das Kind ans Bild, und das taugt nichts Am gemalten Sperlinge lernt das Kind den draußen vor der Scheune gewiß nicht kennen. Die Natur gab dem Kinde die Freude am Sehen, Hören, Tasten, und dem Weibe die Freude am Nennen, und zehnmal nennen, bis es nachgenannt wird. Stube, Haus, Hof, Garten, Feld, Thierwelt geben reichen Stoff, und ein stummes Weib ist gewiß entweder durch eigene Erziehung verderbt, oder durchs Schicksal verstimmt. Meine Frau hat keine Erziehungsschriften gelesen. Ich hüte mich auch wohl, ihr Theorieen zu geben. Aber sie ist ein natürliches Weib, das ihre Kinder liebt, und jetzt mit ihnen spielt, wie sie vor einem Vierteljahrhundert mit ihren Puppen gespielt haben mag. Sie läßt die Natur walten, und meine Kinder befinden sich geistig und körperlich wohl dabei. Jetzt steht sie am Schranke. Sie nennt ihn, zeigt dem Kinde die Thüre, trommelt auch wohl daran, macht sie auf, wieder zu u. s. w. Sie nimmt sich aber wohl in Acht, lange dabei zu verweilen. Sie geht weiter. Sie kommt zum Ofen, zum Fenster, und machts ebenso. Sie fragt: wo ist der Ofen? wo der Schrank? u. s. w. Und so wachsen ihre Unterhaltungen, wie das Kind wächst. Da verhält sich nun

---

*) Basedow stellte um das Jahr 1770 neue Grundsätze der Erziehung auf. Er verlangte, man sollte die Kinder naturgemäßer erziehen. Darin hatte er ganz recht; aber er übertrieb die Sache, und machte viele Fehlgriffe. Der treffliche Fürst von Dessau berief ihn nach Dessau, errichtete nach Basedow's Grundsätzen eine Erziehungsanstalt, das Philanthropin, und machte B. zum Director derselben. Anfangs ging die Sache gut von Statten, und Männer, die nachher berühmt geworden sind: Salzmann, Campe, Matthisson u. a. waren Lehrer an derselben. Allein Basedow's Heftigkeit und seine zuweilen sehr sonderbaren Ansichten verdarben alles, so daß sich nach wenigen Jahren die Schule auflöste. Basedow legte seine Grundsätze in einem Werke dar, das er das Elementarwerk nannte. Er starb 1790 in Magdeburg in Armuth. Aber seine Grundsätze hatten in dem Erziehungswesen eine sehr glückliche Veränderung bewirkt, und darum müssen wir das Andenken dieses gutmeinenden Mannes segnen.

das Buch zu meiner Frau, wie der Batteux*) zum Homer, oder wie die Akustik**) zum Orpheus. Nennen, zeigen, nähern, entfernen, betasten lassen, theilen, zum Nachweisen und Nachsprechen auffordern, das lehrt die Natur jedes unverdorbene Weib, und selbst die lebhafte Wärterin thut's, anfangs aus langer Weile, dann aus Gewohnheit, dann aus Liebe zur Sache und zum Kinde. Und wenn das geschieht, so ist für Bildung des Anschauungsvermögens in dem Alter, in welchem jetzt Ihre Serena steht, genug gethan, versteht sich, (was ich bei Ihnen voraussetze) wenn deutlich vorgesprochen, und deutliches Nachsprechen verlangt wird. Das lange Verweilen bei Einem Gegenstande, das Zergliedern desselben in seine kleinsten, dem Kinde noch kaum erreichbaren Momente ist Unnatur, die sich entweder durch Widerwillen, oder durch Gedankenlosigkeit, Mechanismus rächt.

Aber, werden Sie sagen, der Herr Professor der Moral sagt nicht ein Wort von der Begründung der Moralität, mit der doch beim dreijährigen Kinde der Anfang gewiß schon gemacht werden, oder vielmehr gemacht seyn muß. Wohlan! so hören Sie auch hier meinen Rath. Verderben Sie nur die Natur nicht. Die Natur, vorausgesetzt, daß das Kind gesund ist, die Natur verdirbt das Kind gewiß nicht. Im Kinde finden Sie vier Dinge vor, die Sie ihm nur zu lassen, die Sie, wo sie sich äußern, nur zu benutzen haben: Gefühl der Abhängigkeit, Liebe, Nachahmungstrieb, Thätigkeitstrieb. Dies sind die vier Pfeiler der Sittlichkeit. Die Erziehung braucht sie nicht anzusetzen; sie darf sie nur nicht untergraben. Das Kind ist nichts durch sich selbst, kann nichts durch sich selbst, erlangt nichts durch sich selbst. Kein Bewußtseyn wird ihm früher klar, als das: ich stehe in fremder Hand. Ein herrschendes Kind ist Unnatur, und für die Sittlichkeit schon halb, wo nicht ganz verloren. Sittlichkeit ist freie Unterwerfung unter das Gesetz, das man für ein Wort der Nothwendigkeit, der Weisheit, der Liebe anerkennt. Das Kind unterwirft sich anfangs aus Zwang, bald aus Gewohnheit, dann aus Liebe, weit später aus Achtung. Sie sind Ihrer Serena Gesetzgeberin und Gesetz. Macht sie jetzt Sie von sich abhängig, so wird ihr weiterhin jedes Gesetz lästig seyn. Unterordnung unter den Willen der Mutter ist dem Kinde Vorschule der Pflicht. — Nur Festigkeit in Liebe — ein Fruchtbaum, der nährt und schützt, ohne sich beugen zu lassen — nur sie ist die Mutter des reinen, freudigen Gehorsams, erst gegen Menschen, bald gegen Gott. — Liebe, braucht sie Serena erst zu lernen? Wehe dem Kinde, das sie erst lernen müßte! Mein Sohn äußerte neulich,

*) Batteux war ein gelehrter Franzose, der eine Theorie der schönen Wissenschaften herausgab.

**) Akustik, d. i. die Lehre vom Schall.

daß er seinen Brüdern recht herzlich gut wäre. „Wohl!“ sagte ich; „aber nenne mir auch Jemanden, dem du nicht gut bist.“ — „Ja, Vater!“ sagte er nach einigem Besinnen, „da wüßte ich doch in der ganzen Welt keinen Menschen, dem ich nicht gut wäre.“ So ist das natürliche Kind. Und wir? Es sey denn, daß wir uns umkehren, und werden wie die Kinder, können wir nicht ins Himmelreich kommen. Was soll ich thun, um meinem Kinde diese Liebe zu bewahren? Nichts, nichts, edle Mutter, durchaus nichts. Dies macht sich von sich selbst. Nur wachen Sie, daß Niemand das Kind mit Ungerechtigkeit und Härte behandle. Liebe zur Menschheit wächst von selbst, wie Liebe zum Leben. Und der Sittlichkeit majestätischer Strom entspringt im Haine der Liebe. — Nachahmungstrieb. Gewiß, Sie fühlen was in dem Worte liegt, und wachen über die Umgebungen Ihres Kindes. Nachahmungstrieb ist wie die untersten Blätter des Kornhalms. Sie nähren die Aehre in ihrem Busen. Aber ist diese heraus und steht für sich, dann fallen jene ab; denn sie haben ihre Bestimmung erreicht. — Thätigkeitstrieb, welcher Tugend Umfang läge nicht in ihm! Minder weise Mütter klagen oft über ihn, weil er ihnen Mühe, Zeitaufwand, bisweilen auch einigen Verdruß verursacht. Freilich sitzt das trägere Kind ruhig, indeß die Mutter plättet oder — plaudert. Aber natürlich ist dem Kinde dieser Zustand nicht, wohlthätig noch weniger. Wo mit dem Schlafe kein todtes und tödtendes Pflanzenleben, wo mit ihm Spiel, Bewegung, Anschauen, Gespräch in stetem Wechsel stehen — da, Mutter, hast du dem Laster die Pforte verriegelt, durch die es am häufigsten eindringt.

Ich war neulich in einem französischen Garten. Da hatte der Gärtner mit unermüdetem Fleiße Hecken beschnitten, und Bäumen allerlei künstliche Figuren gegeben, daß nicht ein Blättlein hervorsah, dem er nicht seine Lage angewiesen hätte. Die Beete waren lieblich eingefaßt, und der Boden hier und da mit buntfarbigen Steinen belegt. Es gab viel Blumen und wenig Früchte, viel Mühe und wenig Gewinn. Man hatte die Natur in Formen gegossen, aus denen sie, bei Strafe des Messers und der Scheere, nicht weiter durfte. Das, dacht ich, ist die Erziehung der Kunst, des systematischen Gärtners. Ich kam in eine schöne Gegend, wo die Natur fast freie Hand hatte. Man hatte ihr anvertraut, was sie ernähren konnte. Da wuchs es nun ohne Zwang und Schnitt. Nur was die Fruchtbarkeit hinderte, war weggenommen. Da wechselten Blumen, Küchengewächse, Fruchtbäume, Haine von Waldbäumen, und der Gärtner hatte nur Wege durchhin geschlängelt, und freundliche Ruheplätzlein an die Wege gestellt, der Natur gegeben, was sie forderte, und entfernt, was ihrer Kraftäußerung falsche Richtung gab. Da war mir so wohl. Freiheit und Kraft sah ich überall im heiligen Bunde. So, sprach ich bei mir selbst

so erzieht die Natur und die Mutter. „Was ist deine Kunst?" fragte ich den Gärtner. — „Kunst?" rief er; „hab' ich die? Ich bin mir's nicht bewußt. Doch, wenn ich sie habe, so höre mein Geheimniß: was du für Kunst hältst, ist: Begünstigung des großen Wirkens der Natur!"

der Ihrige

Matern.

Vierter Abschnitt.

Der Geschäftsstyl.

Zum Geschäftsstyl gehören alle diejenigen schriftlichen Arbeiten, welche das bürgerliche Leben angehen, welche die Verhältnisse betreffen, in denen wir als Mitglieder des Staats oder irgend eines Standes stehen. Bei dem Lehr-, geschichtlichen und Briefstyl war Schönheit eine der Haupterfordernisse. Dies ist aber beim Geschäftsstyl nicht der Fall. Hier kommt es mehr auf Deutlichkeit, Ordnung, Zusammenhang und Kürze an. Denn ein Aufsatz, der in diese Klasse gehört, soll nicht die Phantasie oder den Verstand auf eine angenehme Weise beschäftigen, sondern den, an den wir schreiben, von dem Geschäfte, das wir vorhaben, genau in Kenntniß setzen. Will z. B. ein Minister den Präsidenten einer Regierung anweisen, daß er ein Magazin anlegen solle, so muß er in der nöthigen Ordnung alles sagen, was der Präsident wissen muß, um den Befehl zu vollziehen.

Alles, was zum Geschäftsstyl gehört, kann in zwei Hauptklassen gebracht werden:

I. der höhere Geschäftsstyl enthält alles, was zwischen den Behörden unter einander oder zwischen ihnen und den Untergebenen verhandelt wird, ebenso das, was ein Staat mit einem andern Staate auszumachen hat. Demnach kann der höhere Geschäftsstyl ein doppelter seyn:

1. der Gerichtsstyl.
2. der Hofstyl.

Zum ersteren gehört alles, was über die Rechte einzelner Bürger von und mit den Ober- oder Untergerichten verhandelt wird; z. B. Protocolle, Urtheile, Vorschriften, Gesetze, Testa-

mente, Klag- und Vertheidigungsschriften, Steckbriefe, Subhastationen, Pässe u. s. w.

Zum Hofstyl dagegen alles, was von der Regierung ausgeht, und entweder fremde Staaten, oder das ganze Volk, oder einzelne Stände und Corporationen, oder auch einzelne Personen angeht; ferner was die Unterthanen mit der Regierung verhandeln. Daher theilt man den Hofstyl wieder in zwei Klassen:

a. für die innern Angelegenheiten,

b. für die auswärtigen Angelegenheiten.

Zu den ersteren gehören z. B. Verfassungen, Bekanntmachungen der Regierung, Proclamationen, Privilegien, Amts- oder Ordensverleihungen, Belobungsschreiben, Bittschriften, Gesuche u. s. w.

Zu den letzteren: Bündnisse, Friedensschlüsse, Kriegserklärungen, Verträge, Vergleiche u. dgl.

Beispiele für den höhern Geschäftsstyl zu geben, halten wir für unnöthig, da das weibliche Geschlecht selten in den Fall kommt, dergleichen Aufsätze zu entwerfen, und in einem solchen Falle doch wohlthun wird, einen Sachverständigen darüber zu Rath zu ziehen.

II. Der niedere Geschäftsstyl umfaßt die Privatgeschäfte der Staatsbürger, die ohne Dazwischenkunft der Obrigkeit abgemacht werden können. Also gehören dahin: Schuldverschreibungen, Wechsel, Anweisungen, Quittungen, Zeugnisse, Bekanntmachungen, Aufrufe und v. a. m. Zu dem niedern Geschäftsstyle gehören nun auch die Geschäftsbriefe, z. B. Kaufmannsbriefe, Briefe, welche Gerichtsanwalte mit ihren Mandanten wechseln, Briefe über Geldangelegenheiten u. s. w. Die zum niedern Geschäftsstyle gehörigen Aufsätze sind so mannigfaltig, daß wir hier nicht von allen Arten Beispiele geben können. Also nur einige:

Waarenbestellung.

Wohlgebohrner Herr,

Hochzuverehrender Herr Commerzienrath,

Ich gebe mir die Ehre, bei Ew. Wohlgebohren ganz ergebenst anzufragen, ob ich vielleicht durch Ihre Handlung mit dem nöthigen Bedarf in Zucker, Kaffee, Rosinen u. dgl. versorgt werden könnte? Bisher hat mich der Kaufmann Walter in Leipzig damit versehen.

Allein die Entfernung ist zu groß, als daß ich nicht zuweilen mehrere Wochen auf die Ankunft der bestellten Waaren hätte warten müssen. Daher wünschte ich mit einer Handlung in der Nähe ein Abkommen darüber zu treffen. Ist Ihnen mein Vorschlag genehm, so erbitte ich mir als erste Sendung mit erster Gelegenheit 20 Pfd. guten Melis, 10 Pfd. Kaffee beste Sorte u. s. w.

Ich schicke Ihnen dazu 20 Thlr. mit, und bitte, wenn etwas davon übrig bleiben sollte, mir den Ueberfluß zu Gute zu schreiben. Sollte aber das Geld nicht ganz reichen, so werden Sie mir wohl bis zur nächsten Bestellung Credit geben.

Mit vollkommenster Hochachtung verharre ich Ew. Wohlgebohren

ganz ergebenster u. s. w.

Bitte um Uebernahme einer Prozeßführung.

Wohlgebohrener Herr,

Hochgeehrtester Herr Justiz-Commissionsrath,

Wegen einer Schuldforderung bin ich genöthigt, gegen Herrn Baron von W. eine Klage bei dem Oberlandesgerichte in Breslau einzureichen. Da ich aber die festzusetzenden Termine wegen meiner Abwesenheit in Breslau nicht abwarten kann, so frage ich bei Ew. Wohlgebohren ganz ergebenst an, ob Sie vielleicht die Geneigtheit hätten, den Prozeß an meiner Statt zu führen. Ist dies der Fall, so werde ich sogleich nach erhaltener gefälliger Benachrichtigung Ihnen eine Vollmacht und die zur Information der Sache nöthigen Papiere zu übermachen so frei seyn, der ich mit gebührender Hochachtung die Ehre habe zu seyn Ew. Wohlgebohren

ganz ergebenster u. s. w.

Aufkündigung eines Capitals.

Hochgebohrener Herr,

Hochzuverehrender Herr Graf,

Das Capital von 2000 Thlr., welches ich auf Ew. Hochgebohren Gut stehen habe, ist mir jetzt zur Ausstattung meiner Tochter dringend nöthig. Daher darf ich gewiß auf ihre geneigte Entschuldigung rechnen, wenn ich Sie ganz ergebenst bitte, es mir zu Weihnachten zurückzahlen zu wollen. Haben Ew. Hochgebohren vielleicht die Güte, mir mit nächster Post eine kleine Bescheinigung zu schicken, daß dieser Brief wirklich an Sie gelangt ist?

Erlauben Sie die Versicherung der vollkommensten Verehrung hinzufügen zu dürfen, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Hochgebohren

ganz ergebenster u. s. w.

Aufkündigung von Lehrstunden.

Ew. Hochedelgebohren sage ich für den meiner Tochter ertheilten Unterricht meinen ergebensten und freundlichsten Dank, und werde jederzeit mit erkenntlichem Gemüthe des vielen Nutzens gedenken, den Sie bei ihr durch Ihre so zweckmäßige Methode gestiftet haben. Gern würde ich Sie bitten, den Unterricht noch fortzusetzen, wenn ich nicht aus mehreren Gründen, die zu entwickeln hier nicht der Ort ist, es für besser hielte, sie der Schule des Professors Z. zu übergeben. Nur bitte ich sehr, ja nicht zu glauben, als sey die geringste Unzufriedenheit mit Ihrer Lehrart die Ursache dieser Veränderung.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

sehr ergebener u. s. w.

Schuldverschreibung.

Ich bescheinige hiermit, daß ich heute vom Herrn Inspector N. ein Darlehn von achtzig Thalern erhalten habe, und verspreche, dasselbe heute über das Jahr mit dem schuldigsten Danke und mit 5 Procent Zinsen baar und richtig zurückzuzahlen.

Caroline Seidel.

Breslau, d. 6. Dec. 1831.

Anweisung.

Herr Buchhändler B. belieben die Summe von dreißig Thalern an Frau Calculator L. gefälligst auszuzahlen, und mir von meiner Forderung in Abrechnung zu bringen

Auguste Franke u. s. w.

Todesanzeige.

„Eine stille und herzliche Ehe ward nach 10 Monaten schnell getrennt, als meine theure und unvergeßliche Gattin, Wilhelmine, am 15. d. mich verließ und in die Ewigkeit ging. Sie war ein edles Weib, voll Liebe und Herzensgüte, durch welche mir die wenigen mit ihr verlebten Tage zu den glücklichsten und seligsten gemacht worden sind. Tief erschüttert mache ich ihr Scheiden unsern auswärtigen theuren Verwandten, ihrer herzlichen und, wie ich bitte, stillen Theilnahme versichert, hierdurch bekannt. Mit mir trauert ein Kreis zärtlicher Verwandten, und in unsre Klage weint der Säugling, den sie mir hinterließ, und den ich mit doppelter Liebe in meine Arme nehme, da er — wehmüthiger Trost! — das Ebenbild seiner verewigten Mutter ist."

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nösselt, Friedrich, 1781-1850

Lehrbuch zur Kenntniß der verschiedenen Gattungen der Poesie und Prosa für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen

Breslau 1836

P.o.germ. 1013 r-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115640-6